Mein Leben

Von

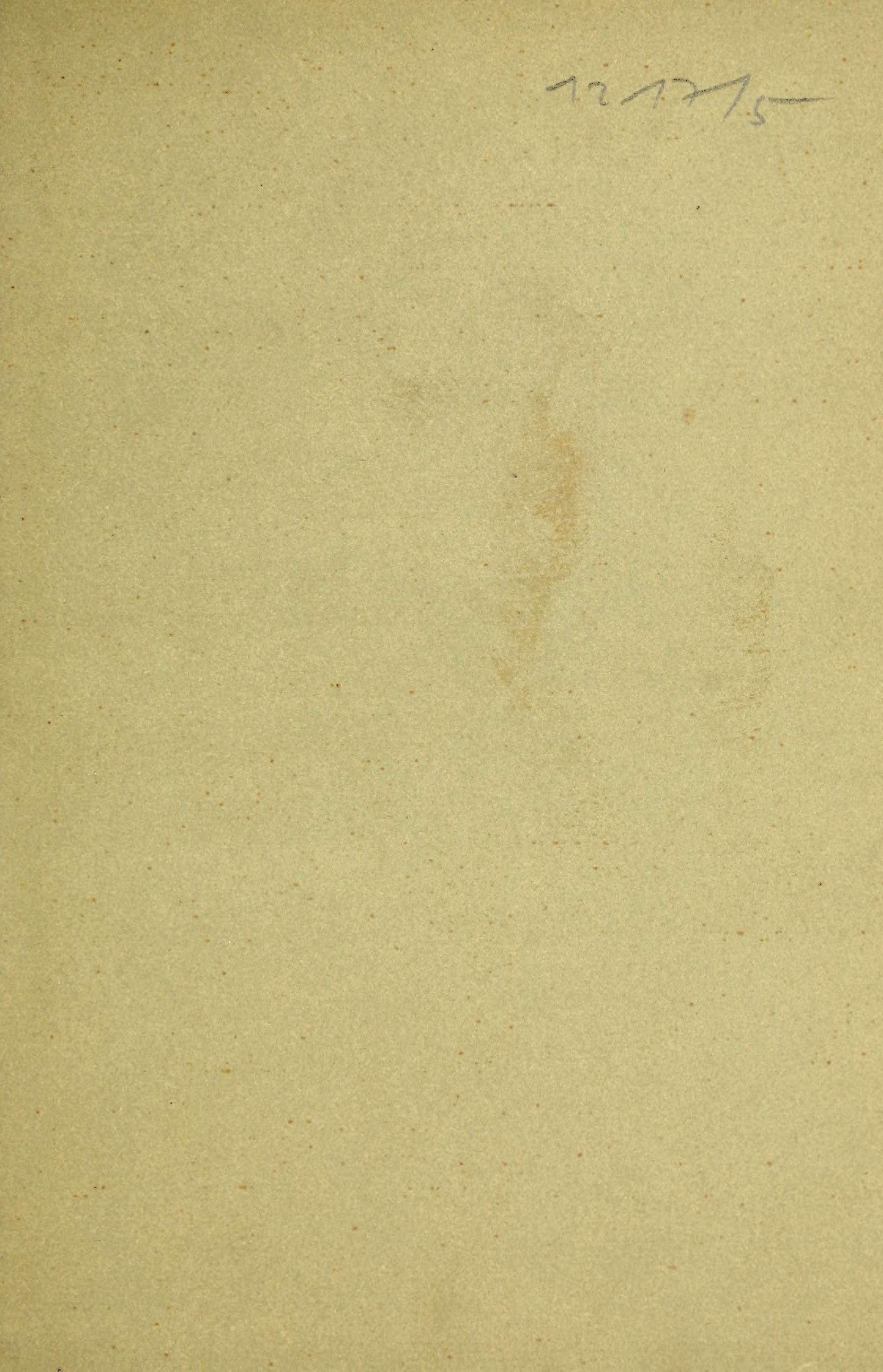
Daniel Freih. v. Salis-Soglio

Zweiter Band

Von 1867 an



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt





1906
Daniel Freiherr v Salis-Soglio
FZM. i. R.

Mein Leben

und was ich davon erzählen will, kann und darf

Von

Daniel Freiherrn von Salis-Soglio
k. u. k. Feldzeugmeister

Zweiter Band

Von 1867 an

Mit zwei Bildbeigaben und einer Stammtafel



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1908



Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Inhalt

Beigaben:

Vorwort zum zweiten Band

Eigentlich kann das Vorwort zum ersten Band auch für den zweiten Band gelten; trotzdem sehe ich mich veranlaßt, dasselbe mit nachstehendem für den zweiten Band zu ergänzen.

Die kontinuierliche Abnahme meines Augenlichtes und die Unmöglichkeit, durch gesunde Augen anderer Einsicht in reservate Akten jüngster Vergangenheit zu erhalten, erschwert mir die Arbeit für den vorliegenden Band ganz bedeutend; zudem kommt der Umstand dazu, daß, wie es allgemein bekannt ist, das Alter sich viel besser an längst als jüngst vergangene Tatsachen erinnert.

Die chronologische Reihenfolge derselben genau zu verifizieren, war mir aber, wie oben erwähnt, unmöglich gemacht, und muß ich daher allfällige Pedanten, welche nach dieser Richtung genaue Nachforschung pflegen, und falls sie Fehler finden sollten, bitten, mit mir nicht zu streng ins Gericht zu gehen und Gnade für Recht walten zu lassen.

Erwähnen muß ich noch, daß das Viele, was ich über mein Fach in diesem Teile bringe, für den Fachmann jedenfalls ob des Mangels an Illustrationen hierzu nicht vollständig genug erscheinen dürfte, aber „das", was ich nicht sagen darf, spielte eben hier eine größere Rolle. Währenddem ich an dem zweiten Bande arbeitete, erschienen über den ersten viele und eingehende Besprechungen in in- und ausländischen Blättern. Als junger Autor, der 80—82 Jahre alt war, als er dies schrieb, hatte ich vor diesen Besprechungen bzw. auch Kritiken eine Angst, wie sie einem alten Soldaten nicht gut ansteht.

Ich erwartete mit Unruhe, in welchen der Dantischen Höllenkreise mich jene hineinwerfen würden; die Freude darüber, daß dies nicht geschah, im Gegenteil alle Besprechungen beinahe ausnahmslos wohlwollend, ja sogar äußerst schmeichelhaft für mich waren, hob mich eher in den Himmel, als mich den Höllenqualen Dantischer Marter zu überliefern, und gab mir frischen Mut, an dem Werk, das ich, wie ein Freund meinte, 5—10 Jahre zu spät begonnen habe, weiterzuarbeiten und wenn möglich zu vollenden.

Außer diesen wohlwollenden und mir wohltuenden öffentlichen Besprechungen erhielt ich auch eine nicht geringe Anzahl von Privatbriefen ähnlichen, manchmal sogar überschwenglichen Inhaltes. Ist

es unter solchen Umständen nicht natürlich, daß ich mich gedrängt fühle, allen denen, die Erwähntes drucken ließen oder schrieben, auf das herzlichste zu danken, denn es ist dies vollkommen geeignet, mir die letzten dunkeln Zeiten meines Lebens zu erhellen und zu verschönern. Und doch wollte und konnte ich nicht alles sagen, und deshalb schließe ich mit folgenden Worten:

„Ich fürchte, mein irdisch' Sein wird bald verschwinden,
Im Buche, Leser, kannst du es wiederfinden.
Und vermagst du zwischen den Zeilen zu lesen,
So entdeckst du, wie es in Wahrheit gewesen.
Denn ich will, kann und darf ja nicht alles sagen,
Was erlebt ward in viel Tausenden von Tagen."

Ein herzliches Lebewohl all meinen Lesern und Leserinnen

der steinalte „Autor".

Erstes Kapitel

Trient

(1867—1871)

Also wieder nach Graz in meine frühere Stellung zurück.

Meine ehelichen Verhältnisse hatten sich in letzter Zeit in Graz vor dem Abgang nach Verona bzw. Italien eher verschlimmert als gebessert; dadurch wurde mir im Verein mit der Hoffnung, eine zeitweise Trennung werde günstig auf unser Verhältnis zurückwirken, der Abschied erleichtert. Zudem dachte ich, daß der Gedanke, mich in Gefahr zu wissen, wie die Hoffnung, ich würde mich auszeichnen können, meine Frau im allgemeinen milder gegen mich stimmen würden. In Wirklichkeit waren die Briefe, die ich während der kurzen Kriegsepoche erhielt, zärtlicher, als ich erwartete, wenn auch nicht so warm und liebevoll wie einst.

Ich kehrte nach Graz militärisch reifer und darf wohl auch sagen selbstbewußter zurück, als ich von da abgegangen war. Rovigo, und was da vorkam, hatte Nerven und Willenskraft gestählt.

Leider fand ich den Empfang bei meiner Rückkunft von Rovigo von seiten meiner Frau nicht so, wie ich ihn wünschte, hingegen äußerst liebevoll und herzlich von meinen lieben, hübschen und gutgearteten drei Kindern, die nunmehr 13, 12 und 6 Jahre alt waren.

Meine Frau hatte nach der Schlacht von Custozza den schwer verwundeten Oberstbrigadier von Bujanovics in das Haus genommen und ihm zwei Zimmer und ein Dienerzimmer zu ebener Erde überlassen, die früher den Kindern zugewiesen waren. Dadurch war für mich im ersten Stock nicht mehr so viel Platz vorhanden wie früher, und ich mußte mich für Tag und Nacht mit meinem Schreibzimmer begnügen, was mich denn doch veranlaßte, in einem Nebenraum, der nicht herrschaftlich war, mein Schlafgemach zu nehmen. Dies alles stimmte mich nicht heiter.

Ich fand aber noch manches andere unliebsam verändert, und da die vielen, vielen kleinen Vorkommnisse in der Ehe meist maßgebender sind als große Ereignisse, wie viele Nadelstiche schmerzlicher werden können als einzelne oft tiefe Wunden, so wirkte auch dies nicht günstig auf meine Stimmung zurück; aber das hinderte uns nicht, das gesellschaftliche Leben, wie wir es vor meinem Abgang nach Italien geführt, wieder aufzunehmen. Es wurden Gesellschaften

besucht, ins Theater und in Konzerte gegangen, die musikalischen Abende wieder eingeführt und bei allem, was mich innerlich schmerzte und kränkte, soweit es möglich war, gute Miene zum bösen Spiel gezeigt.

Die dienstlichen Obliegenheiten waren so gewöhnliche, man nennt sie mit Recht ordinäre, daß ich derselben gar nicht erwähne. So vergingen Herbst und Winter, und es nahte das Frühjahr.

Es zog mich mehr denn je nach der Heimat, die ich seit dem Tode meines geliebten Vaters nicht mehr gesehen hatte. Ich vereinbarte mit meiner Frau, sechs Monate in die Schweiz auf Urlaub zu gehen.

Zu diesem sechsmonatigen Urlaub kam es aber nicht, trotzdem er mir eigentlich dienstlich schon zugesagt war; man beorderte mich zur Leitung der im Gange befindlichen Südtiroler Befestigungsarbeiten, für die eine Befestigungsbaudirektion in Trient aufgestellt worden war; deren bisheriger Leiter, mein alter lieber Freund Oberstleutnant Joseph Leard, mußte leider krankheitshalber auf Urlaub gehen, von dem er nicht mehr zurückkehrte. Er heiratete in Fiume, siedelte sich dort an, spielte in bautechnischer Beziehung eine große Rolle und leitete durch mehrere Jahre den Hafenbau von Fiume.

Hier möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß ein zweiter Mann, der aus der Ingenieurakademie und dem Ingenieurkorps hervorging, namens Ciotta, 26 Jahre Bürgermeister von Fiume war und segenbringend auf die Entwicklung dieser Stadt einwirkte.

26 Jahre Bürgermeister in Fiume können in Rücksicht der dortigen Strömungen und Verhältnisse füglich als ebensoviele Kriegsjahre betrachtet werden.

Beide hervorragende Männer starben im Verlaufe der letzten Jahre. Beide verdienen ob ihrer in Fiume bewiesenen Schaffenskraft eine viel eingehendere Würdigung, als ich ihnen durch diese wenigen Worte angedeihen lassen kann.

Von dieser Abschweifung kehre ich zu mir selbst zurück. Meine Ernennung zum Befestigungsbaudirektor in Südtirol erfolgte mit Generalgenieinspektionserlaß Nr. 771 vom 26. April 1867. Zufolge dieses Erlasses hatte ich sofort meine Geniedirektion an den rangältesten Hauptmann zu übergeben und nach Trient abzugehen.

Dieses „Sofort" für einen in Graz wohnenden Ehemann war ein schweres Wort und bedingte rasche Entschlüsse.

Wir, d. h. meine Frau und ich, vereinbarten, hauptsächlich der Erziehung der Kinder wegen und wohl aus nicht gleichen Beweggründen, daß ich vorläufig mich allein nach Trient begebe; der Ab-

schied wurde mir dieses Mal ungewöhnlich schwer; es war wohl eine Vorausahnung dessen, was leider bald eintreten sollte.

Ich reiste meines Erinnerns anfangs Mai nach Trient ab.

Auf der langen Reise durch das Pustertal hatte ich Zeit genug, über die schwierige Tätigkeit, die meiner wartete, nachzudenken. Ich war mir bewußt, daß die Befestigung eines Hochgebirgslandes, wie es Südtirol ist, zu den schwierigsten Problemen der Befestigungskunst gehört.

Was da kommen werde, lag vorab wie ein Knäuel in meinem Gehirn, von dem die einzelnen Fäden erst ordnungsgemäß abgewickelt werden mußten; ich wußte vorläufig nur, daß unter meinem Vorgänger, dem früher genannten Oberstleutnant Leard, die Befestigungsbaudirektion aufgestellt und eingerichtet, mit Offizieren und Beamten versehen worden war, daß ferner einige Offiziere einzelne zur Befestigung in Aussicht genommene Punkte in Horizontalschichten aufnahmen.

Einer dieser Offiziere war der Herr Hauptmann Joseph Kopetzky von Rechtberg; er domizilierte in Cortina d'Ampezzo und hatte zwei Punkte nördlich davon aufzunehmen; auf einem derselben lag hoch oben auf einem Felsen eine prächtige Ruine, von der man eine herrliche weite Ausschau gegen das weltberühmte, von großartigen Dolomitenbergen umfaßte Ampezzaner Tal genoß.

Ich hatte genannten Herrn Hauptmann nach Landro bestellt und fuhr von da mit ihm zu Wagen auf den Beutelstein, bewunderte Ruine und Aussicht von dieser und gab in althergebrachtem Diensteifer leider sofort Befehl, die Ruine, die schon der Aufnahme und späterhin jedenfalls einem Baue hinderlich im Wege stand, abtragen zu lassen.

Der Befehl wurde ausgeführt, die Befestigung aber nie, und ich kränkte mich jedesmal bei späteren Besuchen dieser Gegend über meinen voreiligen Entschluß, durch den sie einer Zierde beraubt wurde.

Leider machte mir der liebenswürdige Herr Hauptmann bei den Fußtouren, die wir im Ampezzotale der Materialbeschaffung wegen machten, einen peinlichen Eindruck; er war nicht mehr Herr seiner Füße, und ohne Doktor zu sein, stellte ich die Diagnose eines Rückenmarkleidens, das ihn zwang, bald in Pension zu gehen und nicht lange danach ins Jenseits zu wandern.

Ich setzte meine Reise nach Trient fort, woselbst ich von den Mitgliedern der Befestigungsbau- und dortigen Geniedirektion feierlichst empfangen wurde.

Mein Dienstverhältnis als Befestigungsbaudirektor nach oben

und nach seitwärts (das folgende wird den Ausdruck erklären) war kein normales; ich stand direkt unter dem Reichskriegsministerium, doch mußten alle meine Akte an dieses das VIII. Truppendivisionskommando in Innsbruck und das Generalkommando in Graz passieren.

Truppendivisionskommandant und Landesverteidigungsoberkommandant für Tirol und Vorarlberg war Feldmarschalleutnant Franz Freiherr Kuhn von Kuhnenfeld; dem Generalkommando in Graz stand Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit Erzherzog Ernst, General der Kavallerie, vor.

Die zwei Geniedirektionen, in Trient und in der Franzensfeste, unterstanden in Beziehung der von ihnen auszuarbeitenden Festungsprojekte der Befestigungsbaudirektion oder standen, wenn man so sagen will, ihr zur Seite.

Als Fundus instructus für meine fortifikatorische Tätigkeit fand ich folgende wichtige Schriftstücke vor: ein diesbetreffendes Memoire von dem späteren Feldzeugmeister Johann Karl Grafen Huyn, ein ähnliches Memoire von dem früher erwähnten Feldmarschalleutnant Baron Kuhn, dann Kommissionsprotokolle über verschiedene im Winter 1866 vorgenommene taktisch-fortifikatorische Begehungen der zur Befestigung in Aussicht genommenen Punkte und Gegenden. Zudem waren für die Ausführung der künftigen Befestigungsanlagen pro 1867 1 200 000 Gulden sichergestellt.

Die zwei erwähnten Memoires zeigten eine ganz ungewöhnliche Kenntnis des Landes Tirol; beide Verfasser sahen das Land wie aus einer Vogelperspektive als große Reliefkarte, in der ihnen Berg und Tal, Flüsse, Straßen, Wege und Gebirgspfade, hohe und niedrige Uebergangspunkte klar vor Augen standen.

Insbesondere war das Memoire des letztgenannten Generals eine äußerst geistreiche militärisch-fortifikatorische Studie, die allen bezüglichen Arbeiten als Basis dienen konnte und mußte.

Was die Begehungskommissionsprotokolle anbelangt, so ließen dieselben so manches zu wünschen übrig; ältere Herren, darunter einige magenleidende, im Winter ins Hochgebirge zu kommissionellen Begehungen zu bestimmen, war jedenfalls nicht am Platz gewesen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß man nachträglich in besserer Jahreszeit dieselben Gegenden und Punkte wieder begehen mußte.

Als mich mein hoher Chef, Seine Kaiserliche Hoheit Generalgenieinspektor Erzherzog Leopold, eines Tages fragte, ob ich die Kommissionsprotokolle erwähnter Winterkommission hätte brauchen können, erwiderte ich: „O ja, sie waren für mich ein wahres Vademekum für gute Hotels; denn an der Freigebigkeit bezüglich der Anzahl der Ge-

schütze für einzelne Punkte hatte ich sofort die gute Laune der Kommissionsmitglieder erkannt, denen es in einem nächsten Hotel augenscheinlich sehr behaglich gewesen sein mußte."

Seine Kaiserliche Hoheit lachte über diese meine Auslegung der fraglichen Protokolle recht herzlich.

Wenngleich ich vorläufig nicht weiter darüber nachzudenken hatte, was und wo befestigt werden sollte (denn das war schon bestimmt), so gab die Beantwortung der Frage, wie diese Befestigungen sein sollten, denn doch eine harte Nuß zu knacken; ich konnte mich auch mit dem, was an Befestigungsanlagen schon bestimmt war, nicht so mir nichts dir nichts begnügen; ich mußte mir selbst darüber klar sein, wie weit man mit der Befestigung in einem Gebirgslande gehen könne, ohne ins Endlose zu geraten und dabei in Kosten, die kein Staat zu erschwingen vermöchte.

Vorderhand waren zwei Zentralpunkte und die Sperrung einer Anzahl von äußeren Straßen und Wegen in Aussicht genommen.

Wäre der militärische auch der politische Zentralpunkt gewesen, so hätte man sich mit der Befestigung des militärischen Knoten- und Hauptpunktes begnügen können.

Die Aspirationen Italiens auf das Tridentinische stempelten die Stadt Trient zu einem so hochwichtigen politischen Zentralpunkt, daß die Befestigung dieser Stadt und ihrer Umgebung nicht unterbleiben durfte. Führten doch nach Trient von Westen, Süden und Osten her Chausseen und Straßen.

Nach reiflicher Ueberlegung kam ich zu dem Schluß, man müsse sich im allgemeinen, was die äußeren Befestigungen anbelangt, mit der Sperrung von Straßen begnügen, auf denen der Feind mit *normaler* Ausrüstung vorgehen kann; dadurch würde derselbe auf schlechte Wege und *Gebirgsausrüstung* verwiesen, wodurch sich seine Bewegungen in taktische Vorstöße von geringer Zeitdauer verwandeln müßten. Kann der Feind in diesem kurzen Zeitraume nicht bis auf die Hauptzuzugsstraßen kommen, so hat man mit der Befestigung erreicht, was zu erreichen ist: man bleibt Herr der inneren kurzen und guten Kommunikationen und hat den Feind auf längere und schlechtere Wege und zur Gebirgsausrüstung gezwungen.

Diese theoretische Anschauung über die Grenze dessen, was man mit Befestigungsanlagen im Hochgebirge erreichen kann, ist gewiß ebenso richtig als einfach, aber das Terrain zur Durchführung dieser Grundsätze ist oft recht ungünstig. Liegt zum Beispiel eine der Hauptzuzugsstraßen zu den Zentralpunkten auf längere oder kürzere Strecken hart an der Grenze, so ist es dem Feinde selbst mit Gebirgs-

ausrüstung möglich, in ganz kurzer Zeit die Straße zu besetzen und Zuzüge auf derselben zu unterbinden. In solchen Fällen muß man wohl auf die Absperrung aller selbst nur für Fußtruppen gangbaren Wege Bedacht nehmen.

Wenngleich ich nicht die Ermächtigung hatte, mir für die schwierige Aufgabe Genieoffiziere auszusuchen, so muß ich doch gestehen, daß ich mit sehr wenigen Ausnahmen kaum bessere hätte wählen können, als mir der hohe Generalgenieinspektor im Verlaufe der vier Jahre, die ich in Trient war, zugewiesen hatte.

Trotzdem befand sich unter dieser Zahl von 14 Offizieren eigentlich doch nur einer, den ich als vorzüglichen, genialen Projektanten bezeichnen konnte. Es war dies der Oberleutnant Richard Zeitteles, der spätere k. u. k. Hofrat und allseits bekannte und anerkannte Generaldirektor der k. u. k. privilegierten Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, dessen öffentliches, gediegenes, fruchtbringendes Wirken mit der Uebernahme genannter Privatbahn durch den Staat endigte.

Genannter Oberleutnant vereinigte in sich ein reiches Wissen, ein ungewöhnlich ernstes Denken, große Phantasie und exakte mathematische Berechnung, die ihm über alle Projektsschwierigkeiten hinweghalfen.

Wer sich nicht im Raum das zu Schaffende vorstellen kann, wird nie ein gutes Projekt zustande bringen. Gebirgsbefestigungen zu projektieren ist sehr schwierig; jeder Punkt ist vom anderen gewöhnlich total verschieden; meist muß die Befestigung eines jeden Punktes alles in sich allein vereinigen; auf unterstützende Wirkung von benachbarten Werken kann selten gerechnet werden; oft liegen zwischen zwei Punkten tiefeingeschnittene Täler mit Straßen und Wasserläufen, oft hohe Gebirge und Felsen. Typen für die einzelnen Werke, wie solche für Befestigungen in der Ebene oder im Hügelland gegeben werden können, gibt es für jene nicht; hingegen können Prinzipien für die auszuarbeitenden Projekte festgestellt werden.

Solche Prinzipien bestanden zu der Zeit hauptsächlich darin, daß von Feindesseite sichtbares Mauerwerk mit Vorlagen, die von der Artillerie nicht oder nur schwer zerstört werden konnten, gedeckt werden mußte. Deckungen mit Eisen, hauptsächlich in Form von Panzerschilden, waren zwar schon in Sicht, aber konstruktiv noch nicht reif; man mußte sich also vorläufig mit Erdvorlagen begnügen. Diese verlangten aber sehr viel Raum, den man in den meisten Fällen nur schwer dem Terrain abgewinnen konnte, und das war oft der Anlaß, daß man, um die nötige Anzahl von Geschützen in zweckmäßiger Art aufstellen zu können, zu komplizierten und etagen-

förmigen Anlagen schreiten mußte. Das war um so schwieriger, als jeder Terrainpunkt anderes verlangte. Hier galt es immer Neues zu erfinden, und das ist eben nicht jedermanns Sache.

Während wir bei der Befestigungsbaudirektion und den zwei Geniedirektionen vollauf mit Terrainaufnahmen und den Projettierungen beschäftigt waren und hoffen durften, mit der angewiesenen Dotation von 1 200 000 Gulden mehrere Werke gleichzeitig beginnen zu können, kam die Hiobspost nach Trient, daß diese Dotation bis auf 400 000 Gulden zurückgezogen worden sei, mit denen höchstens zwei Werke gebaut werden konnten.

Da das Schließen eines Zuganges zu einer rundherum zu befestigenden Stadt von gar keinem Nutzen sein konnte, proponierte ich, man möge diese Summe für die Herstellung von fahrbaren Wegen zu den zu befestigenden Punkten verwenden. Die Möglichkeit, mit Geschützen nach allen Seiten auf schöne und geeignete Punkte leicht und schnell auffahren zu können, war gewiß ein nicht zu unterschätzender Vorteil; so schnell brechen feindliche Aktionen nicht heran, daß man nicht Zeit finden könnte, jene Punkte wenigstens passager zu befestigen, während die Ausführung schwieriger Straßenbauten meist lange Zeit beansprucht.

Mein Antrag wurde nicht angenommen, der Befehl blieb aufrecht, die Befestigung von Trient mit dessen Ostseite zu beginnen.

Dieselbe zu beschreiben, ist mir nicht gestattet, hingegen darf ich erwähnen, daß bei einer Straßensperre zwei Felsenkasematten ausgesprengt und ausgemeißelt wurden, welche ob ihrer Eigentümlichkeit sehr bemerkenswert erscheinen; es sind die ersten und einzigen Felsenkasematten in Oesterreich. Die Haupteigentümlichkeit der zwei Felsenkasematten bestand darin, daß man aus den Geschützscharten derselben mit der höchsten Elevation, welche die Lafette zuließ, gegen die feindlichen Positionen feuern konnte, hingegen die feindlichen Geschosse aus diesen Positionen die Geschützscharten weder treffen noch in die Kasematten eindringen konnten, weil dieselben vermöge des größeren Einfallswinkels an die über den Scharten vorspringenden Felsen an- und abprallten.

In Wien hatte man zu diesen Felsenkonstruktionen kein rechtes Vertrauen und sandte mir zur Untersuchung, ob dieselben halten werden oder nicht, einen jungen Oberleutnant nach Trient. Sehr gnädig habe ich denselben weder empfangen noch behandelt.

Wie sein Urteil über die Felsenkasematten lautete, weiß ich nicht — aber stehen blieben sie.

Bei dem Hauptwerke daselbst hätte mein fortifikatorisch-kon-

struktives Wissen beinahe Schiffbruch erlitten. Mit Mühe und Kunst hatte man auf das engbegrenzte Emplacement acht Geschütze in je zwei über- und hintereinander stehenden Batterien in 15 Fuß breiten Kasematten untergebracht. Mittlerweile erfand ein Artilleriehauptmann eine Minimalschartenlafette, die aber eine Kasemattenbreite von 20 Fuß erforderte.

Man hatte beim Projektieren Mühe gehabt, vier Kasematten von 15 Fuß Breite unterzubringen, da links und rechts Felswände das Terrain begrenzten. Wo sollte man nun die fehlenden 20 Fuß herbekommen?

Die ganze Direktion, mit mir an der Spitze, dachte über dieses Problem nach; nach zwei halb schlaflosen Nächten, in denen sich in meinem Kopf die 20 Fuß und die 15 Fuß und die Gewölbe und deren Widerlager, Nischen und Gewölbsverschneidungen kreuzten und bewegten, fiel mir endlich eine Lösung ein, die ich den nächsten Tag meinen Offizieren zu ihrem Staunen vorkonstruierte und die auch nachher ausgeführt wurde.

Ich bin noch heute stolz auf diese Lösung; bis aber die Kasematten ausgeführt waren, hatten die mir so schweren Kummer bereitenden Minimalschartenlafetten auch schon ihr Ende erreicht.

Ein anderes Leid wurde mir auch dadurch bereitet, daß der Felsen, in dem der Graben ausgesprengt werden mußte, statt besser immer schlechter wurde. Ich konnte daher auf keine Felseskarpe rechnen, sondern mußte dieselbe aufmauern lassen, wodurch das Mauerwerk derselben sichtbar und dem direkten Schuß ausgesetzt gewesen wäre; das durfte aber nicht sein. Ich war daher genötigt, die Kontereskarpe höher aufzumauern, über dieselbe ein Glacis coupé anzulegen, durch welches die Eskarpe mindestens unter 1:6 gedeckt wurde. So leicht sich das erzählen läßt, so schwer war diese unvorhergesehene Anordnung durchzuführen.

Unter den Offizieren, die diesen Befestigungsbau leiteten, befanden sich zwei mir sehr nahestehende. Mit dem einen hatte ich schon in Verona viel gebaut und musiziert; er sang wunderschön und spielte auf dem Klavier sozusagen alles vom Blatt. Er war hochmusikalisch veranlagt, und wo es immer möglich war, verschaffte er sich ein Klavier.

In dem kleinen Orte, der seitlich und vor den Befestigungen lag, hatten erwähnte Offiziere ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und hier war es auch, wo der Objektsleiter, Hauptmann Turetschek, nach des Tages Arbeit, Mühe und Hitze bei offenen Fenstern uns und einen Teil der Einwohner, die, wie alle Italiener, kunstsinnig waren

und auf der Straße zuhörten, mit seiner sonoren Baritonstimme durch den Vortrag herrlicher deutscher Lieder, italienischer Arien und Klavierstücke aller Art entzückte. Oft ertönten nach Schluß dieser Vorträge von der Gasse her laute Bravos. Da ich schon bei der Musik bin, so will ich das weitere erwähnen, daß ich im Winter mit Genanntem, dann mit einer Gräfin Thun und der Tochter meines Rechnungsführers Jedliczka, die alle drei ausgezeichnete Klavierspieler waren, sehr viel duettierte; leider starb das Fräulein Jedliczka an akutem Typhus in der Blüte ihrer Jahre. Auch ein ständiges Trio hatte ich, bei dem der Violoncellspieler ein Eisenhändler war, dessen Finger ebenso fertig über die Saiten rutschten, als an Reinlichkeit zu wünschen übrigließen. Aber bei meiner Passion zur Musik kam es mir nie darauf an, mit wem ich spielte, sondern nur wie der Betreffende spielte.

Unter den die Bauten leitenden Offizieren befand sich auch zu meiner großen Freude mein Rovigenser Adjutant Oberleutnant von Cerva.

Der Bau der erwähnten Befestigungen, die aus einem Hauptwerke, einer oberen und einer unteren Straßensperre bestanden, wurde im Wege der Entreprise mit herrlichem Baumaterial ausgeführt. Trient ist ob dieses Materials: Marmorplatten, Quadern und Bruchsteine, bekannt und berühmt. Ich sah dort neun Zoll dicke Marmorplatten von einer Größe, die ganz erstaunlich war.

Die Straßenbalustraden wurden von kleinen, viereckigen Marmorsäulen, die bis zu zwei Klafter voneinander entfernt und mit Marmorblöcken, die oft über zwei solche Entfernungen gehen, also vier Klafter lang sind, gebildet.

Die Ausführung der hier erwähnten Befestigung hat in bezug auf Schönheit und bauliche Zünftigkeit Aufsehen erregt, und ohne mir selbst zu schmeicheln, darf ich sagen, daß dies begründet war.

Für jene wenigen Teile des frontalen Mauerwerkes, die durch Erdvorlagen nicht gedeckt werden konnten, besonders des kleinen Teiles der Stirnseite der Gewölbe, der Kanonenscharten, erschien mir Marmor aber nicht widerstandsfähig genug. Zu solchen Teilen wurden aus dem Val Sugana Granitfindlinge von großen Dimensionen und äußerster Härte herangeschleppt; die Bearbeitung dieser Steine war so schwierig, daß der härteste Stahl oft nach ganz kurzer Zeit abgenützt war und ob der manuellen Schwierigkeit der Arbeit sich nur wenige Steinmetzen zu ihr herbeiließen. Einen Geschoßpuff hätten diese Granitquadern schon ausgehalten. Ich hatte übrigens eiserne Schartenschildkonstruktionen vorgelegt und vorgeschlagen, aber sie wurden nicht angenommen.

Der Bau dieser Befestigung wurde mit seinen Vorarbeiten schon am 14. Mai 1867 begonnen.

Nicht lange nach dem Beginn dieser Bauten erschien, wie zu dem Vorakte gehörend, zu meiner großen Ueberraschung in meiner Kanzlei im schwarzen Anzug, mit Zylinder, aber ganz verstaubt, mit glühendem Gesicht und hochroter Nase mein den Lesern schon aus dem ersten Bande bekannter, besoffener Schreiber Czerny mit einem Rekommandationsschreiben der Baufirma des Cavaliere Trezza. Das Schreiben versicherte neuerdings, daß der Ueberbringer das Trinken aufgegeben habe und stets nüchtern sei, was mit seiner Erscheinung, die auf volle Trunkenheit hinwies, allerdings nicht übereinstimmte. Er konnte kaum reden und kaum stehen. Er hatte in Matarello den Eisenbahnzug, von Verona kommend, verlassen, in der Kantine Branntwein gesoffen, das Einsteigen in den weiterfahrenden Zug versäumt und mußte daher den langen, staubigen Weg von Matarello nach Trient zu Fuß machen. Augenscheinlich war er während dieses Spazierganges mehrmals umgefallen.

Nachdem er stotternd seine Bitte um Anstellung vorgebracht hatte, sagte ich ihm, ich könnte vorderhand, und bis er nüchtern sei, überhaupt nicht verhandeln. Aber wissend, daß er kein Nachtquartier habe, erlaubte ich ihm, seinen Rausch auf einem Sofa in meines Bedienten Zimmer auszuschlafen.

Als ich abends spät nach Hause kam und die Vorhalle vor der Stiege durchschritt, stolperte ich über einen Gegenstand. Ich machte Licht und sah, daß der Gegenstand mein besoffener Schreiber Czerny war. Mein Bedienter, den ich rief, hatte Mühe, Czerny in das Bedientenzimmer zu schaffen.

Damit war Czernys Aufnahmegesuch erledigt, und es blieb mir nichts übrig, als ihn auf meine Kosten nach Verona zurückdampfen zu lassen. Das war das letztemal, daß ich diesen verlotterten Sohn des berühmten Klavierfingerübungskomponisten sah.

Das Jahr 1867 war aber auch durch anderes als durch meine dienstlichen Geschäfte ein ereignisvolles Jahr für mich.

Am 13. November avancierte ich zum Oberst, wobei ich mit meinem Armeeoberstenrang in den Geniestab zurückversetzt wurde, bei dem das Avancement bei weitem nicht so gut war wie in der Infanterie, die im Jahre 1866 eine so große Anzahl von Stabsoffizieren verloren hatte. Ich übersprang bei dieser Zurückversetzung mehrere akademische Klassen und damit 20 meiner Vorderleute. Daß mir diese dadurch nicht zu Freunden wurden und einige davon mir stets feindlich gesinnt blieben, ist begreiflich. Da ich aber mit den wenigsten

derselben in engeren dienstlichen Verkehr kam, hatte ich von jener Gesinnung nichts zu leiden.

Ich war also mit 41¾ Jahren Oberst, hatte somit bisher ein glänzendes Avancement gehabt.

So günstig sich auch mein äußeres Leben bisher gestaltet hatte, mein inneres hielt damit nicht Schritt, und gerade dieses Jahr brachte mir viel Kummer, Leid und Aufregung.

Meine ehelichen Verhältnisse, die sich schon in Graz gefahrdrohend zugespitzt hatten, erlitten nunmehr Schiffbruch. Der Tropfen, der das schon volle Glas zum Ueberfließen brachte, war an und für sich ganz klein, aber doch genügend groß, um das Ueberfließen zu veranlassen.

Meine Frau verlangte am 28. September 1867 telegraphisch eine Einwilligung bezüglich der weiteren Erziehung meines älteren Sohnes Hans, die ich weder geben konnte noch wollte. Der darauffolgende Brief von mir war leider in einer Art und Weise geschrieben, daß er meine Frau erzürnen mußte und sie auf den Weg brachte, den sie einschlug. Sie übergab denselben einem Rechtsvertreter mit dem Auftrage, eine Ehescheidung zwischen ihr und mir aus unüberwindlicher gegenseitiger Abneigung möglichst glatt und in eleganter Weise durchzuführen.

Meine darauffolgenden Briefe an meine Frau, mit der Bitte, im Interesse der Kinder und unserer selbst von dem für alle Beteiligten und fürs ganze Leben schwerwiegenden Schritte abzusehen, blieben erfolglos.

Die Ehescheidung gestaltete sich aber nicht so einfach, als es zu wünschen gewesen wäre. Meine Frau war römisch-katholisch, ich Helvetisch-Reformierter. Wir waren beide Ausländer, hatten im Ausland geheiratet, und ich konnte daher die österreichischen Ehegerichte nicht als kompetent in dieser Frage ansehen.

Meine Gemahlin als Katholikin wollte sich mit einer Scheidung von Tisch und Bett nach österreichischen Gesetzen begnügen, ich verlangte dagegen völlige Trennung, wie solche meine Religion und meine Graubündener Gesetze gestatteten. Daraus entstand eine langdauernde Kompetenzstreitigkeit, die sich ins Unabsehbare verzogen hätte, wenn ich, schon müde und mürbe gemacht, nicht erklärt hätte, mich den österreichischen Gesetzen zu fügen.

Mittlerweile wurde zwischen uns zwei Eheleuten unter Vermittlung des Rechtsanwaltes meiner Frau ein Separatvertrag fertiggestellt, durch den die Vermögensverhältnisse und jene in bezug der Kinder vollständig und auf zeitlebens geordnet wurden.

Nach diesem Vertrage fielen die zwei älteren Kinder, Hans und Klara, meiner Frau, Paul mir zu. Da ich aber, alleinstehend, für die Erziehung von Paul nicht sorgen konnte und er noch zu jung war, um in einem Institute untergebracht zu werden, so vereinbarten wir Eltern, daß er vorläufig bei der Mutter bleibe, wodurch ich, was mir sehr angenehm war, doch in einem steten Kontakte mit meiner Frau blieb.

Die jeder gerichtlichen Scheidung vorangehenden Formalitäten zwangen mich, nach Wien zu gehen, um mit meiner Frau persönlich vor Gericht zu erscheinen.

Der Gerichtsbeschluß war bald gefällt. Wir beantworteten den Versöhnungsvorschlag mit „Nein"; aber es bedurfte aller meiner moralischen Kraft, um die Tränen zurückzuhalten, die mein „Nein" Lügen gestraft hätten.

Ich begleitete meine Frau vom Gerichtssaal hinunter an den bereitstehenden Fiaker und nahm kavaliermäßig von ihr Abschied.

In mein Hotel zurückgekehrt, überkam mich ein langandauernder Weinkrampf. Ich fühlte, es sei im Herzen eine Saite gesprungen, die nicht mehr aufgezogen und zu reinem Klange gebracht werden könne. Denselben Abend reiste ich nach Trient zurück. Ich darf sagen, müden, gebrochenen Herzens. „Vergessen, vergessen mußt du!" rief mir eine innere Stimme zu.

Mein Gemütszustand war, wie schon erwähnt, durch das, was ich während dieses Ehescheidungsprozesses durchgemacht hatte, ein ebenso gedrückter wie für meine Zukunft gefährlicher; keine Familie und kein Heim mehr und nichts, was das Herz hätte befriedigen können. Es erscheint dadurch psychologisch gewiß nicht unnatürlich, daß mein Herz sich nach neuer Nahrung und Beschäftigung sehnte und umsah.

Beides war bald erreicht. Ich lernte ein bildschönes Mädchen kennen, weit über ihren Stand gebildet, mit guten Umgangsformen, gutmütig, heiter und fröhlich, und es entstand daraus ein platonisches Verhältnis, das die ganze Zeit meines Tridentiner Aufenthaltes andauerte und in welchem das Mädchen, dank meiner Gewissenhaftigkeit und noch mehr der steten Gesellschaft ihrer Schwestern, in echt italienischer Weise ihre Unschuld zu bewahren wußte, da alle sich vollkommen klar waren und ich mich darüber auch auf das Bestimmteste äußerte, daß ich weder heiraten könne noch wolle. Deshalb blieb es auch wirklich beim platonischen Roman, dem es allerdings an vielen pikanten Zutaten nicht fehlte.

Ich will dieselben nicht weiter erörtern, obwohl das psycho-

logische Bild, das dadurch entstünde, manchen Leser, noch mehr aber manche Leserin wahrscheinlich mehr interessieren würde als alles, was ich über meine sonstige Tätigkeit erzählen kann.

Das erwähnte Mädchen lebt heute noch als Frau eines höheren pensionierten Beamten.

Zum Bau der Werke im Osten von Trient zurückkehrend, erwähne ich noch, daß derselbe im Gegensatze zu den Schnellbauten in Verona und Pastrengo nur langsam fortschritt und bis zur Vollendung einige Jahre beanspruchte.

Die lange Dauer entsprang der Unmöglichkeit, bei diesem stufenweise ansteigenden Baue viele Arbeiten zugleich in Angriff nehmen zu können. Erwähnenswert dürfte sein, daß wir von in Oesterreich erzeugtem Portlandzement absahen, weil uns der englische Portlandzement, zu Schiff über Venedig zugeführt, wohlfeiler zu stehen kam und jedenfalls auch besser war; das hatte sich schon seinerzeit bei den Bauten in Pastrengo ergeben.

Wenngleich ich vier Jahre in Trient als Befestigungsbaudirektor residierte, so wurde doch innerhalb dieser Zeit kein neuer Bau begonnen. Dagegen war das Projektieren von fortifikatorischen Anlagen in permanentem und provisorischem Stile ebenso endlos als ermüdend.

Es gab gar manche Projekte, die zwei- bis dreimal umgearbeitet werden mußten, um die Sanktion zu erhalten und dann — nicht gebaut zu werden und in die wohlverwahrten Schränke der Direktion zu wandern; manche auf Nimmerwiedersehen.

Daß während meines Aufenthaltes in Trient viele kommissionelle Begehungen stattfanden, ist selbstverständlich. Die Kommissionsmitglieder waren hierbei die jeweiligen Generalstabs- und Artilleriechefs des Divisionskommandos in Innsbruck und ich. Waren diese Begehungen zeitweise auch sehr ermüdend, so lernten wir dabei in landschaftlicher Beziehung ausnehmend schöne Gegenden und ganz Südtirol aufs genaueste kennen. Die guten, und damals noch sehr wohlfeilen Gasthöfe waren eine willkommene Beigabe und trugen nicht wenig zu der heiteren Stimmung bei, in der die Kommissionsmitglieder sich befanden.

Auf einer Rekognoszierungstour nach Pieve-Buchenstein und Umgebung und weiters nach Predazzo im geologisch so interessanten Fleimstale mußten wir innerhalb von fünf Tagen dreimal Gebirgspässe von über 7000 Fuß Höhe passieren. Auf dem engen Fahrwege nach St. Ulrich im Grödnertal, dem Zentralpunkt der Holzschnitzereien der ganzen Umgebung bis hoch im Gebirge, begegneten

wir drei mit vielen Kisten beladenen Einspännern. Wir mußten unseren Wagen hart an eine Felswand anschieben, damit die Wagen passieren konnten.

Ich fragte den ersten Fuhrmann: „Ja, was habt ihr denn da in all diesen Kisten drin?“ — „Do drin,“ sagte der Fuhrmann, „sind lauter geschnitzte Herrgöttl.“

Das schien beinahe unglaublich; als wir aber in St. Ulrich, wo wir übernachteten, in drei Stock hohen Häusern alle Räumlichkeiten von oben bis unten mit Schnitzereien aller Art angefüllt fanden, glaubten wir an die Herrgöttl in den Kisten.

Es ist unglaublich, was die Bevölkerung dieses Tales an Schnitzereien an die Großhändler in St. Ulrich abführt und was diese hiervon in die Welt hinaussenden. Außer den ganz gewöhnlichen Spiel- und anderen Schnitzereien findet man daselbst, in separaten Zimmern aufgestellt, auch wahre Holzschnitzkunstwerke.

Die Gebirgspässe, die wir zu passieren hatten, waren oben noch eingeschneit, aber im Auftauen begriffen. Das vertrugen meine Stiefeletten nicht, und ich kam nach dem Passieren des Grödnerjoches in einem desolaten Fußbekleidungszustand in Corvara, im Abteital, an. Daselbst lieh ich mir vom Wirt vorläufig mit Stroh gefüllte Holzschuhe aus. Die Stiefeletten wanderten zum Dorfschuster, der sie dorfmäßig, aber fest flickte.

Abends im Speisezimmer fielen mir die schönen Zeichnungen auf, die am Friese oberhalb des Täfelwerkes angebracht waren. Ich fragte den Wirt: „Wer hat denn diese schönen Zeichnungen gemacht?“ — „Leider mi Sohn; statt Mist zu führen und mir zu helfen, zeichnet der Kerl.“ — Ich fragte weiter: „Ja, wo ist denn Ihr Sohn?“ — „No,“ sagte er, „in München, bei einem gewissen Kaulbach.“ — „Na,“ meinte ich, „da ist er in einer guten Schule.“

Auf die Frage, ob er noch andere Zeichnungen hätte, brachte er noch eine Rolle mit vielen wirklich schönen Kohlen-, Kreide- und Bleistiftzeichnungen.

In den späten achtziger Jahren saß ich einmal im Raimundtheater hinter dem bekannten Dekorationsmaler Kautzky. Ich weiß nicht, wie ich auf diese Geschichte von Corvara zu sprechen kam, und meinte hierbei: „Ich möchte doch wissen, was aus diesem Bauernsohn geworden ist.“

„Das kann ich Ihnen sagen, das ist der Herr, der neben mir sitzt, mein Kompagnon, das heißt der Firma Kautzky und Roncanara.“ Das Rätsel war gelöst und ich erinnerte mich jetzt an den Namen des Wirtes in Corvara.

Den nächsten Tag ging es über den Campolungopaß nach Pieve-Buchenstein und nach weiteren anderthalb Tagen von da über den Ort Arraba, wo wir übernachteten, mit Schneeschuhen versehen über den hohen Pordoipaß nach Canazei und Predazzo.

Der Uebergang gestaltete sich sehr humoristisch, denn das schwere Geschütz, das durch unseren Artilleriechef vertreten war, sank trotz Schneeschuhen wiederholt tief in den weichen Schnee ein, aus dem er stets nur mit schwerer Mühe von den Führern herausgelotst werden konnte. Dieses zeitweise Versinken unseres Artilleriechefs war so komisch, daß wir hellauf lachen mußten.

Der Uebergang über den Paß war sehr ermüdend; dennoch mußten wir, da wir in Canazei keinen Wagen auftreiben konnten, noch den weiten Weg nach Predazzo zu Fuß machen.

In diesem Orte waren wir herrlich untergebracht, aßen und tranken gut und viel.

Es gäbe, würde es nicht zu weit führen, von diesen kommissionellen Begehungen noch manches Humoristische zu erzählen. So zum Beispiel versank unser lieber Artilleriechef bei dem Ueberschreiten eines Alpensumpfes durch das Verfehlen eines Grasbüschels mit dem Fuße in den Sumpf, aus dem er wirklich nur mit Mühe, aber nicht mehr mit grauen, sondern mit ganz ockergelben Hosen herausgezogen wurde. Komisch war es auch, wenn er bei schwindeligen Wegen oder bei zu steil und hoch ansteigenden Höhen sich ruhig auf einen Stein niederließ und sagte: „Vom artilleristischen Standpunkte hab' ich alles gesehen und zurechtgelegt, ich gehe nicht mehr weiter."

Der gescheite, liebenswürdige alte Herr endigte leidiger Familienverhältnisse wegen durch Selbstmord, den er aber vorschriftsmäßig vorher einer maßgebenden Persönlichkeit mitteilte.

Unter solchen Verhältnissen verstrich die Zeit bis zum August 1870. Von da ab wurde ich bezüglich der Befestigungsentwürfe für Nordtirol, die mir nunmehr auch übertragen wurden, der Reichsbefestigungsbaudirektion, der mein Schwager Heinrich Baron von Scholl vorstand, untergeordnet.

Im September darauf wurde ich zu einer Begehung sämtlicher von Norden, Nordwesten und Westen in das Inntal führenden Straßen beordert, welche kommissionelle Begehung mein Schwager leitete.

Derselbe traf wie ich am 5. September 1870 in Kufstein ein, von wo aus die Begehungen beginnen sollten.

Unter den von Baron Scholl mitgenommenen Offizieren befand sich auch der heitere, liebenswürdige und fähige Oberleutnant von Ettmayer.

Ich meinerseits hatte mit Erlaubnis meines Schwagers meinen Sohn Hans mitgenommen, der sich über diese für jeden und daher auch für ihn sehr lehrreichen Wanderungen in den Gebirgen Nordtirols hoch erfreute.

Seitdem ich mit meiner Befestigungsbaudirektion in Trient unter jene des Reiches gestellt war, die über die für Südtirol bisher geplanten, projektierten und ausgeführten Arbeiten nicht in voller Kenntnis war, erwuchsen mir durch Hinundhersenden aller möglichen Akten und Pläne recht viele Arbeiten. Noch mehr aber erwuchsen mir solche dadurch, daß Baron Scholl über das bereits Geschehene vielfach andere Ansichten hatte. Es wurden infolgedessen im Bereich von Südtirol einzelne Punkte weggelassen, mehr aber noch zugefügt.

Die erwähnten Begehungen führten uns zuerst aber nicht nach Nordtirol, sondern nach Süden, und zwar nach Riva, Trient und deren Umgebungen.

Während dieser Zeit bereitete in Innsbruck der flinke und arbeitsame Oberleutnant von Ettmayer alles vor, was zur Begehung der Nordtiroler Einbruchswege und des Zentralpunktes Innsbruck notwendig war.

Ich konnte mich leider für die Anträge, die aus diesen Begehungen für die Befestigungen Nordtirols entstanden, so wenig erwärmen, daß ich mich deshalb mit meinem Schwager Scholl in dieser Beziehung entzweite. Was in dieser Richtung nun kam und geschah, war mir vielfach so contre-cœur, daß meine ohnehin nicht rosige Stimmung auf den Nullpunkt herabsank. Ich hätte die Ansichten, die ich mir über Hochgebirgsbefestigungen zurechtgelegt, stark ändern müssen, um in das Fahrwasser Baron Scholls ruhig einfahren zu können.

Gewiß war er in dieser Richtung genialer angelegt als ich — aber praktischer schmeichle ich mir gewesen zu sein. Auch der Darstellungsart seiner Pläne konnte ich mich nicht ganz anschließen. Er war ein Anhänger der Erhebungstheorie und begann seine Pläne mit einer Karte der Sintflut, deren Gewässer von der Gegend, die eben in Frage stand, abzufließen schienen, so daß das gebirgige Terrain unter ihnen sich zu heben begann; drei, vier solcher Skizzen versinnlichten die nach und nach aus den Gewässern fortschreitende Erhebung und nach Baron Scholls Ansicht auch die Punkte, die zu befestigen waren.

Wenn man im allgemeinen die Theorie grau nennt, so könnte man sie in diesem Falle *blau* nennen, weil die nach und nach von

den sich erhebenden Gebirgen zurückgedrängten Gewässer blau eingetragen waren.

Die Pläne für die punktweise Befestigung von Nordtirol bestanden eigentlich mehr oder minder aus lauter kleineren oder größeren verschanzten Lagern. Ich erinnere mich mit Schrecken an die Anzahl der von Kufstein bis zum Arlberg und zu den Anhöhen hinter Innsbruck in Antrag gebrachten, zu befestigenden Punkte. Kein Staat der Welt hätte die Kosten für dieselben aufbringen können.

Daß die Befestigung der Haupteinbruchsstraßen ins Inntal die schwere Verteidigung desselben, die in einem fortwährenden Rochieren der Truppen gegen die bedrohten Punkte besteht, erleichtern muß, ist gewiß; aber sicher ist es auch, daß die Verteidigung des Inntales ohne hinlängliche Truppen trotz der Befestigung aller Einbruchsstellen sehr schwierig ist und bleibt. Kaum minder schwer ist aber die Sicherung der Hauptstadt Innsbruck und die Hintanhaltung des Vormarsches eines mächtigen Feindes nach Süden.

Aber es wird keine Suppe so heiß gegessen, als sie aufgetragen wird, und das Resultat der überschwenglichen Anträge im Verein mit den geringen Geldmitteln, die zur Disposition gestellt werden konnten, und den verhältnismäßig ruhigen politischen Zeiten verursachten in Bälde, wenn auch nur auf kurze Zeit, einen Stillstand in allem fortifikatorischen Getriebe.

Was dann kam, werde ich später am rechten Orte erwähnen.

Abgesehen davon, daß wir bei diesen Begehungen in allen Orten, wo wir nächtigten, sehr gute Zimmer vorfanden, aßen und tranken wir überall sehr gut und zu unserer freudigen Ueberraschung unglaublich billig. So zahlten wir zum Beispiel in Reutte, Hauptstadt des Lechtals, für die Unterkunft einer Nacht, ein opulentes Nachtmahl von drei Gängen, darunter einem mit prachtvollen Forellen, und ein Frühstück, bestehend in Kaffee, Butter und Honig, per Kopf 1 Gulden, in Nassereit sogar für beinahe dasselbe nur 60 Kreuzer. Wir saßen schon im Wagen zur Abfahrt bereit, als die Kellnerin kam und um Entschuldigung bittend sagte, der quartiermachende Herr Offizier hätte die Quartiergebühr schon bezahlt, was sie bei der Rechnungsstellung nicht gewußt habe, und es träfe jeden Herrn noch 20 Kreuzer zurück.

Meine Zeit in Trient fing an abzulaufen, die angefangenen Befestigungen waren beendet, die Abrechnung gepflogen.

Ich hatte in den vier Jahren viel Papier verschmiert und viel darauf gezeichnet; was hätte man in dieser Zeit, wenn die nötigen Geldmittel vorhanden gewesen wären, bauen können?

Uebrigens erhielt ich schon 1868 einen Reichskriegsministerialerlaß aus Wien, 18. September, Nr. 3010, Abt. 8, mit welchem meine unter schwierigen Verhältnissen geleisteten Arbeiten belobt wurden.

Das vierte Jahr (1871) meines Aufenthaltes in Trient war herangebrochen; es wird die Leser der Beschreibung meiner Tätigkeit in Trient gewiß nicht wundern, wenn ich derselben müde geworden war. Tag für Tag mit Reißschienen, Linealen, Maßstäben und Zirkeln allerart herumfuchteln, Pläne zeichnen und nicht bauen war nicht nach meinem Geschmack; was ich im Geist erfand, wollte ich auch erstehen sehen. Ich hätte lieber zehn Werke auf einmal zu bauen angefangen, als die doppelte Anzahl projektiert.

Dabei diese immerwährende Fluktuation der Ansichten, der bewilligten und nichtbewilligten Gelddotationen, dieses ewige Wollen und Nichtkönnen, dies alles verstimmte mich so tief, daß der Wunsch, aus der Geniewaffe aus- und in die Infanterie einzutreten, immer mächtiger wurde; aber vorerst mußte ich der körperlichen Ermüdung und seelischen Verstimmung durch einen Urlaub in die Heimat (Chur in der Schweiz) und im Beisammensein mit meinen lieben zwei Schwestern Herr werden. Ich kam deshalb unterm 29. Mai 1871 um einen dreimonatigen Urlaub ein, der mir bewilligt wurde und den ich am 12. Juli 1871 antrat.

Merkwürdig genug, daß mir dabei der Abschied von Trient recht schwer wurde; aber ich gehöre vielleicht zu den Menschen, die sich überall ebenso leicht eingewöhnen, als schwer von dem Eingewöhnten trennen. Für Chur hatte ich den Vorsatz, mir ein möglichst ruhiges Dolcefarniente zu gönnen.

Ich fühlte mich zwar überaus behaglich im Hause meiner älteren Schwester und deren Familie, die alles aufboten, mir den Aufenthalt recht angenehm zu machen und mich von meiner sichtbar trüben Stimmung zu befreien. Aber diese Gemütsruhe hielt nicht lange an.

Nach etwa vierzehn Tagen bei meiner älteren Schwester besuchte ich meine jüngere, d. h. meinen Schwager Herrn Wolfgang von Juvalta, auf seinem herrlich gelegenen, schönen Schlosse Ortenstein, in Domleschg; er hatte dieses Schloß in recht verwahrlostem Zustande von dem Grafen von Travers gekauft und begonnen, es sehr schön herrichten zu lassen. Ich fand daselbst, ebenfalls auf Besuch, eine Cousine meines Schwagers.

Mein Gemütszustand war zu dieser Zeit um so gefährlicher und gedrückter, als ein seinerzeit durch einen dritten, hochangesehenen Herrn versuchter Wiedervereinigungsversuch von meiner Frau ab-

gewiesen wurde. Es ist unter solchen Umständen gewiß menschlich und begreiflich, daß mir die liebenswürdige Zuvorkommenheit dieser Cousine sehr wohltat; durch das tägliche Beisammensein mit diesem Fräulein erwuchs in mir eine tiefe Neigung zu ihr; aber konnte und durfte ich ihr diese zeigen? Ich war ja nicht frei und zeitlebens gebunden!

Aber nach meiner Religion und den Graubündner Gesetzen konnte ich ja frei werden; diese Idee stieg mir zu Kopfe, und ich dachte daran, selbe nach meiner Rückkehr in Chur durchzusetzen. Ich übergab meinen Fall einem Rechtsanwalt, der sehr tüchtig und in Chur einst mein Schulkamerad war. Er nahm die Sache sehr energisch in die Hand; meine Frau, die davon verständigt wurde, beorderte sofort einen anderen Advokaten, dagegen Stellung zu nehmen.

Mittlerweile, und da ich doch in keine direkte Korrespondenz mit meines Schwagers Cousine treten konnte, machte ich meinem Herzen einstweilen durch Briefe Luft, die sie nie erreichten. Ich glaube, es waren dies die schönsten, reinsten und seelenvollsten Briefe, die ich je schrieb. Erreicht wurde mit ihnen auch späterhin nichts; denn sie wußte weder etwas von diesen Briefen noch von meiner tiefen Neigung und schenkte daher später einem anderen, der sich ihr antrug, Gehör.

Damit hatte auch mein neu in Szene gesetzter Ehescheidungsprozeß sein Ende; ich gab ihn und damit die Hoffnung, frei zu werden, zeitlebens auf. Nur solche, die ähnliche Situationen mitgemacht haben, werden die tiefen Herzenswunden begreifen, die zurückblieben, und damit war das Dolcefarniente, das ich mir vorgenommen, ganz zu Ende.

Von Ortenstein zurückgekehrt, machte ich mit meinem älteren Sohne Hans und meinem Neffen Emanuel, dem ältesten Sohn meiner ältesten Schwester Meta, einen Ausflug ins Engadin nach St. Moritz, welcher sich sehr schön und vergnüglich gestaltete.

Den Rückweg nahmen wir über den Maloyapaß, durch das Bergell und über den Splügen nach Chur.

Die Fahrt vom Maloyapaß (6000 Fuß über dem Meer) nach Chiavenna (600 Fuß) gehört wohl zu den schönsten und abwechslungsvollsten, die es geben kann. Innerhalb einiger Stunden wandelt man von der Alpenflora in rein italienische Kultur.

In Vicosoprano besuchten wir die Familie der Cousine meines Schwagers, die ich da vorderhand zum letztenmal sah.

Auf dieser Rückfahrt besahen wir auch das gräfliche Salis-

Gogliosche Schloß in Bondo und stiegen durch einen prachtvollen Wald echter Kastanien nach Soglio herauf, um die alten Salisschen, Palazzi ähnlichen drei Gebäude, die Kirche, eine wahre Begräbnisstätte von Gliedern, Ahnen und Urahnen unserer Familie, und anderes, was von ihr in Soglio noch vorhanden ist, zu besichtigen. Von Soglio aus sahen wir auch die sogenannte Stammburgruine Castellazo, in der sich die Geschichte mit dem Erzbischof Hatto von Mainz 913 abgespielt haben soll.

Mein dreimonatiger Urlaub und dessen dreimonatige Verlängerung nahte seinem Ende.

Ich war schon von Trient aus auf Grund des neuen Avancementgesetzes dienstlich um Transferierung oder Zuteilung zur Infanterie eingekommen, um mich in der Truppenführung auszubilden, welche das neue Avancementgesetz von jedem, der eine Generalscharge anstrebte, forderte. Ich erhielt auf mein zweimal gestelltes Ansuchen keine direkte Antwort, wohl aber ein sehr schmeichelhaftes Privatschreiben Seiner Exzellenz des Reichskriegsministers Baron von Kuhn, in dem er mir mitteilte, daß man sehr darauf rechne, daß ich die Befestigungsbauten in Przemysl, als besonders dazu geeignet, übernehmen werde. Auf dieses Schreiben erhielt ich am 3. August 1871 die dienstliche Ernennung zum Befestigungsbaudirektor in Przemysl und bald darauf ein Telegramm von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Wilhelm, Generalartillerieinspektor, als Vorsitzenden der über die Befestigung von Przemysl dortselbst vorgenommenen Kommission mit der Einladung, möglichst bald in Przemysl einzutreffen.

Auf diese zwei Dienststücke hin blieb mir, wollte ich den Kaiserlichen Dienst nicht ganz aufgeben, wohl nichts anderes übrig, als nach Ablauf meines Urlaubes am 15. Januar 1872 an meinen neuen Bestimmungsort abzugehen, womit die Frage des „Sein oder Nichtsein“ ihre Beantwortung gefunden hatte.

Im nachfolgenden erzähle ich noch einige Vorkommnisse, die sich während meines Aufenthaltes in Trient abspielten.

Ich war von Hause aus kein Hasardspieler; das einemal, wo ich in Verona spielte, gewann und dann verlor und als „Friederich mit der leeren Tasche“ nach Trient abfahren und dort auf Puff leben mußte, war eine Warnung für mich, Hasardspiele zu meiden. Ich folgte dieser Warnung auch bis zu meinem Aufenthalt in Trient, obwohl mir die von Mainz und Rastatt aus nach Wiesbaden und Baden-Baden gemachten Ausflüge Gelegenheit genug geboten hätten, dem Hasardspiele zu frönen. Aber die Masse des Geldes, die man

hier auf den Spieltischen sah, und die hohen Sätze, die beim Spielen gang und gäbe waren, schreckten mich geldarmen Offizier mehr ab, als sie mich zum Spiele anspornten. Ich fühlte mich einerseits angesichts der Summen, die hier auf dem Spiele standen, zu arm, andererseits war ich zu stolz, um arm erscheinen zu wollen, und so hielt ich mich tapfer vom Spiele fern.

Anders kam es in Trient. Ohne ein Heim, in das ich mich abends hätte flüchten, und ohne hinreichende gesellschaftliche Kreise, in denen ich den Abend hätte zubringen können, wurde dieser sehr lang und langweilig. Auch die Gesellschaftsspiele, die im Kaffeehaus von etwa $5^1/_2$ Uhr bis gegen $^1/_2$8 Uhr dauerten, d. h. bis zur Zeit des Abendmahles, füllten den ganzen Abend und die beginnende Nacht nicht aus.

Infolgedessen wurde in einer Restauration, wo sich allabendlich eine große Anzahl von Offizieren einfand, unter Vorsitz unseres beliebten Brigadiers nach vollendetem Souper „halb zwölf" gespielt. Die Sätze hierbei durften nur sehr gering sein und nicht überschritten werden. Die guten Vorsätze aber dauerten nicht lange. Die Spielenden wurden hitziger, setzten höher, verloren und gewannen mehr, und das anfangs fromme Spiel wurde höher und gewagter. Es wurde ein Hasardspiel in optima forma.

Diesem trat unser Brigadier kategorisch entgegen.

Es hörte dieses Spiel auf, aber damit auch die langdauernde Abendsitzung, wodurch bei vielen die Frage entstand, was nun weitertun, um den Rest des Abends totzuschlagen.

In einem der Kaffeehäuser (das wußte man) wurde von einigen Herren des Tridentiner Adels tagtäglich und zwar recht hoch Hasard gespielt. Diesen Herren schlossen sich nun einige Mitglieder der früher erwähnten Abendgesellschaft an. Unter diesen befand auch ich mich, aber auch sonderbarerweise die Vertreter derjenigen Behörden, denen die Pflicht oblag, darüber zu wachen, daß Hasardspiele nicht Platz greifen können. Es wurde hoch gespielt, und wenn sich hierbei keine übergroßen Verluste und Gewinne ergaben, so war es dem Umstande zuzuschreiben, daß die Gesellschaft stets aus denselben Personen bestand und diese unter sich fest abgemacht hatten, daß die Spielenden nur mit dem jeweiligen eigenen Geldvorrate in ihrer Tasche und nicht mit entliehenem Gelde von den Gewinnenden oder vom Cafetier ausgeborgtem weiterspielen durften.

Durch das Mitspielen der erwähnten Aufsichtsorgane waren wir der Gefahr des Ueberrascht- und Angezeigtwerdens gänzlich enthoben.

Ich war auch hierbei ordentlich, notierte täglich alle Gewinste und Verluste, und es ergab sich aus der Differenz derselben, kurz vor dem Antritt meines Urlaubes, ein Gewinnsaldo von zirka 1000 Gulden.

Da ich aber nicht des Gewinstes, sondern des Zeitvertreibes und der Aufregungen halber mich dem Spiele hingegeben hatte, so wollte ich nicht als Gewinnender abfahren und spielte deshalb auffallend nachlässig weiter, bis ich nicht nur den Gewinn, sondern auch dummerweise ziemlich viel darüber verspielt hatte.

Damit endigte mein Spiel in Trient; aber böse Beispiele verderben gute Sitten; das erfuhr ich an meinem Bedienten. Er sah mich allabendlich Geld zählen, fand das schön und fing in seinem Kreis auch an zu spielen, bis ich eines Tages, statt meinen Burschen zur Frühstunde zu sehen, auf meinem Tisch einen Brief fand, in dem er mich bat, ihm nicht böse zu sein und nicht nachzuforschen, er habe sich Spielschulden halber flüchten müssen und werde sein Brot als Arbeiter beim Eisenbahnbau zu verdienen suchen. Viele Jahre später sah ich ihn in Wien oft als Kutscher eines eleganten Einspänners, der offenbar einem Doktor gehörte, auf der Wieden, wo ich wohnte, herumfahren. Er machte immer Miene, als ob er mich nicht erkennte.

Am 7. März 1871 ereignete sich ein Vorfall, der die ganze Garnison in Aufregung und tiefe Trauer versetzte. Unser Brigadier, Otto Graf Welsersheimb, pflegte von Zeit zu Zeit größere Spaziergänge über Berg und Tal zu machen, durch die er einerseits seiner Füße Ausdauer erproben, andererseits militärische Terrainstudien zu seiner eigenen Informierung machen wollte.

Nicht lange vor erwähntem Zeitdatum erhielt Graf Welsersheimb in der Person des Oberleutnants Wenzel Radlicka einen neuen Brigadeadjutanten zugeteilt. Da sich dieser gegenüber seinem Chef und dessen Erzählungen über geleistete Fußpartien einige etwas bramarbasierende Bemerkungen erlaubte, so wollte Graf Welsersheimb ihn hinsichtlich seiner Leistungen in dieser Beziehung erproben und ihm hierbei zugleich einen Teil der für den Uebergang vom Etschtal in das Brentatal zur Befestigung in Antrag stehenden Punkte informatorisch zeigen.

Es handelte sich nicht nur darum, den breiten Paß von Vigolo-Vattaro zu sehen, sondern auch die dort für Befestigungsanlagen gewählten Punkte zu besteigen, und von da herab nach Calceranica, dann längs des Caldonazzosees nach Pergine und weiter nach Trient zu Fuß zu gehen, und diesen langen, zu dieser Jahreszeit

ziemlich beschwerlichen Weg in einer vom General festgesetzten Zeit zurückzulegen.

Außer genanntem Adjutanten nahm Generalmajor Graf Welsersheimb zu dieser Gewaltfußtour auch meinen leichtfüßigen, lustigen Genieoberleutnant von Ettmayer mit, der ganz geeignet war, den fortifikatorisch-informatorischen Teil zu übernehmen.

Der Marsch ging ohne Rast durch das Val Sorda bis zu den Orten Vigolo-Vattaro.

Von da wurde ein Emplacement oberhalb des letzteren Ortes auf dem Monte Faë und dem südlich davon liegenden zirka 1000 Fuß höheren Dos del Bue bestiegen: ein Ochsenberg, der mir schon längst ob des öfteren Besteigens im Magen lag und den ich schon im Geiste und auf dem Papiere in passagerem und permanentem Stile befestigt hatte.

Vom Dos del Bue herabgekommen, ging es weiter abwärts bis Calceranica, am südlichen Ende des Caldonazzosees gelegen.

Das Wetter war am Morgen trüb bei gelindem Froste, die Hänge hoch mit Schnee bedeckt, die Feldwege infolge der über Nacht gefrorenen Gleise uneben, unangenehm und beschwerlich zu begehen.

Das hinderte schon, zur festgesetzten Zeit in Calceranica einzutreffen, wie sich Graf Welsersheimb ausgeklügelt hatte, und bildete die Veranlassung zu dessen unglückseligem Vorschlag, statt den Weg längs des westlichen Ufers des Sees jenen direkt über den zugefrorenen See zum Kirchlein S. Cristoforo zu nehmen, durch welche Abkürzung allerdings ein rechtzeitiges Eintreffen in Trient erreicht worden wäre.

Dem Herrn Oberleutnant Ettmayer erschien (wie er mir selbst erzählte) schon von den Höhen oberhalb Calceranica die Eiskruste des Sees durch ihre verschiedene Färbung nicht sehr vertrauenswürdig, und das veranlaßte ihn, die Eisstärke des Sees bei Calceranica genauer zu untersuchen und sogar abzumessen.

Es ergab sich eine Eisstärke von 6 Zoll, die, wäre sie über den ganzen See gleichmäßig verteilt gewesen, auch für viel schwerere Lasten, als die drei Herren vertraten, genügt hätte. Es wurde aber leider von Graf Welsersheimb nicht bedacht, daß zu dieser Jahreszeit die Sonne auf jenen Teil, der ihr in ihrem Laufe offen stand, schon mächtig genug einwirkte, um die Stärke des Eises auf der Sonnenseite bedeutend zu vermindern, ja sogar die Eisdecke aufzutauen. Ueberdies wirkten die von den westlichen Hängen der östlichen Gebirge des Sees in ihn fließenden Gewässer ebenfalls zum Auftauen dieses Seeufers mit. Man behauptet, daß der See auch

warme Quellen habe, die auch auf die verminderte und ungleiche Eisstärke zurückwirken mußten.

Der Marsch wurde auf den immer dünner werdenden Eisflächen, mit dem General an der Spitze, flott durchgeführt, obwohl schon einige offene Stellen im Eise und das Zurückwinken und -rufen von Bauern, die an den Ufern des Sees dem Spaziergange zusahen, Warnungen waren, die den General zur Umkehr hätten bewegen sollen.

Plötzlich brach das Eis ein, und alle drei Herren lagen an verschiedenen Stellen im Wasser.

Die beiden jüngeren und viel leichteren Herren arbeiteten sich bald aus dem Wasser heraus, dem General gelang dies erst nach mehrfachen mißglückten Versuchen, wobei sein treuer Hund Cimirlo — er wurde so getauft, weil er ihm auf einer Kuppe dieses Namens zugelaufen war und ihn nicht mehr verließ — das Loch umging und trauernd die Bemühungen des Generals beobachtete. Die Freude, den General wieder auf dem Eise zu sehen, war eine ungeheuchelte.

Nun war gewiß der Moment zur Umkehr da.

Irre ich mich nicht, so äußerte sich Oberleutnant von Ettmayer zum General, es wäre das Einbrechen ein Fingerzeig Gottes, auf dem Eise nicht weiterzugehen. Der General sah diese Bemerkung als ein Zeichen der Mutlosigkeit an und schritt weiter, während die beiden Oberleutnants zurückblieben.

Oberleutnant von Ettmayer war entschlossen, überhaupt nicht mehr weiterzugehen und zum Ufer zurückzukehren. Oberleutnant Radlička kehrte aber zu seiner Einbruchsstelle zurück, in der noch sein Mantel lag, den er retten wollte. Gewiß hatte auch er die Absicht, zum Ufer zu eilen.

Der General machte währenddessen noch zirka 60 Schritte nach vorwärts und brach dann von neuem ein, konnte sich aber dieses Mal nicht mehr herausarbeiten, da das ganz dünne Eis bei jedem Stützversuche einbrach.

Ettmayer sagte zu Radlička: „Jetzt schau, daß du ans Ufer kommst und Hilfe holst; ich werde zum General kriechen, vielleicht kann ich ihm heraushelfen."

Letzteres geschah, und Ettmayer versuchte durch Einhacken der gekrümmten Stockgriffe von ihm und dem General den Abstand vom schwachen Lochrande tunlichst zu vergrößern; vergeblich, schon mit dem ersten Anreißen zog ihn der General zu sich herüber, der Oberleutnant lag im Wasser, und nur dem Umstande, daß eine Scholle unter seiner Brust liegen blieb, ermöglichte es ihm, nochmals aus dem Wasser sich herauszuarbeiten.

Bei der Unmöglichkeit, irgendwie helfen zu können, schaute Ettmayer sich nach Radlička um und bemerkte ihn, auf allen vieren in der Richtung direkt zum nächsten Ufer kriechend, statt daß er, wie Ettmayer supponiert hatte, den Weg in der Marschrichtung zurückgelaufen wäre.

Nach einigen Wechselreden steht Radlička plötzlich auf und beginnt auf dem Eise zum Ufer zu laufen, bricht aber nach einigen Schritten ein und vermag sich nicht mehr herauszuarbeiten.

Ettmayer, der einsah, daß er dem unglücklichen General nicht mehr zu helfen imstande sei und Hilfe nur von den Ufern kommen könne, sagte dies dem General; dieser erwiderte: „Wenn Sie weggehen, so weiß ich, was mir bevorsteht!"

Eine furchtbare Lage, in der sich unser braver Brigadier befand; selbst hoffnungslos im Wasser steckend, sah er noch alles, was vorging. Ettmayer lief nun auf der Spur des zurückgelegten Marsches so weit zurück, daß er jenseits der obenerwähnten Risse in der Eisfläche tragfähigeres Eis vermuten konnte, gewann das westliche Ufer und begann die mittlerweile herangeeilten Landleute zur Hilfeleistung zu ermutigen. Hilfsmittel waren spärlich vorhanden; ein Bauer band zwei Leitern kreuzweise zusammen und trat den Marsch über das Eis an, nach wiederholtem Einbrechen kam er bis zum nächstbefindlichen Radlička, jedoch brach das Eis; das eine Leiterende traf Radlička auf den Kopf, der sogleich untersank.

Der Bauer saß auf den beiden gekreuzten Leitern mitten in einem großen Eisloche, welches er nach keiner Richtung verlassen konnte, da die Leitern nur im Kreuzungspunkte die Tragfähigkeit für seine Person hatten.

Generalmajor Welsersheimb, der zirka 100 Schritte entfernt von dem Loche, wo Radlička versank, dem Vorgange zugesehen hatte, hielt noch 15—20 Minuten in ruhiger Stellung, die er wohl nicht mehr ändern konnte, aus; da ein Boot vom Nordufer sich durch das Eis langsam durchzuarbeiten begann, hoffte er vielleicht noch auf Rettung von dieser Seite; dann aber winkte er als tapferer Soldat und guter Christ Oberleutnant von Ettmayer mit der Hand ein Lebewohl zu, machte ein Kreuz und ließ sich in die Tiefe gleiten.

Was Oberleutnant von Ettmayer, dem ich diese Beschreibung verdanke, in dieser schauerlichen Situation empfunden haben mag, schreibt er zwar nicht, doch läßt es sich nicht nur denken, sondern auch mitempfinden.

Der treue Cimirlo verließ nun auch das Eisloch und rannte mit hängendem Schweife Oberleutnant von Ettmayer ans Ufer nach.

Oberleutnant von Ettmayer begab sich sofort nach Pergine, meldete dem Stationskommandanten den Vorfall, erbat sich Kleider zum Umziehen und telegraphierte an mich die Katastrophe des Nachmittags.

Der vorhin erwähnte Bauer soll erst gegen Abend aus seiner Lage errettet, aber der durch Erkältung hervorgerufenen Krankheit erlegen sein.

Das Telegramm Ettmayers erhielt ich im Kaffeehaus, wo ich mich eben mit meinen Partnern zum Spiele niedersetzen wollte. Wir waren alle im höchsten Grade erschrocken und betrübt, ohne jedoch genau zu wissen, worin das „verunglückt" des Telegramms bestehe. Lange waren wir darüber nicht im Zweifel. Denn Major Johann Crescini des Kaiser-Franz-Josef-Tirolerjägerregiments eilte von Pergine nach Trient, um uns das Nähere, das ist das Ertrinken des Generals und des Adjutanten, mitzuteilen. Wie ein Lauffeuer durcheilte die Todesbotschaft die ganze Garnison und Bevölkerung von Trient.

Die Leichen des Generalmajors Grafen Welsersheimb und des Oberleutnants Radlička wurden am folgenden Tage an den Stellen, wo sie untergegangen waren, geborgen, zuerst zur Aufbahrung nach Trient, dann ersterer nach Graz in die Familiengruft über Verona, wo die italienische Garnison in echt soldatischem Gefühl dem tapferen einstigen Gegner militärische Ehrenbezeugungen leistete, überführt, letzterer auf dem Ortsfriedhofe in Pergine bestattet und ihm ein Monument durch die Generalstabsoffiziere errichtet.

Selbstverständlich wurde das Unglück beiden betroffenen Familien sowohl privatim als dienstlich mitgeteilt. Auf diese Mitteilung kam der jüngere Bruder des Generals, Oberstleutnant Zeno Graf von Welsersheimb, nach Trient, um die Ueberführung der Leiche zu veranlassen. Er übergab mir als Andenken an den Verunglückten die Zigarrentasche und das Vergrößerungsglas, die dieser an dem Tag bei sich hatte und die mit ihm sein Versinken bis auf den Boden des Caldonazzosees mitgemacht hatten — gewiß ein selten vorkommendes Erinnerungszeichen.

Die Eltern des Oberleutnants Radlička, Lottokollektanten in Schlan, verweigerten die Annahme jeder Donation aus dem Erbe des Generalmajors Grafen Welsersheimb; sie hatten kurz vorher den zweiten, letzten Sohn, einen ausgezeichneten, befähigten Forstakademiker, bei einem Waldbrande verloren. Die Familie Welsersheimb konnte nur der Tochter durch Vermittlung einer passenden Stelle für den Bräutigam die Heirat erleichtern.

Während meiner Tridentiner Zeit bereiste Seine Majestät unser erhabener Kaiser auch seine gefürstete Grafschaft Tirol.

In die Reihe der in Trient zu besichtigenden und zu inspizierenden Behörden, Anstalten und Bauten aller Art war auch die Besichtigung der im Bau begriffenen fortifikatorischen Werke eingeschaltet. Sie sollte frühmorgens stattfinden; es kam aber nicht dazu. Seine Majestät mußte von den angesagten Besichtigungen eines Fußübels wegen alle jene weglassen, die vorzunehmen nicht unbedingt notwendig erschien. Zu diesen gehörten eben und leider auch die fortifikatorischen Bauten; um aber trotzdem über alles unterrichtet zu werden, was man für die Befestigungen Südtirols plane, befahl mich Seine Majestät mit allen nötigen Behelfen um halb sechs Uhr früh zu sich.

Seine Majestät erschien bei dieser Audienz infolge seines Fußübels in Pantoffeln und einem Sommermilitärpaletot. Mit großer Geduld und Aufmerksamkeit hörte Seine Majestät allergnädigst an Hand aller Pläne, die ich mitgebracht hatte, meinen etwas länglichen Vortrag über den Gegenstand an, über den Seine Majestät sich merkwürdig und bis in alle Details orientiert zeigte.

Seine Majestät sprach sein Bedauern aus, daß er die begonnenen Arbeiten nicht sehen könne, aber es gehe nicht. Ich wurde sehr gnädig und huldvollst entlassen und der kaiserlichen Tafel zugezogen.

Gesellschaftliches war in Trient für uns Offiziere im allgemeinen nicht viel los; für meine Person wurde ich aber mit der Mehrzahl des dortigen zahlreichen und alten Adels bekannt, suchte denselben auf und wurde von ihm eingeladen.

Es wohnten damals und wohnen wahrscheinlich noch in Trient Teile der Familien Grafen Alberti di Pistoya, Wolkenstein, Thun, Consolati, Firmian Saraccini von Belfort, Lodron, Graf Terlago, Sardagna, Sizzo Noris, Baron Salvadori, Baron Trentini, dann die Familien der Grafen Fedrigotti in Roveredo u. s. w. u. s. w. Der größte Teil dieses Adels war zwar gut österreichisch gesinnt, traute sich aber gegenüber der terroristischen Herrschaft, welche die Irredentisten im allgemeinen und im einzelnen ausübten, nicht recht, mit seiner inneren österreichischen Gesinnung herauszutreten. Eine Ausnahme hiervon machte der alte, verarmte Graf Alberti und der nicht immer zurechnungsfähige Graf Saraccini, der ebensooft die Offiziersgesellschaft im Kaffee- und Gasthaus aufsuchte, als sie mied, je nach der Laune, in der er sich befand.

Unentwegt und mehr, als mir lieb war, hielt er zu mir, dem

er unaufgefordert alles Neue, was er wußte oder zu wissen glaubte, aber immer sehr geheimnisvoll mitteilte. Leider hatte er nicht genug Geld, um so nobel leben zu können, als er meinte, es seinem Grafenstande schuldig zu sein.

Im Tagestheater wurde die ganze gute Jahreszeit hindurch und zwar ganz gut gespielt. Im großen, schön ausgestatteten Theater kam es zeitweise zu einer recht guten Opernstagione.

Der Winter brachte Bälle, verschiedene gesellschaftliche Unterhaltungen und im Theater Maskenredouten, in denen ich meiner Liebe zulieb in ungewohntem Domino mehr schwitzte als mich unterhielt; dabei wurde ich immer zu meinem Aerger am Schnurrbartdrehen sogleich erkannt.

Das Offizierskorps gab zeitweise im Saale des Bahnhofes Konzerte, in denen ich als Geiger auftrat; dann von dem Triumph, den ich dabei errang, und dem guten Wein, den ich hernach trank, nicht ganz nüchtern, wankte ich den Ufern der Etsch entlang vorsichtig nach Hause, um im Schlafe zu vergessen, was geschehen war.

Ein recht schönes Haus machte Emanuel Graf Thun mit seiner Frau, einer geborenen Gräfin Chotek, und immer gut aufgenommen war ich von der Familie Terlago auf ihrem schönen Landsitz.

Eine angenehme Erinnerung bildet mir die Mittagstafelrunde unter Vorsitz des beliebten, tüchtigen und charaktervollen Grafen Otto Welsersheimb, zuerst Oberst, dann Generalmajor und Brigadier.

Es versammelten sich zum Mittagstisch der jeweilige Statthalterstellvertreter, zuletzt Hofrat Alesani, der Bürgermeister von Trient, Giani, meine Wenigkeit und die ledigen Offiziere meiner Direktion, einige Unterbeamte der Statthalterei, denen sich jeweils durchreisende Offiziere zugesellten.

War man auch in politischen Dingen nicht immer einer Meinung und in militärischen während des Deutsch-Französischen Krieges oft stark entgegengesetzter, so behandelte man doch alle diese Fragen sehr sachlich und ohne sich dabei übermäßig zu erhitzen. Sehr taktvoll benahm sich hierbei der genannte Bürgermeister, der innerlich ein vollständiger Irredentist war und eigentlich nicht in unsere Gesellschaft gehörte.

Es war im Jahre 1867, im Sommer, als mir der Kellner eine Visitkarte brachte, auf der „Oberst Knappe von Knappstädt“ stand, der mich fragen ließ, ob ich ihn empfangen würde. Ich eilte hinaus, umarmte ihn und sagte: „Ja, warum denn diese Anfrage?“ „Ja,“ meinte er, „es liegt ja das Jahr 1866 zwischen uns, wo wir uns als Feinde gegenüberstanden.“ Ich erwiderte: „Wir zwei nicht,

sondern die Staaten, in denen wir dienten, und zudem stand ich nicht dir gegenüber, sondern den Italienern."

Ich führte ihn in unsere Tafelrunde mit den Worten ein: „Das ist der tapfere Oberst Knappe von Knappstädt, der als erster sein Garderegiment durch unsere Truppen nach Chlum führte."

Man stutzte etwas; aber jeder Soldat hält die Tapferkeit zu hoch, als daß er sie nicht auch beim Feinde zu schätzen wüßte, und der Oberst war damit unser willkommener Gast. Ich sah ihn erst 1905, wie ich das im ersten Bande erwähnte, in Neubrandenburg wieder, und zwar zum letztenmal.

Nun muß ich noch einer Episode gedenken, die sich alljährlich wiederholte, da sie die ganze Bevölkerung und auch uns zivilisiertere Teile derselben in Staunen, Verwunderung und Aufregung brachte.

Es hieß dann allgemein: „Der Zahnkünstler ist da!"

Aber wie kam er?

In einem geschlossenen Glasomnibus, inwendig mit rotem Samt ausgeschlagen und mit Platz für acht Personen, auswendig in weißem Lack mit Gold verziert; auf dem Verdeck saßen sechs Bläser mit Blechinstrumenten, auf dem Bock saß der Zahnkünstler in Gala, weißer Krawatte, Zylinder; aus mehreren Täschchen seines Gilets hingen große goldene Ketten; frisiert war er wie ein erster Stallmeister von Renz; neben ihm saß der schwarz angezogene Famulus und neben diesem der in prächtige Farbenlivree gekleidete Kutscher.

Er hatte die Zügel von sechs Schimmeln mit schönen Geschirren und Federbüschen auf den Köpfen, die dem Omnibus vorgespannt waren, elegant in der Hand; beim Einfahren auf den Domplatz — denn das war der Schauplatz seiner Zahn- und anderen Operationen — blies seine Kapelle förmliche Fanfaren.

Auf den Avis: „Der Zahnkünstler ist da" versammelte sich sofort das tridentinische Volk und später auch Landvolk, darunter sämtliche Zahnleidende, mit Zahn- und auch mit Balggeschwülsten Behaftete und in einem Lebenselixier ihr Körper- und Seelenheil Suchende auf dem Domplatz — wir aber auch.

Nun wurden die sechs Schimmel ausgespannt und in einen wahrscheinlich ihrer äußeren Eleganz nicht entsprechenden Tridentiner Stall gestellt, dann aber sofort der geräumige Kutscherbock vom Famulus für die kommenden Operationen hergerichtet.

Jetzt hielt der Zahnkünstler mit lauter Stimme eine blühende und glühende Ansprache an das Publikum, in der er ungefähr sagte: „Ich bin in der Lage, alle Zahnübel, Backengeschwülste zu heilen und Balggeschwülste zu entfernen, und zwar alles vollkommen

schmerzlos und für euch Arme auch kostenlos. Zur Stärkung allgemeiner Körper- und Seelenschwäche empfehle ich mein erprobtes Lebenselixier (dabei hielt er das Fläschchen in der Hand), welches ich euch ausnahmsweise, obwohl es mich das Doppelte kostet, um einen Zwanziger überlasse; also herbei, ihr Leidenden, ich kann sofort beginnen; ihr werdet alle sehen, wie schmerzlos ich operiere."

Nun begannen die Operationen; bei jedem Reißen eines Zahnes oder Abschneiden einer Balggeschwulst hörte man nicht den geringsten Schmerzensschrei; denn die Kapelle war aufs beste abgerichtet, immer zur rechten Zeit einzufallen und auch den lautesten Schmerzensschrei zu übertönen. Den ausgerissenen Zahn und die abgeschnittene Balggeschwulst zeigte er sofort mit dem Ausruf „Ecco i vostri malfattori!" dem Publikum; zeitweise warf er auch einen besonders schönen Zahn mit den Worten „Ecco il maledetto dente!" in die Höhe und fing ihn immer kunstgerecht wieder auf.

Uebrigens war dieser Zahnkünstler durchaus kein Schwindler; er war ein diplomierter Zahnarzt und sehr geschickt; die Armen operierte er kostenlos, dafür mußten die wohlhabenden Klassen ihn hoch und teuer bezahlen. Er war auch ein ganz gebildeter Mensch, der sich als solcher erwies, wenn er mit uns an der Table d'hote speiste. Wenn man ihn fragte, warum er solche Hanswurstelеien aufführe, so meinte er: „Ma cosa vole, la gente vol' così!"

Das von ihm verkaufte Lebenselixier war mehr für ihn ein Elixier als für die Leute; denn es war seine beste Einnahmequelle.

Seine Abfahrt gestaltete sich immer so glänzend und lärmend wie seine Auffahrt und war immer von schallenden „Evvivas" und „A rivederci"-Rufen begleitet.

Es war, glaube ich, im Jahre 1869, daß ein merkwürdiger Brand, dem die Vorstadt San Martino zum Opfer fiel, Trient in begründeten Schrecken versetzte. Besagte Vorstadt liegt im Norden von Trient und ist von der Stadt selbst durch einen großen Platz getrennt; das südliche Ende der Vorstadt bildet eine geräumige Quasikaserne. Das nördliche Ende der Stadt war ein gräflich Sardagnasches Palais, und in dem Hause daneben, das ebenfalls dieser Familie gehörte, wohnte ich. Oestlich war der Platz von dem hoch emporragenden, verteidigungsmäßig eingerichteten Castello di Trento und westlich in einiger Entfernung vom Etschfluß begrenzt.

In Trient wie in ganz Südtirol war es damals und ist es vielleicht heute noch gebräuchlich, Kamine und auch Oefen mit kleinen Faschinenbündeln zu heizen, da Holz sehr teuer ist und Kohle wenig bekannt war.

Im Sommer und Herbst werden die Faschinenbündel für den Winter zusammengeführt und, wo sich hierzu Platz findet, in kegelartig hoch aufgetürmten Haufen aufgeschichtet. Solche Faschinendepots befanden sich zahlreich in der Vorstadt San Martino links und rechts der Chaussee und an anderen Orten, die hier nicht in Betracht kommen.

Eines Tages zu später Nachmittagsstunde bei starkem Nordwind ertönten Feuersignale und Rufe, und es dauerte gar nicht lange, bis man über den Dächern von San Martino einen ganz ungewöhnlichen Qualm erblickte.

Ich eilte von meiner nahen Wohnung auf den Brandplatz und war so ziemlich einer der ersten dort.

Bald nach mir erschien die Feuerwehr, der Bürgermeister von Trient, Giani, und eine Menge Bewohner.

Der Brand war in einem der Faschinenhaufen ausgebrochen und griff in diesem nicht nur mit rasender Schnelligkeit um sich, sondern teilte sich auch den anderen und selbst den über der Straße gelegenen Haufen mit.

Ich erkannte sofort und teilte dies dem Bürgermeister mit, daß an ein Löschen dieser Faschinenbrände auf gewöhnlichem Wege nicht zu denken sei. Das, sagte ich, könnte nur durch schnelles Ueberdecken der einzelnen Haufen mit zugeführter Erde geschehen; aber es sei schwer bei dem Mangel an Zuführungsmitteln und Werkzeugen, Erde in hinlänglicher Menge herbeiführen zu können, und selbst wenn dies geschehen, so wäre die Hitze bis auf große Entfernung von den brennenden Faschinenhaufen so intensiv, daß man sich diesen zur erwähnten Arbeit nicht genügend nähern könnte.

Man stand dem Faschinenbrande ganz hilflos gegenüber und mußte die ganze Hilfeleistung darauf beschränken, die nächsten Häuser und insbesondere deren Dächer zu bewachen und womöglich vor dem Brande zu bewahren, was aber keinesfalls gelang. Immer heftiger blies der Nordwind, und die Folge davon war, daß aus den brennenden Faschinenhaufen sich ein ganzer Feuerstrom von glimmenden und noch brennenden Faschinenbestandteilen über die Stadt Trient ergoß. Da zogen sich die Einwohner von Trient von dem Brande in ihre eigenen Häuser zurück, um dieselben gegen Uebertragung des Feuers zu schützen.

Der Feuerstrom, der sich über Trient hinzog, war am Abend ein großartiges Schauspiel.

Die erwähnte Kaserne blieb durch die energischen Maßnahmen des Militärs verschont.

In das gräflich Sardagnasche Palais, auf dessen Dachboden merkwürdigerweise eine Menge Heu und Stroh untergebracht war, sandte man zur Bewachung Mannschaften des Kaiserjägerregiments. Ich selbst leitete da die Sicherheitsvorkehrungen durch Verhängen aller Dachluken mit ganz nassen Kotzen und Heraufschleppen aller möglichen Gefäße mit Wasser. Nachdem dies geschehen, ging ich in meine Wohnung, um dort mit Hilfe des Geniedetachements meine gesamte Einrichtung auf die Gasse und von da in die Stadt zu einem Freunde tragen zu lassen; dann kehrte ich auf den Heuboden zurück, und was fand ich da? Einige Jäger gemütlich im Heu liegend und ihre Pfeife rauchend. Daß ich das energisch abstellte und die Unteroffiziere zur Bestrafung anzeigte, kann man sich vorstellen.

Mein Ameublement verbrannte zwar nicht, weil die ganze Stadt Trient glücklicherweise vom Feuer verschont blieb, kam aber in einem Zustande in die Wohnung zurück, daß ich ein paar Wochen daran reparieren lassen mußte. Das Feuer wurde erst den nächsten Tag gelöscht, und es zeigte sich, daß der größte Teil der Vorstadt San Martino abgebrannt war.

Die Hitze zwischen den in Brand geratenen Faschinenhaufen links und rechts von der Straße war so groß, daß die Marmorbalustraden zu beiden Seiten der Straße zu Kalk verbrannten.

Bei der Armut der Vorstadtbevölkerung dauerte es lange, bis die Schäden gutgemacht wurden. Dieser Brand lebt noch jetzt in der Erinnerung fort.

Zweites Kapitel

Przemysl und Lemberg

(1871—1876)

Die Befestigungen von Tirol, um die ich so vorsichtig wie um Eier herumtanzte, sind einstweilen mit dem Abschnitt 1867—71 abgetan, und ich schmeichle mir, daß die Evidenzbureaus der verschiedenen Generalstabsabteilungen der uns umgebenden Staaten durch das, was ich von jenen sagte, keine Vermehrung ihrer Kenntnis über unser Tun und Lassen in Tirol erhalten haben — ja ich möchte jene Bureaus bedauern, wüßten sie nicht mehr davon, als sie „meinem Leben“ entnehmen können!

Nun muß ich meinen Eiertanz mit noch mehr Vorsicht und Verschwiegenheit nach Norden verlegen, wo zwar vorderhand auch mehr projektiert als ausgeführt wurde — aber immerhin so viel entstand, daß jenen Bureaus eine nähere Kenntnis davon, falls sie selbe noch nicht hätten, erwünscht sein könnte. Ich kann die Beschreibung meiner Tätigkeit in Galizien mit einer Fahrt durch ein Meer voller Klippen bezeichnen, an die ich nicht anstoßen darf, ohne Gefahr zu laufen, darin unterzugehen!

Ich zweifle nicht daran, daß man in Oesterreich an eine Befestigung Galiziens schon bald nach der Teilung Polens, durch die Galizien Oesterreich einverleibt wurde, dachte und sie in Aussicht nahm. An Städte- und Kastellbefestigungen fehlte es in Galizien auch vor dieser Zeit nicht, aber dieselben konnten bei einer in Aussicht genommenen größeren und einheitlichen Landesbefestigung kaum in die Wagschale fallen. Gewiß ist es, daß die meisten jener Städtebefestigungen nicht mehr existieren.

Galizien ist gegen unseren mächtigen nördlichen und nordöstlichen Nachbar ein offenes Land; man könnte es als das große Glacis der Ungarn um- und abschließenden Karpathen bezeichnen. Um einer Invasion in Galizien eventuell Halt zu gebieten, sich selbst zu sammeln und für ein offensives Vorgehen, falls solches vom Anfang her nicht möglich gewesen ist, vorzubereiten, ist eine wohldurchdachte Landes- und auch Karpathenpässebefestigung unbedingt nötig. Nach dem Aufstande vom Jahre 1846 und der Einverleibung der Republik Krakau in den österreichischen Staat dachte man schon intensiver an solche Befestigungen; doch kam es durch lange Zeit wieder nicht zu

einem einheitlichen Plane. Ein solcher entstand erst, als anläßlich des Krimkrieges die österreichische Armee in Galizien und Siebenbürgen (1853—54) aufmarschierte.

Es war in dieser gefahrdrohenden Zeit, als der Feldmarschall Baron Heß im Verein mit Genieoffizieren eine äußerst geniale Konzeption einer Landesbefestigung entwarf und von jenen ausarbeiten ließ, wie ich dies schon im ersten Bande, Abschnitt 6, erwähnte. Selbstverständlich konnte man im Drange der Zeit und der kriegerischen Verhältnisse nicht daran denken, solche Befestigungen in permanentem Stile ausführen zu lassen; dies konnte man nur in friedlichen Zeiten ins Werk setzen. Vorläufig galt es also, die Befestigungen so schnell wie möglich in provisorischer und passagerer Weise anzulegen. Sie wurden mit voller Energie in Angriff genommen und an vielen Orten auch vollendet.

Bei den größeren Befestigungsanlagen nahm man für den Uebergang in die Permanenz bei den Projekten für die provisorische Ausführung schon Rücksicht.

Ich reiste am 12. Januar 1872 von Chur nach Wien; daselbst meldete ich mich bei allen meinen Vorgesetzten und erbat mir von den maßgebenden Persönlichkeiten spezielle Weisungen über das, was ich in nächster Zeit in Przemysl zu tun haben werde. Wie allen größeren Befestigungsanlagen gingen auch der für die Sanlinie mehrfache Kommissionen voraus. Bei den ersteren hiervon führte Seine Kaiserliche Hoheit Feldmarschall Erzherzog Albrecht den Vorsitz. Die Kommissionsmitglieder konnten sich in ihren Ansichten, ob Przemysl oder Jaroslau der richtige, zu befestigende Punkt für die Sanlinie sei, nicht einigen. Die Mehrzahl war für Przemysl; die Minderzahl, die für Jaroslau stimmte, legte ihre Meinung in einem Separatvotum nieder; dies rief aber schriftliche Gegenerklärungen hervor. Ein allerhöchster Entscheid machte der Streitfrage dadurch ein Ende, daß dieser die Befestigung von Przemysl und zugleich unter Vorsitz Seiner Kaiserlichen Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Wilhelm eine Kommission anordnete, die an Ort und Stelle zu tagen und den allgemeinen Plan zur Befestigung von Przemysl auszuarbeiten hatte.

Dieser Kommission lagen von früher her (1854, 1855) recht viele Pläne vor. Den größten Behelf fand sie aber in dem linearen Entwurf, der nicht lange vorher von meinem Schwager, Heinrich Baron von Scholl, als Reichsbefestigungsbaudirektor ausgearbeitet worden war und in zirka 140 Schriftstücken und Plänen bestand.

Ich glaube, daß man zum Schriftführer der jetzigen Kommission

deshalb den Geniehauptmann Bonn beorderte, weil derselbe als quasi Adjutant vom Baron von Scholl genaue Kenntnis von dessen linearem Entwurf hatte; übrigens war der Genannte nicht nur ein sehr arbeitstüchtiger und in seinem Fache kenntnisreicher, sondern auch ein sehr fein erzogener und humaner Offizier und deshalb allgemein beliebt und geachtet.

Die Kommission unter Vorsitz Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Wilhelm legte ihre Ansichten in fünf Protokollen mit zugehörigen Plänen dar, welche Arbeit zwischen 29. Juni und 16. Juli ausgeführt worden war; ich will hierbei gleich erwähnen, daß das Schollsche Projekt mit wenigen Umänderungen, die hauptsächlich in einigen Restringierungen bestanden, angenommen wurde. Ich erfuhr durch den damaligen Vorstand der achten Abteilung des Reichskriegsministeriums, Oberst Andreas Tunkler von Treuimfeld, daß die Delegationen 1 400 000 Gulden für die Bauten in Przemysl bewilligt haben und daß, sollten dieselben nicht verfallen, man die Befestigungen von Przemysl mit aller Energie beginnen müsse, wie das auch allerhöchsten Orts erwartet werde. Ich bemerkte darauf, daß ein so rascher Beginn der Befestigungsbauten bei den noch ausstehenden Vorarbeiten dafür kaum möglich sein dürfte, und sagte ihm überdies, er habe ja selbst in seinem Lehrbuche über die Anlage großer Befestigungen die Vorbereitungszeit dazu mit drei Jahren bemessen. Er erwiderte hierauf, daß man vorläufig wenigstens die Straßen im großen Maßstabe beginnen könne, aber auch das mußte ich verneinen, da nur ein Teil der Straßen trassiert werden könnte, ein anderer Teil, insbesondere die Wallstraßen des Noyaus, denn doch zu sehr von der Trasse desselben abhängig und dies noch lange nicht festgestellt sei.

Die kommissionelle Begehung wie die darüber ausgearbeiteten Pläne zeigten deutlich, daß die Anträge vom Jahre 1854 her heute wieder zur Geltung kamen, denn die meisten Punkte, die damals ausgewählt wurden, waren von der Kommission und vom Reichsbefestigungsbaudirektor im Entwurfe beibehalten worden.

Ich kann nicht sagen, daß ich beruhigt und befriedigt von dem, was ich in Wien über meine neue, große Arbeit gehört und erfahren hatte, nach Przemysl abging. Es war leicht vorauszusehen, daß die Erwartungen, die man in Wien über Beginn und Fortgang der Arbeiten in Przemysl hegte, sich nicht erfüllen lassen werden. Peinlich war mir auch, was ich über den mir zugeteilten Ersten Stabsoffizier, der vorderhand die Befestigungsbaudirektion bis zu meinem Eintritt leitete, hören mußte. Wurde derselbe auch in bezug auf

sein Wissen und Können, seine Arbeitslust und Schaffenskraft von allen Seiten als vorzüglich bezeichnet, so wußte man doch, daß seine Privatverhältnisse nichts weniger als geordnet waren, welchem Umstande es auch zugeschrieben werden mußte, daß man ihm hohen Orts die Leitung der Befestigungsbaudirektion nicht anvertrauen konnte und wollte. Er war, wie ich das schon in Wien erfuhr, criblé de dettes. Leider machte ich in der Folge nach dieser Richtung hin bitterböse Erfahrungen mit diesem leichtsinnigen, dabei aber geistreichen und unermüdet arbeitslustigen Mann.

Ich übernahm die Befestigungsbaudirektion aus den Händen des Genannten Ende Januar 1872. Nun galt es, mich über alles aufs genaueste zu informieren, was bisher vorhanden, angebahnt und was ins Werk zu setzen war. Przemysl sollte ein doppelter Brückenkopf und ein großes verschanztes Lager werden. Es sollte unter allen Umständen den Uferwechsel größerer Armeekörper ermöglichen, für den vielleicht noch nicht vollendeten Aufmarsch der Armee einen Stützpunkt bilden, einer zurückgedrängten Armee oder Teilen derselben eine Zufluchtstätte werden und gestatten, daß sich ungeordnete Armeeteile in ihm, oder unter seinem Schutze ordnen, neu formieren und nach jeder Richtung erholen und ergänzen können. Przemysl hatte also große Aufgaben zu erfüllen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn viele der Ansicht waren, daß die Befestigung eines Punktes allein, so groß sie auch werde, so große Aufgaben nicht erfüllen könne und daß daher neben Przemysl noch weitere Punkte zur Befestigung der Sanlinie nötig werden dürften. Es kam mir sehr zustatten, daß ich durch die seinerzeitigen Inspektionsreisen, die ich als Adjutant Seiner Kaiserlichen Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold mitgemacht, die Vorgeschichte der Befestigung von Przemysl wie dessen Terrainverhältnisse gut kannte; nicht minder war es von Vorteil für mich, daß ich seinerzeit an den Projekten, die unter Leitung des damaligen Obersten Ritter von Maly in Wien ausgearbeitet wurden, teilgenommen hatte. Als ich in Przemysl eintraf, war baulich noch nichts ausgeführt; hingegen war ein sehr schöner Horizontalschichtenaufnahmsplan der näheren Umgebung von Przemysl aus den fünfziger Jahren vorhanden, auf dem mein zugeteilter Stabsoffizier den Entwurf für das Noyau hauptsächlich zu dem Zwecke ausgearbeitet hatte, um die Trassen der Radial- und Wallstraßen zu bestimmen.

Nun galt es zusammenzustellen, was in Przemysl an Fortifikationen, Straßen, Hochbauten aller Art ausgeführt werden sollte. Je mehr ich mich in das alles geistig vergrub, desto größer und

schwieriger erschien mir die Aufgabe, die man mir übertragen hatte; und das um so mehr, als Przemysl nach keiner Richtung hin angetan war, die Aufgabe zu erleichtern; und doch sollte diese so schnell wie möglich durchgeführt werden. Das Notwendigste vorderhand für einen großen Baubetrieb war die Erbauung eines entsprechenden Bauhofes, dann die Sicherung der Materialbedürfnisse, die Erbauung der Straßen, die Schichtenaufnahmen für diese und für alle Punkte, die zur Befestigung in Aussicht genommen waren. Leider waren die meisten der von 1854 herstammenden Erdwerke um einen Pappenstiel verkauft worden und mußten jetzt um hohes Geld zurückerworben werden. Zu den Vorarbeiten gehörte auch die Aufstellung von Fortstypen von verschiedener Größe im permanenten, provisorischen und passageren Stile; eine andere große Vorarbeit bestand auch in der Zusammenstellung von Einheitspreisen für alle bei einem so großen Baue vorkommenden Arbeiten. Diese Arbeit wurde zu einem dicken Buche und umfaßte über 1600 Artikel. Um die mir nicht in genügender Anzahl zugeteilten Genieoffiziere zu den eigentlichen Projektsarbeiten verwenden zu können, erreichte ich beim Reichskriegsministerium, daß die Horizontalschichtenaufnahme einer eigenen Abteilung unter Leitung eines pensionierten Artillerieoffiziers und die Straßenarbeiten einer Abteilung von Zivilingenieuren übergeben wurden.

Das erste Projekt, das verfaßt und hohen Orts genehmigt, dann im Entreprisewege ausgeführt wurde, war der Bauhof, wohl der größte, der in Oesterreich je entstanden; er umfaßte drei Administrationsgebäude, acht große Magazine und eine große Bodenfläche, die es gestattete, auf derselben auch das Gehölze der größten Dächer abzubinden.

Während wir Genieoffiziere die vorerwähnten Typen ausarbeiteten, wurden ähnliche in der achten Abteilung des Reichskriegsministeriums von dem damaligen Vorstand Oberst Andreas Tunkler von Treuimfeld zusammengestellt. Er hatte in unserer Waffe den wohlverdienten Ruf eines ungemein tüchtigen Fortifikateurs; ich sah daher mit Besorgnis dem Urteil der großen Kommission entgegen, welche unter Vorsitz des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Wilhelm in Wien die Projekte vom Obersten Tunkler und mir vergleichsweise beurteilen und feststellen sollte, welche Typen in Przemysl anzuwenden seien. Die Kommission entschied sich für meine Vorlagen, was mich mit Stolz erfüllte. Damit war für das weitere Projektieren der Befestigungsbaudirektion ein großer Schritt nach vorwärts geschehen.

Nun tauchte aber eine weitere bedeutsame Frage auf: Was sollte zuerst in Angriff genommen werden, das Noyau oder die Werke der Gürtellinien? Man entschied sich für ersteres. Von der Kommission in Wien nach Przemysl zurückgekehrt, gingen wir nun mit allem Eifer an das Noyauprojekt. Der früher erwähnte Horizontalschichtenplan hatte zu hohe Schichtenunterschiede, und wir mußten, um projektieren zu können, Horizontalschichten interpolieren. Der Uebersichtsplan des Noyaus im Maßstabe von 1 Zoll = 12 Klafter wurde in 35 Sektionen geteilt und die Sektionen den Offizieren zur Ausarbeitung zugewiesen. Bei dem Interesse und Fleiß, den alle Beteiligten der Arbeit entgegenbrachten, wurde dieselbe inklusive approximativer Kostenberechnung für Bau und Armierung in etwa einem Monat bewältigt. Trotz des nicht großen Maßstabes, in dem das Noyauprojekt zur Darstellung gekommen war, bedurfte es eines großen Saales, um diesen Plan auf dem Fußboden auflegen zu können. Um den ganzen Plan zu übersehen, mußte man sich auf ein in die Mitte gestelltes erhöhtes Postament stellen. Der Plan erfüllte mich mit solchem Stolze, daß ich es mir nicht nehmen ließ, denselben selbst nach Wien zu bringen, was einen Offizier von mir veranlaßte, eine sehr gute Karikatur zu zeichnen, in der ich wohl getroffen als Fuhrmann eines Wagens, mit lauter Planrollen beladen, stolz in Wien einfuhr.

In Wien wies man mich mit meiner Ladung an das Präsidium des Technischen und Administrativen Militärkomitees. Der Präsident desselben, Feldmarschalleutnant Artur Graf Bylandt-Rheidt, ordnete eine Kommission an, von der nach mehrtägigem Hin- und Herreden das Projekt, wie es war, angenommen wurde. Unter der vorerwähnten Ladung befand sich auch mein Entwurf für die Befestigungsanlagen in der Ceresinagruppe, der man im Jahre 1854 als zu weit abliegend auswich, die man aber jetzt einbezog. Die Gruppe ist ein bewaldetes Hügelland, das von Westen gegen Osten zu abfällt. Bei dem Befestigungsprojekt desselben ergaben sich zwischen Generalstab und Geniestab Meinungsdifferenzen. Ich hatte damals Gelegenheit, mit Feldmarschalleutnant Baron von John über diese Sache zu sprechen, und er fragte mich: „Woher kommen denn diese ewigen Differenzen zwischen dem grünen und blauen Rock?" Da ich aber auf der Abreise begriffen war, erbat ich mir von ihm die Erlaubnis, ihm darüber von Przemysl eingehend Antwort geben zu dürfen, wodurch ein sehr interessanter Briefwechsel zwischen uns entstand. Meine Antwort lautete dem Wesen nach wie folgt:

Es ist allerdings eine merkwürdige Erscheinung, daß die An-

sichten bei Entwürfen von Befestigungsanlagen zwischen Generalstab und Geniestab oft auseinander gehen. Ich habe viel darüber nachgedacht, woher das komme, und glaube, es rühre der Hauptsache nach daher, daß der Generalstab mit beweglichen Gliedern, der Geniestab mit unbeweglichen zu rechnen hat. Der erstere denkt sich eine Gegend oder einen Terrainabschnitt in derselben so befestigt, wie er seine Truppen zur Verteidigung aufstellen würde: Vorposten, Aufnahmsposten, stärkere Abteilungen, Unterstützungen und Reserven, und bedenkt dabei hinsichtlich der Befestigungsanlagen nicht, daß seine Elemente der Aufstellung nicht nur sehen und hören, sondern auch nach Maßgabe der Notwendigkeit sich bewegen können, während dem Geniestab nur unbewegliche, größere oder kleinere Elemente der Befestigung zu Gebote stehen.

Ich glaube, daß darin der Hauptgrund liegt, warum sich Generalstab und Geniestab schwer vereinigen.

Ich erhielt für diese Arbeiten mittels Reichskriegsministerialerlasses vom 31. Dezember 1872 die belobende Anerkennung.

Zurückgekehrt nach Przemysl, machten wir uns sofort an die Detailausarbeitung für das Noyau und einige Gürtelwerke und Noyaustraßen, von denen Teile durch den Entrepreneurjuden Pineles in voller Ausführung begriffen waren.

Der der Befestigungsbaudirektion zugeteilte Hauptmann Julius Edler von Grab vom 10. Infanterieregiment war sehr geschickt im Anfertigen von Reliefkarten und trug sich mir an, an Hand des erwähnten, sehr schönen Horizontalschichtenplanes ein Relief der Umgebung von Przemysl im Bereiche dieses Planes herzustellen. Die Arbeit fiel ausgezeichnet aus und versinnlichte das Noyauterrain sehr deutlich. Ich ließ nun eine Zeichnung des Noyaus im Maßstabe des Aufnahmeplanes anfertigen, schnitt das Noyau aus Papillote aus und heftete es auf das Relief, wodurch man nun deutlich wahrnehmen konnte, wie gut jenes sich dem Terrain anpaßte. Die Arbeit gefiel allgemein; dafür erhielt genannter Hauptmann eine spezielle Belobung vom Reichskriegsministerium.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns das Normalverordnungsblatt Nr. 18 vom 12. April 1872, mit welchem das Metermaß eingeführt wurde. Wir waren in Przemysl wohl die ersten, welche die bezüglichen Umrechnungstabellen zusammenstellten; galt es doch, sofort alle unsere Pläne ins Metermaß umzukotieren und alle bei 1600 Artikel umfassenden Akkordspreise entsprechend umzuändern. Es war dies eine ebenso unangenehme als riesige Arbeit.

Kaum minder als sich unsere Arbeiten anhäuften, vermehrten

sich die Schulden meines Adlatus, des Oberstleutnants. Drängte man mich von oben rücksichtlich der Vollendung jener, so drängten die Gläubiger ebensosehr letzteren zur Zahlung seiner Schulden. Es war ein Krach vorauszusehen, wenngleich der Herr Oberstleutnant mit einer Seelenruhe alle Mahnbriefe in eine Schublade seines Schreibtisches warf, als ob es lauter Liebesbriefe wären. Hierbei arbeitete er ohne jede Aufregung weiter und lebte dabei, als ob er über unerschöpfliche Geldquellen zu gebieten hätte. So, das war mir klar, konnte und durfte es weder bleiben noch weitergehen. Ich stellte ihm dies vor und erbot mich, wenn möglich, zu helfen, d. h. zu vermitteln, daß seine Schulden bezahlt würden; doch müßte ich, bevor ich in Aktion trete, genau die Höhe seiner Schulden kennen. Dies zu erfahren, war der heikle Punkt, und wie es sich nachher erwies, nicht möglich. Es gelang mir mit Hilfe meines edeln Geniechefs, Generalmajor Baron Türkheim, und hoher Herren, die angegebene Schuldsumme (und zwar größtenteils à fonds perdu) aufzutreiben; nachdem mir das gelungen war, beriet ich mich in Wien mit dem mir vom Oberstleutnant designierten Advokaten über den einzuschlagenden Modus der Zahlungen. Der Herr Doctor juris meinte, er müsse meinen Edelmut, meine und der anderen Beteiligten Opferwilligkeit zwar bewundern, befürchte aber, daß letztere den Herrn Oberstleutnant doch nicht zu retten imstande sein werde, da von diesem nie zu ermitteln wäre, was und wo er alles schuldig sei. Was der Herr Doctor juris befürchtete, trat auch nur zu bald ein.

Mittlerweile hatten wir mit den Bauten des Geniebauhofes, der Straßen und der Schwimmschule bittere Erfahrungen über die Leistungsfähigkeit der zwei jüdischen Entrepreneurs gemacht, was mich veranlaßte, beim Reichskriegsministerium den Antrag zu stellen, man möge bei Vergebung der künftigen Bauten mehr auf die voraussichtliche Leistungsfähigkeit der Offerierenden als auf die Höhe des Angebotes sehen; jedenfalls aber nicht prinzipiell demjenigen den Bau zuzugestehen, der das geringste Angebot mache. Ueber diesen Antrag wurde in Wien unter Vorsitz des Feldmarschalleutnants Alexander Benedek eine Kommission abgehalten, der ich beiwohnen durfte; mein Antrag wurde von der Kommission angenommen, und ich reiste befriedigt nach Przemysl zurück, um daselbst zu erleben, daß bei der nächsten Offertverhandlung über das Hauptnoyauwerk am rechten Sanufer der Bau wieder dem Mindestbietenden, unserem vielberüchtigten Herrn Pincles, zugewiesen wurde.

Von den Straßenbauten, die ausgeführt wurden, kam eine der Stadt Przemysl sehr zugute und bildet noch heute den schönsten der

Promenadewege längs des San, oberhalb der Sanbrücke. Wir mußten diese bauen, um für die Materialzufuhr von der Nordwestseite, speziell die der Steine aus dem einzigen Steinbruche bei Pralkowce, das enge, auf und ab steigende Straßendefilee zu vermeiden. Die Straße bog vor dem Eintritt in die Stadt ab, führte um diese herum bis zum San und längs desselben bis zur Brücke, wo sie nach links gegen die Brücke, nach rechts gegen die Stadt wieder einbog. Sie erhielt an der Sanseite einen schönen, mit Bäumen bepflanzten Promenadeweg. Die Ufersicherung der Straße gegen den oft hochanschwellenden San machte recht viel Mühe; es wurde hierzu auserlesen gutes Steinmaterial aus dem vorerwähnten Steinbruche, der einem Herrn von Mniszek gehörte, verwendet.

Hinsichtlich der Güte der Steine waren die alles beobachtenden Juden aber nicht einer Meinung; einer fühlte sich sogar verpflichtet, einen der allerschlechtesten Sorte wohlverpackt, natürlich anonym, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Albrecht zu übermitteln, damit der hohe Herr selbst beurteile, mit was für Material man in Przemysl baue. Aber das war nicht die einzige anonyme Zusendung. Es kamen anonyme Briefe, Anzeigen und auch Bestechungsversuche verschiedener Art, unter Vermittlung verschiedener Personen, mit Vorliebe auch weiblichen Geschlechtes, leider genügend vor, so daß ich mich immer mehr und mehr über diese Zustände kränkte, bis mir dieselben nicht nur den Magen umkehrten, sondern auch gründlich verdarben.

Hierbei entsinne ich mich eines Empfanges von seiten des damaligen Kriegsministers. Er kannte mich persönlich sehr gut und fragte mich: „Wie geht es Ihnen in Przemysl?“ Ich sagte ihm: „Exzellenz, ein Befestigungsbaudirektor in Przemysl muß entweder schlecht, verrückt oder krank werden; vorderhand bin ich letzteres geworden.“ Er fragte weiter: „Und was machen die Bauten?“ Uebrigens unterbrach er sich selbst, nahm aus dem Schreibpulte eine Karte von Galizien heraus, wies mir auf ihr nach, daß Przemysl gar nicht der richtige Ort sei zum Befestigen, und als ich mir hierauf mit allem Anstande zu bemerken erlaubte, daß seine Rede nicht sehr ermunternd auf mich einwirken könne, sagte er: „Ich weiß ja, Sie können nichts dafür, arbeiten Sie nur mit gewohntem Fleiße fort.“

Seine Exzellenz gehörte nämlich zu der Minorität, die nicht für Przemysl, sondern für Jaroslau war.

Hinsichtlich des erwähnten Steinbruches in Pralkowce drängt es mich, noch einiges zu erzählen. Es war vorderhand der einzige in der Umgebung. Das wollte der Besitzer ausnutzen, um das

Militärärar zu einem, solange der Bau daure, unlösbaren Kontrakt zu veranlassen. Abgesehen davon, daß das in dem Steinbruche vorkommende Gestein sehr ungleich war, der Steinmaterialbedarf aus diesem einzigen Steinbruche weder in genügender Menge gebrochen noch zugeführt hätte werden können, konnte von mir ein so bindender Kontrakt keinesfalls eingegangen werden. Wir — ich und mein Oberstleutnant — fuhren wegen des zu stipulierenden Kontraktes zu Herrn von Mniszek in seine Villa. Er lud uns zum Essen ein, tischte nach echt polnischer Art alle möglichen Delikatessen und Weine auf und suchte uns dadurch weich zu stimmen; aber er irrte sich in mir. Je mehr er selbst aß und trank, desto nüchterner blieb ich. Das sehend, meinte Herr von Mniszek, es wäre ihm eigentlich gar nicht um den Steinbruch zu tun, er wolle ja gerne dem Militärärar entgegenkommen, wenn wir ihm behilflich wären, den Grafentitel zu erreichen, den andere Glieder seiner Familie besitzen und der ihm eigentlich auch gebühre. Dieses „auch" bewiesen aber die uns vorgelegten Stammtafeln nicht. Das Ende dieses Diners war der Abschluß eines Kontraktes, durch den sich Herr von Mniszek verpflichtete, den Steinbruch, solange das Militärärar ihn brauche, zu überlassen, und das Militärärar berechtigte, binnen vierzehn Tagen den Kontrakt zu kündigen.

In der Voraussicht, daß der Steinbedarf bei einem großen Baubetriebe, wie er ja in Aussicht stand, durch den einen Steinbruch nicht gedeckt werden könne, mußte die Befestigungsbaudirektion sich nach anderen noch zu eröffnenden Steinbrüchen umsehen. Ich bat daher das Reichskriegsministerium, es möchte die Geologische Reichsanstalt ersuchen, Geologen nach Przemysl zu entsenden, die die Gegend in gewünschter Richtung zu untersuchen hätten. Auf diese Bitte erfolgte weder Antwort, noch kamen Geologen. Wir untersuchten daher selbst den gebirgigen Teil der Umgebung von Przemysl, glaubend, daß wir längs der Ausläufer des Gebirges zwischen Przemysl und Krasiczyn nach Abräumung der Erdvorlagen auf gute Steinschichten stoßen müßten. Leider erwies sich diese Hoffnung als unbegründet, und mir erwuchsen aus dieser Arbeit, die recht viel kostete, späterhin noch kleine Unannehmlichkeiten.

Zu den früher erwähnten Bestechungsversuchen zählte auch nachfolgender: Herr Pineles besuchte den Ingenieur Herrn Z., der meiner Zivilstraßenbauabteilung vorstand. Als er sich von demselben entfernt hatte, fand Herr Z. 500 Gulden auf seinem Schreibtische liegen. Herr Z. brachte mir diese in die Kanzlei und meldete mir, daß das vorgefundene Geld nur von Herrn Pineles herrühren könne.

Ich teilte diesen Vorfall meinem Oberstleutnant und Rechnungsführer mit und beschloß, Herrn Pineles kommen zu lassen, um denselben in Gegenwart der zwei Herren über diesen Vorfall zu interpellieren. Er meinte, als ich ihm das Geld zurückstellen wollte, das Geld gehöre nicht ihm, es fehle ihm kein Geld. Ich betonte, daß ich ihn nicht gefragt habe, ob ihm Geld fehle, sondern ob und zu welchem Zwecke er das Geld auf den Schreibtisch des Herrn Z. gelegt hätte. Er wiederholte, ihm fehle kein Geld. Ich lud ihn ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und bedeutete ihm, daß wir so lange zusammenbleiben werden, bis er durch die Empfangnahme des Geldes bewiesen, daß es von ihm herrühre. So verbrachten wir noch einige Stunden mit Herrn Pineles in der Kanzlei, bis er, mürbe gemacht, das Geld in Empfang nahm, nicht aber, um es für sich zu behalten, sondern um es als gefundenes Geld beim Herrn Advokaten zu einem wohltätigen Zwecke zu deponieren, falls sich binnen Jahresfrist der Finder nicht melden sollte. Nachdem Herr Z. unter Ehrenwort versichert hatte, daß in seinem Gespräche mit Herrn Pineles nichts vorkam, was darauf hindeutete, daß er mit dem zurückgelassenen Gelde einen Bestechungsversuch machen wollte, so begnügte ich mich mit der Zurückgabe des Geldes an Herrn Pineles, teilte aber diesen Vorfall dem Reichskriegsministerium mit. Nach Jahresfrist erkundigte sich Herr Z. bei dem Advokaten um die 500 Gulden, erhielt aber von diesem den Bescheid, daß diese längst nicht mehr bei ihm seien. Wo sind die hingekommen? Nette Zustände!

Das von Pineles erstandene Fort hatte der damalige Hauptmann Otto Beck von Nordenau projektiert und detailliert. Er und Hauptmann August Ritter von Noë waren die besten Projektanten, die ich unter den Genieoffizieren besaß, die der Befestigungsbaudirektion zugeteilt waren und wurden; abgesehen von dem nach jeder Richtung begabten Oberstleutnant-Adlatus.

Wissen, Können, Begabung und Charakter waren bei meinen Genieoffizieren sehr verschieden; nicht minder auch die privaten und Geldverhältnisse. Dies und der nicht geringe Einfluß, den mein Oberstleutnant auf einen Teil der Offiziere ausübte, brachte es mit sich, daß wir untereinander nicht in besonders guter Harmonie und Kameradschaft lebten. Ein Teil, und ich glaube der bessere, hielt zu mir, der andere zum Oberstleutnant. In Beziehung auf Arbeitslust konnte ich gegen keinen Klage erheben.

Herr Pineles bemühte sich nun, die ganze Umgebung hinsichtlich des Baumaterialbedarfes in die Hände zu bekommen, und schloß nach allen Seiten Akkorde und Verpflichtungen ab, um sich für alle

Fälle zu sichern. Er sah in seinem jüdisch großen Spekulationsgeist die Vorteile voraus, die ihm dieses Vorgehen bringen werde und — auch wirklich brachte.

Nun trat eine neue Phase für die Befestigungsbaudirektion ein. Sie war den Umständen zuzuschreiben, daß man hohen Ortes einerseits die ganze Befestigung von Przemysl, und zwar im permanenten Stile, schnell erbaut sehen wollte, anderseits aber das Geld dazu nicht hatte. Daraus entstand die Idee, den Bau einem oder mehreren großen Konsortien zu übergeben, die das Geld aufzutreiben und sich mit Annuitätszahlungen zu begnügen hätten. Diese Konsortien, hinter denen große Geldinstitute standen, fanden sich bald. Man träumte in Wien von einer drei-, sechsjährigen, vielleicht zwölf-, fünfzehn- und sogar dreißigjährigen Bauzeit. Um aber selbst ins klare zu kommen und die Konsortien ins klare zu setzen, was in jeder dieser Bauzeiten zu leisten sei und wie sich in diesen Zeiten die Dienst- und Arbeiterverhältnisse zu gestalten und wie der Bau der einzelnen Objekte ineinander zu greifen hätte und wie groß der gesamte Material-, Arbeiter- und Fuhrenbedarf in den angesetzten Bauzeiten werden würde, bedurfte es von seiten der Befestigungsbaudirektion vielfacher tabellarischer Zusammenstellungen, die für jede der in Aussicht genommenen Bauzeiten verschieden werden mußten. Um die Größe dieser Arbeit dem Leser ersichtlich zu machen, müßte ich die Zusammenstellungen, die gemacht wurden, in Kopie beilegen, die ich leider nicht mehr erhalten kann. Nach Fertigstellung dieser Arbeit wurde sie an das Reichskriegsministerium eingesendet, von diesem gutgeheißen und mir darüber unter dem 9. Mai 1873 die belobende Anerkennung ausgesprochen. Eine weitere solche Anerkennung wurde mir im Dezember mit Abt. 8 Nr. 6249 für das vorgelegte Programm zum Detailentwurf eines großen Verpflegsmagazins zuteil. Nun wurden vom Reichskriegsministerium die verschiedenen Konsortien angewiesen, ihre in Aussicht genommenen, technischen und juridischen Vertreter nach Przemysl zu entsenden, um vorerwähnte Arbeiten einzusehen, sich über sie zu orientieren und sich über die eventuellen Vereinbarungen mit der Befestigungsbaudirektion vorläufig ins Einvernehmen zu setzen.

Soviel ich mich erinnere, kamen nach und nach die Vertreter von vier solchen Konsortien nach Przemysl. Alle waren erstaunt über die Reichhaltigkeit der ihnen zur Einsicht vorgelegten Zusammenstellung; sie kamen sofort zur Ueberzeugung, daß ein so riesiger Bau innerhalb von drei bis sechs Jahren überhaupt nicht zu bewältigen sei; woher sollten sie die zahlreichen Aufsichtsorgane, die Bedürfnisse

an Bruchsteinen, Hausteinen, Quadern, Ziegeln, Kalk, Sand, Zement, Holz, dann Arbeiter, Fuhren beibringen, die ein so großer Bau und Baubetrieb in so wenigen Jahren erfordert! Ein Festungsbau, in dem sich alles nach dem Zentrum zu bewegt, ist nicht wie ein sich longitudinal entwickelnder Eisenbahnbau, dem die Bedürfnisse des Baues vom ganzen Lande, das die Eisenbahn durchzieht, zugeführt werden können. Auf die ziffermäßige, allerdings nur approximative Angabe der Baubedürfnisse für Przemysl erinnere ich mich leider nur teilweise; so blieb mir zum Beispiel im Gedächtnis, daß wir 140—150000000 Ziegel, 3700000 Kubikfuß Kalk, 8555000 Kubikfuß Sand u. s. w. u. s. w. benötigt hätten. Bei sechsjähriger Bauzeit wären 536 Aufsichts- und Rechnungsorgane von seiten des Aerars und der Unternehmungen, dann täglich ungefähr 12000 Arbeiter und etwa 4400 Fuhren, außerdem noch eine große Anzahl von Eisenbahnzügen erforderlich gewesen.

Das Resultat dieser Zusammenstellungen und Besprechungen war ein recht klägliches; die Flügel, die schon zu vollem Fluge bereit waren, erlahmten gar bald. Es wurde in diesem großartigen Maßstabe nicht gebaut, im Gegenteil, in kurzer Zeit darauf der kleine Baubetrieb ganz eingestellt, und zwar auf vollkommen gerechtfertigten Antrag meines Nachfolgers, des Oberstleutnants Anton Werner, der mit dem Herrn Pineles Tabula rasa machen wollte.

Einen erfreulichen Fortgang nahmen während all dieser Zeit die Horizontalschichtenaufnahmen der für die Befestigung in Aussicht genommenen Terrainpunkte; sie gereichten allen künftigen fortifikatorischen Arbeiten zum großen Nutzen; auch die Projekte für die fortifikatorischen Werke und Hochbauten nahmen ihren Fortgang. Für erstere wurden vielfache Konstruktionsbehelfe verfaßt und im lithographischen Wege vervielfältigt. Diese erleichterten und förderten das Projektieren ungemein und fanden beim Technischen und Administrativen Militärkomitee so großen Gefallen, daß sich dessen Präsident veranlaßt sah, dieselben in den Komiteemitteilungen zu veröffentlichen (1873). Dem Ansinnen, weitere solche Behelfe zu verfassen, konnte ich aber wegen der vorliegenden großen Arbeiten nicht mehr nachkommen, sie waren der Zukunft vorbehalten. Auch die Straßenbauarbeiten gingen unter Leitung der Zivilingenieurbauabteilung tüchtig vorwärts; hingegen beschränkte sich Herr Pineles auf die Zufuhr von Baumaterialien auf das Emplacement des von ihm erstandenen Baues.

Die An-, Um- und Zustände bei der Direktion wurden während dieser Zeit, und zwar gegen Ende meines Aufenthaltes in Przemysl,

immer verwickelter und unangenehmer; wieviel ich selbst daran Schuld trug, weiß ich allerdings nicht. Bewußt war ich mir nicht, wodurch ich dazu beigetragen hätte. Die Spannung zwischen mir und meinem Oberstleutnant wurde immer größer. Ich saß durch ihn auf einem Pulverfaß, das jeden Augenblick explodieren konnte. Ich wußte, daß vieles nicht mit rechten Dingen zugehe, und konnte doch nicht mit Tatsachen hervortreten, um gegen ihn dienstlich vorzugehen, und doch konnte es so nicht bleiben. Ich mußte meine Bedenken dem Reichskriegsministerium offenbaren und dieses bitten, dem Herrn Oberstleutnant eine andere Bestimmung zuweisen zu wollen. Das erreichte ich vorläufig nicht. Im Gegenteil erwuchs mir durch meinen Antrag der nach meiner Ansicht nicht ganz berechtigte Vorwurf, daß ich solchen Bericht nicht schon längst gemacht habe, worauf ich allerdings hätte antworten können, daß man ja längst die ganz ungeordneten Privatverhältnisse des Herrn Oberstleutnants oben gekannt und ihn trotzdem auf den Posten hinbeordert und dort belassen habe.

Was ich nicht selbst erreichte, setzte im Verein mit dem Anstoß, den ich durch diesen Bericht gegeben hatte, mein Nachfolger in der Leitung der Befestigungsbaudirektion durch.

Nun lief die Zeit für mich in Przemysl ab. Ich wurde mit Allerhöchster Entschließung vom 21. August 1873 zum Geniechef beim Generalkommando in Lemberg und als mein Nachfolger Oberstleutnant Anton Werner ernannt, der aber erst nach Schluß der Wiener Weltausstellung, also Ende Oktober 1873, in Przemysl einzurücken hatte. Dadurch und durch andere Umstände, die ich später berühren werde, verzögerte sich der Antritt meiner neuen Stellung bis zum 16. Dezember 1873.

Unter den regierenden Fürsten, die auf Einladung unseres erhabenen Monarchen die Weltausstellung 1873 in Wien besahen, befand sich auch Seine Majestät Viktor Emanuel, König von Italien. Man war in der Bevölkerung Wiens sehr gespannt, den aus Bildern wohlgekannten König mit dem großen gekräuselten Schnur- und Knebelbart zu sehen. Es wurde mir durch die Allerhöchste Entschließung von Anfang September 1873 die hohe Auszeichnung zuteil, zu einem der Ehrenkavaliere Seiner Majestät des Königs ernannt zu werden. Ich glaube, die Wahl fiel auf mich, weil man hohen Ortes wußte, daß ich der italienischen Sprache mächtig sei. Jedenfalls fühlte ich mich durch diese Auszeichnung sehr geschmeichelt und in meiner nicht ohne Ursache gedrückten Stimmung gehoben. Zum ersten Ehrenkavalier befahl Seine Majestät den in der ganzen Armee ungemein beliebten, geachteten und ritterlichen Feldmarschalleutnant Emerich

Prinz von Thurn und Taxis, und zum dritten Ehrenkavalier Seiner Majestät Flügeladjutant Major August Nemethy.

Wir versammelten uns in Wien, um die näheren Befehle entgegenzunehmen, die dahin lauteten, Seine Majestät den König in Cormons den 17. September zu erwarten.

Der König traf in einem langen Separatzuge mit großer Suite pünktlich ein; nach gegenseitiger Vorstellung ging es bald weiter über Görz gegen Wien; auf dieser Fahrt hatte sich uns Ehrenkavalieren der Generaldirektor der k. k. privilegierten Südbahn, Herr Bontoux, angeschlossen. In Mürzzuschlag kamen wir rechtzeitig an, da gab es aber einen längeren Aufenthalt, als geplant worden; der königliche Zug mußte, weil er für die Kurven des Semmering, wie die Eisenbahnbeamten sagten, zu steif war, in zwei Teile geteilt werden; in Gloggnitz wurde der zweite Teil des königlichen Zuges zur Ankupplung an den ersten Teil erwartet, wodurch sich wieder eine Verspätung ergab. Infolgedessen und um unsere Majestät in Wien nicht warten zu lassen, gab Bontoux dem Zugführer den Befehl, nunmehr auf den geraden Strecken der Eisenbahn ein möglichst rasches Tempo einzuschlagen, welches denn auch nach Berechnung von Bontoux zeitweise eine Schnelligkeit von 120 Kilometer per Stunde erreichte; aber es wurde auch erreicht, daß der Zug rechtzeitig in Wien eintraf. Der Empfang, den unsere Majestät dem König bereitete, war wirklich sehr glänzend; Seine Majestät Viktor Emanuel konnte seine tiefe Rührung darüber nicht verbergen. Auf der Fahrt vom Südbahnhofe in die Burg bildete Militär und dahinter das Volk ein ununterbrochenes Spalier, aus dem von seiten der Bevölkerung die Majestäten mit jubelnden Zurufen und Tücherschwenken begrüßt wurden. Das Programm für die Feierlichkeiten für Seine Majestät Viktor Emanuel war folgendes: am 18. September nach Ankunft Dejeuner um 11 Uhr vormittags im Kaiserpavillon der Weltausstellung; am 19. September Familiendiner in Schönbrunn, Festvorstellung in der Hofoper; am 20. September Parade auf der Schmelz, dann Galadiner, Empfang bei der italienischen Gesandtschaft, Hofoper; am 21. September Fahrt nach Laxenburg, Diner daselbst, Pirutschade im Park, Rückfahrt nach Wien; am 22. September Diner bei Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Rainer und Abreise über Bodenbach nach Berlin; wir Ehrenkavaliere begleiteten Seine Majestät bis Bodenbach, woselbst die von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser gestellten Ehrenkavaliere den König erwarteten und in Empfang nahmen.

Es würde zu weit führen, wollte ich des näheren alles

beschreiben, was ich da sah und mitmachte; ich beschränke mich auf weniges davon, was mir auffiel und besonders im Gedächtnis blieb. Hierbei will ich gleich erwähnen, daß, so imposant auch alles war, was den königlichen Gast umgab, dasselbe doch etwas Theatralisches an sich hatte, wie das in Italien bei allem Glanz oft der Fall ist. Seine Majestät der König konnte nicht genug Worte finden über den glänzenden Empfang, der ihm zuteil geworden war, und meinte, auch er fühle sich sehr wohl in der kaiserlichen Familie, die ja eigentlich seine nächsten Verwandten seien, und das war auch richtig; denn die Schwester des Königs Karl Albert war die Gemahlin des seinerzeitigen Vizekönigs vom österreichischen Italien, dessen Tochter Adelheid die Gemahlin Viktor Emanuels war. Dadurch war dieser der Schwager der fünf Söhne des Erzherzogs Rainer senior, und da dieser der Bruder des Großvaters unseres erhabenen Kaisers war, so stand dieser auch in naher Verwandtschaft mit dem königlichen Gaste. Aber eines tat dem König offenbar sehr weh, und das war, daß er unsere erhabene, holdselige Kaiserin nicht sehen konnte.

Bei einem Besuche, den unsere Majestät mit dem Könige der Weltausstellung machte, wurden auch die prachtvollen Teppiche genau angesehen, welche die Firma Haas ausgestellt hatte. Ein sehr großer Teppich davon gefiel dem König ausnehmend gut; das genügte unserer Majestät, denselben sofort anzukaufen, um ihn dem König zu schenken. Den nächsten Tag hatte ich Dienst, ziemlich früh schon kam Seine Majestät der Kaiser, um den König aufzusuchen. Seine Majestät sagte mir, es käme gleich ein Teppich; ich sollte den sofort ausbreiten lassen und wenn dies geschehen sei, die Meldung davon erstatten. Sechs Hofbedienstete trugen den schweren Teppich in den Vorsaal und rollten ihn auf; ich war erstaunt, wie wenig schön der Teppich nach meiner Ansicht war. Als Seine Majestät auf meine Meldung mit dem König in den Vorsaal trat, war Seine Majestät sehr ärgerlich und sagte dem König: „Das ist ja gar nicht der Teppich, den ich ausgesucht habe und der dir so gut gefallen hat,“ ließ den Teppich sofort zusammenrollen und wegtragen, damit der Irrtum gutgemacht werde.

Seine Majestät der König von Italien war eigentlich ein Feind aller Förmlichkeiten, insbesondere auch beim Speisen; er beschränkte sich darauf, bei den Festdiners beinahe gar nichts zu essen und zu trinken, nur schwarzen Kaffee und Eis trank und aß er immer; aber nach den offiziellen Diners machte er sich's in seinen Appartements bequem und aß nicht minder viel als andere Sterbliche, die über einen guten Appetit verfügen. Zu unserem ritterlichen Prinzen

Thurn und Taxis mit der schwarzen Binde über einem der beiden Augen faßte er eine förmliche, begreifliche Zuneigung. Beim Schluß-diner in Bodenbach erfuhr Seine Majestät der König, daß die Deutsche Kaiserin in Berlin nicht anwesend sein würde; darüber war er sichtlich sehr ärgerlich. Damit war mein Ehrendienst vollbracht, der damit endigte, daß mir Seine Majestät der König von Italien vorderhand am 21. September 1873 sein wohlgetroffenes, in Aquarell ausgeführtes Porträt mit höchsteigener Unterschrift und am 23. Dezember 1873 das Kommandeurkreuz des St. Lazarus- und Mauritius-ordens verlieh.

Wenn man „sein Leben" beschreibt, darf man bei dem Rückblick auf dasselbe auch nicht die Fehler zu erwähnen unterlassen, die man machte. So war es eine entschiedene Unbesonnenheit meinerseits, das Reichskriegsministerium zu bitten, es möge mir gestatten, meinen Sitz als Geniechef, dessen Hauptobliegenheiten für die nächste Zukunft doch die Ueberwachung der Festungsbauten in Przemysl und Krakau wären, in Przemysl zu nehmen. Das Reichskriegsministerium schlug diese Bitte, in der es private Rücksichten witterte, die mich zu dieser Bitte verleiteten, und, wie ich mir nachträglich gestehen muß, nicht mit Unrecht, rundweg ab. Ich hatte demnach in Lemberg einzurücken. Bevor ich aber meine Tätigkeit als Geniechef beim Generalkommando in Lemberg beschreibe, will ich noch einiges aus meinem Privatleben, das ich in Przemysl führte, erzählen.

Das „will ich" findet eine ziemliche Einschränkung, wenngleich ich weiß, daß das Nichtbeschriebene das psychologisch Interessantere enthalten würde, das ich aber eben meiner selbst und anderer wegen nicht erzählen will.

Mein bewegliches Hab und Gut, zwischen dem ich in Trient wohnte, hatte ich, wohlverpackt und mit genauem Verzeichnis versehen, an den Bauhof der Geniedirektion ins Depot mit der Bitte abgegeben, mir sofort auf mein Aviso dasselbe per Militärfracht an meinen neuen Bestimmungsort abzusenden. Nachdem ich dieses Aviso noch vor Ende meines Urlaubes von Chur an die Geniedirektion zu Trient abgesandt hatte, kam mir mein Hab und Gut bald nach meiner Ankunft in Przemysl zu, wodurch ich des lästigen Wohnens im Hotel bald enthoben wurde. Mein Logis war ein sehr bescheidenes und bestand aus einem größeren, zwei kleineren Zimmern und einer Küche. Ich müßte lügen, würde ich behaupten, daß ich in diesem neuen bescheidenen Neste mehr sonnige als trübe Tage verlebte, aber hinzusetzen muß ich gleich, die sonnigen wurden sehr

heiß. Meine Stimmung war im allgemeinen eine trübe. Ich vermißte mein einstiges schönes und elegantes Heim, die Gesellschaft, in der wir damals lebten, vermißte eben schwer Frau, Kinder und Haushalt; war ich auch den Tag über vollauf beschäftigt, so war mir das abendliche Gasthausleben mehr als lästig. Der Körper fand die Nahrung, nicht aber Geist und Herz; ich fühlte tief, daß es so nicht bleiben könne, und versuchte im Drange dieser Gefühle und der zunehmenden inneren Unzufriedenheit, neuerdings eine Versöhnung mit meiner Frau anzubahnen; ich wendete mich zu dem Zwecke an meinen Schwager Baron Scholl. Die Bedingungen, die meine Frau stellte, erschienen diesem und mir nicht annehmbar, und so blieb es von neuem und, wie sich leider zeigte, für immer, daß ich mich in die gebundene Marschroute, die mir ihr Glauben auferlegte, finden mußte.

Eine angenehme Abwechslung in meinem fortifikatorisch eintönigen Leben wurde mir bald zuteil; neben mir wohnte eine Witwe mit einer jungen, sehr hübschen Tochter, die sich, wie ich bald nachher erfuhr, zur Klaviervirtuosin ausbildete; ihr Lehrer war der beste Schüler von Chopin. Zu diesem fuhr sie wöchentlich einige Male nach Lemberg; war sie auch noch nicht vollständig ausgebildet, so spielte sie doch schon sehr schön und übte jedenfalls sehr viel. Die Bekanntschaft mit Mutter und Tochter war um so schneller gemacht, als ich im Hause der Eltern der ersteren wohnte; nun ging das Duettieren zwischen mir als Violinspieler und ihr als Klavierspielerin an, wobei sie sich als gute Blattleserin erwies. Tagsüber hatte ich wenig Zeit zum Spielen; da wir aber beide Frühaufsteher waren, so ertönten unsere gefühlvollen Weisen sehr zeitig morgens, im Winter bei Licht. Dieses gemeinsame Spielen dauerte in mehr oder minderer Häufigkeit während meines ganzen Przemysler Aufenthaltes fort; leider starb das Mädchen in der Blüte seiner Jahre, als ich erst kurze Zeit als Geniechef in Lemberg fungierte, an einer akuten, es bald dahinraffenden Krankheit. Der Tod überraschte die Bevölkerung von Przemysl um so mehr, als das beliebte Mädchen äußerst gesund und blühend aussah. Ich hatte zwar mit der Verblichenen viele angenehme Stunden verlebt, aber einen tieferen Eindruck hinterließ sie in mir doch nicht; einen solchen dauernd zu erzeugen, war einer anderen Dame vorbehalten. Ich fand in dem Hause dieser Dame eine so wohlwollende Aufnahme, daß ich mich in demselben bald heimisch fühlte.

Als ich diese Frau zum erstenmal sah, war es mir, als ob das lange in meiner Seele vorhandene Bild nunmehr in Wirklichkeit

erschienen wäre. Ich fühlte sofort, daß ich an einem Markstein meines Lebens angekommen sei. War sie auch nicht mehr in der ersten Blüte der Jahre (sie war damals 38 Jahre alt) und Mutter von fünf lebenden, schönen Kindern, so war sie doch noch mit ihrer junonischen Gestalt, ihrem reichen goldenen Haar, ihrem zarten und schönen Teint eine imposante Erscheinung und wegen ihrer Schönheit, ihrer gesellschaftlichen Bildung, ihres heiteren und bescheidenen Wesens eine in Galizien bekannte Frauenerscheinung, der viele Herzen entgegenflogen. Unter dem Eindruck meines nicht lange vorher gemachten, früher erwähnten, mißlungenen Versöhnungsversuches und den nichts weniger als erfreulichen dienstlichen und kameradschaftlichen Zuständen bei meiner Direktion wird es begreiflich erscheinen, daß das Verständnis, welches diese Frau mir entgegenbrachte, zu einer tieferen Neigung meinerseits führen mußte. Ich fand in ihrem Hause und unter ihren schönen Kindern eben teilweise das, was ich schon so lange entbehrte und auf immer vermissen sollte. Statt abends in die Restauration zu gehen, wanderte ich längs der Lemberger Chaussee in die Villa, in der die Dame wohnte, und kehrte von da befriedigt in meine Wohnung zurück; das waren die heißen Tage, deren ich früher erwähnte. Das Verständnis zwischen uns entwickelte sich um so rascher, als sie auch nicht zu den ganz Glücklichen zählte, deren es, wie bekannt, überhaupt nicht viele gibt, wodurch in vielen der Glaube und die Hoffnung erweckt wird, es müsse ihnen im unbekannten Jenseits Ersatz dafür geboten werden. Glücklich diejenigen, die fest an diese bessere Zukunft glauben!

Ein sehr trauriges Ereignis, das im Hause Z. eintrat, förderte unsere gegenseitige Neigung; ihr jüngstes, bildschönes, vierjähriges Töchterlein erkrankte plötzlich an Diphtheritis. Nach qualvollen Leiden, die mehr der ziemlich barbarischen Behandlung von damals als der Krankheit selbst zugeschrieben werden müssen, entfloh die junge Seele ins Jenseits. Ich konnte den Schmerz der Mutter über die Leiden dieses Kindes, wie diese selbst, nicht trockenen Auges mit ansehen; abgesehen von den persönlichen Erkundigungen um das Befinden der Kranken ließ ich diesen auch schriftliche folgen, wobei ich ihr nachstehendes Gedichtchen, das ich eben las, abschrieb und sandte:

Wie doch so still dir am Herzen
Ruhet das Kind;
Weiß nicht, wie Mutterschmerzen
So herbe sind!

Auf Stirn und Lippen und Wangen
Ist schon vergangen das süße Rot;
Und dennoch heimlicherweise
Lächelt es leise — —
Leise
Küßt es der Tod!

Aber das Erkundigen nutzte nichts, das flammende schwarze Auge war erloschen, und ich sandte der vom Schmerz gebeugten Mutter einen Kranz prächtiger Kamelien mit den Worten:

„Auf der geknickten Lilie Glieder
Leg diese frischen Blumen nieder.“

Und nun frage ich die Leser, muß ich mich schämen, wenn bei der Erinnerung an diese Zeit die alten, des Lichtes stark beraubten Augen wieder feucht werden?

Mein Wirkungskreis als Geniechef beim Generalkommando zu Lemberg war ein sehr ausgedehnter und erstreckte sich über ganz Galizien; aber meine Haupttätigkeit bestand doch in der Beurteilung der zahlreichen Projekte, die von der Geniedirektion in Krakau und von der Befestigungsbaudirektion in Przemysl einliefen und vom Geniechef zu begutachten waren.

Eine Kritik an Arbeiten anderer auszuüben, ist besonders für diejenigen, die selbst zu schaffen gewohnt sind, oft schwieriger und zeitraubender als das eigene Erfinden und Schaffen. Das fühlte ich jetzt sehr, obgleich die beiden Direktoren anerkannt tüchtig in ihrem Fache waren.

Im übrigen war das Inspizieren aller Orte und Städte, wo Truppen, sei es in ärarischen, Gemeindekasernen oder Privatgebäuden untergebracht waren, wohl die ermüdendste und zeitraubendste Tätigkeit. Selbstverständlich gehörte zu dieser auch die Inspizierung der im Bau begriffenen Hochbauten dieser Art. Besonders das Inspizieren in Ostgalizien auf landesüblichen Fuhren bei meist miserabler Unterkunft und minderen Mahlzeiten und Getränken war nichts weniger als heiter. Um flott vom Flecke zu kommen, mußte man stets die Gendarmerie in Anspruch nehmen, oft auch bei dieser Unterkunft und Speise und Trank suchen oder sich an die Kommandanten und einzelne Offiziere der Truppe wenden. Es wäre wohl zu ermüdend und langweilig, wollte ich der vielen Inspektionen gedenken, die ich während der 3½ Jahre meines Aufenthalts in Lemberg unternahm.

Ich wurde in Lemberg vom kommandierenden General, Seiner Erlaucht Erwin Graf Neipperg, der mich schon von Schleswig-Hol-

stein und zuletzt von Przemysl her sehr gut kannte, äußerst liebenswürdig und freundlich empfangen und kaum minder in seinem Hause von seiner erlauchten Gemahlin, einer geborenen Fürstin Lobkowitz. Seine Erlaucht machte, was man so nennt, ein sehr schönes Haus, gab viele Gesellschaften und Diners, bei denen der polnische Adel und Militärs zahlreich vertreten waren. Es war wohltuend, dabei zu sehen, mit welcher gleichmäßigen Liebenswürdigkeit die vornehme Dame alle Gäste ohne Unterschied des Ranges und Titels behandelte. Seine Erlaucht selbst war eigentlich zweiteilig: im Dienste war er streng, hitzig und brummig, außer Dienst sehr liebenswürdig und zuvorkommend.

In Lemberg hatte ich einige recht unangenehme Angelegenheiten zu ordnen. Es waren dies eine Entschädigungskommission, die ich führen mußte, dann eine merkwürdige Spionageaffäre und eine Rechtfertigungsäußerung, die ich infolge eines Inspektionsberichtes von seiten unseres hohen Chefs, des damaligen Generalgenieinspektors, Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Leopold, dem Reichskriegsministerium abzugeben hatte.

Herr Pineles war, nachdem Oberstleutnant Anton von Werner die Befestigungsbaudirektion von mir übernommen hatte, als Bauunternehmer bald und glücklicherweise auf immer abgetan. Nun rückte er mit Entschädigungsforderungen heran. Diese bezifferten sich bei den Straßen, die er gebaut hatte, auf 7930 Gulden und, was beinahe unglaublich klingt, bei dem Werke, das er erstanden und nicht gebaut und auf dessen Emplacement er nur einiges Baumaterial zugeführt hatte, auf zirka 294379 Gulden.

Es war mir bekannt, daß Herr Pineles Entschädigungsansprüche erhoben hatte, doch was er mir eines Tages auf der Straße mitteilte, war mir nicht bekannt und setzte mich in höchstes Erstaunen, daß es ihm bekannt sei. Er fragte mich: „Haben Herr Oberst den Reichskriegsministerialerlaß, mit dem Sie zum Präses der Kommission ernannt wurden, welche meine Entschädigungsansprüche an das Militärärar durchprüfen soll, schon erhalten?“ Ich war über diese Frage höchst erstaunt und antwortete ziemlich barsch: „Nein, ich habe nichts erhalten und weiß nichts.“ Er antwortete mir: „Das nimmt mich wunder, er war in Wien doch schon unterschrieben; der Erlaß muß spätestens morgen da sein.“ Herr Pineles wußte eben, um zu erfahren, was er wissen wollte, nicht nur durch alle Türen, sondern auch durch alle Spalten derselben zu dringen.

Der Erlaß kam wirklich den nächsten Tag.

Zu Mitgliedern dieser Entschädigungskommission war außer

Offizieren und Rechnungsbeamten der Befestigungsbaudirektion auch von außen der Chef der Militärbaudirektion in Wien, Karl Ritter von Mossig, beordert.

Die Kommission trat in Przemysl am 18. August 1874 zusammen. Die Entschädigungssumme begründete Herr Pineles durch eine Unmasse von Akten, welche größtenteils Beweisstücke dafür liefern sollten, wie viele und mit wie vielen Leuten er für den bereits erstandenen Bau und die allfällig noch zu erstehenden Bauten feste und bindende Akkorde abgeschlossen habe und zu wie vielen Zahlungen er dadurch diesen Leuten gegenüber gezwungen worden sei. Die genaueste Durchsicht der Entschädigungsakten brachte mich und die Kommissionsmitglieder zu der Ueberzeugung, daß der größte Teil derselben, besonders jener, in denen nahe und weitere Verwandte von Pineles mit ihren Unterschriften paradierten, total falsche Angaben enthielten. Ich war gegen die Unverschämtheit des Herrn Pineles so geladen, daß ich ihm bei einer Sitzung erklärte, er solle nicht zu fest auf die Akten, die er aufbrachte, schwören, denn mehr oder minder könne ihn jedes Stück dieses Konvolutes mit dem Staatsanwalt in Berührung bringen, falls ihn ein einziger der Unterschriebenen fallen lasse. Nach dieser Sitzung meinte Herr Pineles, wenn das so fortgehe, so müsse er sich eine Kugel vor den Kopf schießen. Ich dachte bei mir, dazu fehle es dem Manne doch an Mut. Das war der Mann, der mich in einem Schreiben mit einer Blume verglich, die im südlichen Klima zwar sehr schön erblühen könnte, in Galizien, einem so nördlichen Klima, sich doch schwer werde zur Blüte entfalten können. Er führte in diesem Briefe auch eine passende Stelle von Shakespeare an, auf die ich mich aber nicht mehr entsinne.

Das Resultat der Entschädigungskommission war, daß man dem Oftgenannten 65468 Gulden 34 Kreuzer als Gesamtentschädigung zuerkannte.

Selbstverständlich protestierte Herr Pineles gegen unseren Antrag, und der ganze Akt ging zur Beurteilung an die Finanzprokuratur in Wien. Der Prozeß war damit im Gange, und es dauerte sechs Jahre, bis derselbe und die Höhe der Entschädigungssumme bestimmt angenommen und ausbezahlt wurde.

Während des Prozesses wurde ich noch einmal durch einen Reichskriegsministerialerlaß beauftragt, mein Gutachten abzugeben, ob man Herrn Pineles die Summe von 110000 Gulden zuerkennen solle oder nicht. In der festen Ueberzeugung, daß, je länger man die Sache anstehen lasse, sie desto teurer werden würde, riet ich zur

Zahlung, und Herrn Pineles wurden Ende 1880 abzüglich der Prozeßkosten 109657 Gulden 78 Kreuzer ausbezahlt.

Eines Tages ließ mich Seine Erlaucht der kommandierende General zu sich rufen. Er hatte in der Hand eine große Rolle und war sichtlich sehr aufgeregt.

„Wissen Sie, was in dieser Rolle ist?" fragte er mich ziemlich barsch. — „Nein, Erlaucht." — „Das sind Pläne, die in Przemysl gestohlen wurden, in Rußland waren und in Jaroslau, wo sie seinerzeit aufgegeben wurden und wohin sie mit Polizeisiegeln von Warschau zurückkamen, bei der Unauffindbarkeit des Aufgebers nach dreimonatiger Frist aufgemacht und hierhergesandt wurden. Ich werde darüber die strengste Untersuchung anordnen. Wie ist das Geschehene möglich geworden?"

„Erlaucht," meinte ich, „vorderhand ist mir das ein Rätsel, aber die Untersuchung wird ja zeigen, wie sich ein solcher Vorfall ereignen konnte."

Kaum minder erzürnt über das Geschehene zeigte sich der Adlatus des Kommandierenden, Feldmarschalleutnant Joseph Freiherr Dormus von Kilianshausen, zu dem ich nach der Audienz bei Seiner Erlaucht ging. Freilich konnte dieser damals nicht wissen, daß es Herr Westwalewicz gewesen sei, der den Diebstahl zum Zwecke des Geldverdienens verübt hatte und dies der von ihm der Befestigungsbaudirektion empfohlene Zeichner war. Selbstverständlich wurde eine Untersuchung angeordnet, um den Vorfall nicht nur vollständig aufzuklären, sondern auch die Straffälligen zu bestrafen. Die Untersuchung stellte nachfolgendes fest:

Ich hatte nicht lange vor meinem Abgange von Przemysl über fünfzig Projektspläne von Befestigungen in einer Blechrollbüchse wohlverwahrt und versiegelt zur Prüfung an das Reichskriegsministerium abgesandt und einen Bericht mit Verzeichnis der Pläne, die diese Büchse enthielt, separat an das Reichskriegsministerium abgeschickt. Um meinem Nachfolger in der Leitung der Befestigungsbaudirektion die Pläne zeigen zu können, erbat ich mir den ganzen Akt vom Reichskriegsministerium zurück, wobei ich aus den Siegeln der Blechrolle sah, daß sie noch gar nicht geöffnet worden war. Ich übergab die Pläne, an Hand des Verzeichnisses abgezählt, Oberstleutnant Anton von Werner. Da ich, schon in Lemberg als Geniechef fungierend, längere Zeit von diesen Plänen nichts hörte, erteilte ich dem Genannten den Befehl, den fraglichen Akt wieder an das Reichskriegsministerium zu senden. Derselbe langte als Durchlaufer bei mir versiegelt an, und ich sandte ihn, d. h. den Bericht, mit

meinem Visum versehen, die Blechbüchse uneröffnet, nach Wien. Im Verlaufe der Verhandlungen stellte sich nun weiters heraus, daß der vor dem Verpacken der Blechbüchse die Pläne abzählende und revidierende Geniehauptmann bemerkte, daß drei Pläne fehlten. Dies meldete er dem Befestigungsbaudirektor, welcher befahl, die vorhandenen Pläne einstweilen abzusenden, die drei jetzt fehlenden würden sich wohl finden und könnten dann nachgesandt werden. Sie wurden aber nicht gefunden, und da man beim Reichskriegsministerium die ganze Zeit über, während deren diese Verhandlung sich abspielte, die versiegelte Blechbüchse uneröffnet ließ, konnte man auch bei diesem nicht wissen, daß drei Pläne fehlten, die in die Büchse gehörten. Was war geschehen? Der bereits früher erwähnte Zeichner, der trotz seiner hohen Rekommandation von mir nicht angestellt, wohl aber durch Vermittlung meines Oberstleutnants bei Herrn Pineles als Zeichner untergebracht wurde, hatte die drei fraglichen Pläne von einem Tische der Kanzlei, auf dem der ganze Pack lag, entwendet und sie in Jaroslau als Akten an einen Advokaten in Warschau aufgegeben; dieser hatte dann die Pläne der Militärbehörde überbracht, welche sie kopiert haben dürfte. Nun wanderten die Pläne an die Warschauer Polizei, welche sie wohlverwahrt, mit ihrem Siegel versehen, an den Aufgabeort Jaroslau unter Adresse des seinerzeitigen Aufgebers zurücksandte. In Jaroslau war der Aufgeber nicht mehr zu ermitteln, und deshalb wurde das Paket aufgemacht, in dem zum Erstaunen der Postdirektion sich drei Befestigungspläne von Przemysl vorfanden. Das waren die Pläne, die mir Seine Erlaucht vorgewiesen hatte. Selbstverständlich wurde auch ich verhört und dabei insbesondere befragt, welcher Schaden für uns durch die Einsicht dieser Pläne von seiten der Russen entstehen könnte. „Vorläufig gar keiner," erwiderte ich, „vielleicht sogar ein Nutzen; denn abgesehen davon, daß der Dieb kaum nichtssagendere Pläne hätte entwenden können, sind es ja nur Projektspläne, von denen man wohl gar nicht weiß, ob sie so ausgeführt würden; es wäre im Gegenteil beinahe wahrscheinlicher, daß wir so stark kaum fortifizieren werden, und es könnte daher sogar von Nutzen sein, wenn die Russen so starke Werke bei uns vermuten."

Ich glaube, es war im Jahre 1874, noch bevor ich General wurde, daß unser Generalgenieinspektor, Seine Kaiserliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Leopold, Galizien und somit auch Przemysl inspizierte. Selbstverständlich verfügte ich mich dahin und war derjenige, der mit Seiner Kaiserlichen Hoheit alles zu Besichtigende abfuhr. Auf dieser ganzen Fahrt äußerte sich der hohe Herr

in keiner Weise über irgend etwas von Arbeiten, die er besichtigte, mißbilligend; im Gegenteil schien er von denselben sehr zufriedengestellt zu sein. Um so mehr war ich erstaunt, vom Reichskriegsministerium aus Anlaß des Inspektionsberichtes, den Seine Kaiserliche Hoheit dem Reichskriegsministerium vorlegte, zur rechtfertigenden Aeußerung über die Steinbruchsaffäre, die Straßenbreite und die Straßensteigungen verhalten zu werden.

Ich gab an Hand der Akten, die über diese drei Gegenstände bei der Befestigungsbaudirektion vorlagen, meine Aeußerung ab, in der betont wurde, daß mir bezüglich des fraglichen Steinbruches gar keine Schuld beigemessen werden könne und ich gegenüber dem Auftrage über die Straßenbreite und Steigungsverhältnisse, die mir seinerzeit von der achten Abteilung des Reichskriegsministeriums angegeben wurden, aus eigenem Antriebe die mir notwendig erscheinenden Restringierungen vornahm, und bemerkte hierbei, daß ich daher nicht begreife, daß man mir nunmehr den Vorwurf mache, ich hätte die Straßen zu breit und mit zu geringen Steigungsverhältnissen ausführen lassen.

Diese Aeußerung wurde einfach zur Kenntnis genommen und, da darüber ein weiterer Erlaß nicht erfolgte, gutgeheißen.

Es scheint, daß die Seine Kaiserliche Hoheit auf der Inspektion begleitenden Herren durch ihre Bemerkungen Anlaß zu den drei mißbilligten Punkten gaben. Es gehörten diese Herren nämlich nicht zu meinen Freunden. Der Seiner Kaiserlichen Hoheit zugeteilte Oberst konnte es nicht verschmerzen, daß ich über ihn hinweg im Jahre 1867 avancierte, und die zwei anderen Herren, die ich meine, schlossen sich den Bemerkungen dieses nörgelnd angelegten Herrn an.

Alle diese Vorkommnisse im Verein mit meinem stark leidenden Magen (ich litt sehr viel an Magenkrämpfen und einer kleinen Nikotinvergiftung) verstimmten mich ungemein und ließen mich befürchten, daß ich von dem Ansehen, das ich bisher oben genoß, stark eingebüßt habe. Ich sah deshalb meinem Avancement zum General, wie sich jedoch zeigte mit Unrecht, in Bangen entgegen. Dasselbe erfolgte zu meiner großen Freude und Befriedigung mit Allerhöchster Entschließung am 1. November 1874 mit Belassung auf meinem dermaligen Dienstposten. Die Freude war um so größer, als ich, was man so nennt, als letzter der zu Generalen Ernannten noch mitgenommen wurde, was ich als eine Art Auszeichnung betrachten durfte.

Als enthusiastischer Musiker muß ich, um das Bild meines Lebens in Lemberg zu vervollständigen, noch erwähnen, daß ich

daselbst Gelegenheit hatte, recht viel nicht nur zu duettieren, sondern auch in Trios und Quartetten mitzuspielen.

Generalstabschef beim Generalkommando war damals der mir sehr befreundete Genieakademiekamerad Oberst Julian Ritter von Krynicki. Er war Witwer und hatte drei hübsche, liebenswürdige, wohlerzogene Töchter, von denen die mittlere eine ausgezeichnete Klavierspielerin war.

Nun muß ich noch eines Vorfalles erwähnen, der sich gegen Ende 1875 ereignete, mich aufs höchste, aber nicht unangenehm überraschte, dessen Folgen sich über 27 Jahre meines Lebens, d. i. bis zum Tode meiner ersten Frau 1902, erstreckte. Jeder der jetzt Lebenden, welcher die 1870er Jahre volljährig mitgemacht hat, wird sich der hochgehenden finanziellen Wogen erinnern, welche damals auf und ab stiegen und schließlich in eine Sturmflut ausarteten, die beinahe alles verschlang, was damals an neugegründeten Aktiengesellschaften entstanden war. Die Druckereien konnten mit dem Drucken der neuen Wertpapiere dieser Gesellschaften kaum fertig werden. Das finanzielle Erdbeben hatte sein Zentrum in Wien, seine Wellen erstreckten sich über alle Gaue Oesterreichs, und es leiden gewiß viele Bewohner derselben noch heute an dem finanziellen Krache von 1873. Abgesehen davon, daß sich alle finanziellen Kreise an den neuen Gründungen beteiligten, nahmen an diesen auch weitere Kreise teil, spielten und spekulierten in der Hoffnung, binnen kurzer Zeit reich werden zu können. Die Folgen des Kraches ergriffen selbst solide Gesellschaften und kennzeichneten sich dadurch, daß deren Zinserträgnisse nach und nach kleiner wurden, um schließlich ganz auszubleiben. Das traf auch bei dem Eschweiler Bergwerksverein zu, in dem die Hauptstollen das Vermögen der Familien Essingh und Englerth ausmachten; war doch die Großmutter dieser Familien noch alleinige Besitzerin dieses großen, ergiebigen Kohlenbergwerks. Der Zurückgang der Zinsen und noch mehr der gänzliche Ausfall derselben traf meine Frau sehr hart; infolgedessen vermehrten sich ihre Kontokorrentschulden derart, daß sich der Schaaffhausensche Bankverein veranlaßt sah, meiner Frau dieselben zu kündigen und auf deren Zahlung zu dringen.

Das war die Veranlassung für meine Frau, sich ihres geschiedenen Ehegemahls zu erinnern, ihm die Tatsachen brieflich auseinanderzusetzen und ihn zu bitten, ihr mit Rat und wenn möglich Tat in dieser schwierigen Situation beizustehen. Sie hatte eben leider auch gespielt, wobei ihr Freunde mithalfen, nach und nach prekären Gewinstes halber gute Wertpapiere gegen schlechte umzu-

tauschen, bis ihr ein Pack von solchen blieb, der sich nominell sehr hoch bezifferte, effektiv aber viel geringeren Wert hatte als ihre früheren Papiere.

Ich war innerlich ganz glücklich, meiner Frau raten und helfen zu können, obwohl ich zu dieser Zeit, nach so vielen mißlungenen Versöhnungsversuchen, meiner eigenen geänderten Seelen- und Herzensstimmung halber an keine Versöhnung mehr dachte; aber es konnte sich aus der Hilfe, die ich sofort zu leisten gesonnen war, ein annehmbares, besseres Verhältnis zwischen uns Eheleuten zum Besten unserer heranwachsenden, sich gut und schön entwickelnden Kinder entwickeln.

Mein Vorschlag, den ich nun brieflich machte, lautete: „Ich werde bei der Bank in Graubünden ein Hypothekaranlehen gegen Annuitätenzahlungen auf meinen Besitz daselbst in der Höhe der Kontokorrentschuld aufnehmen und diese begleichen, überdies die Spesen des Unterhalts und der Erziehung für sämtliche drei Kinder übernehmen und Dir, solange Eschweiler und Deine übrigen Wertpapiere nicht so viel Zinsen tragen, als Du für Dich, Hans und Klara zum Leben brauchst, jährlich eine bestimmte Summe verabfolgen, die für Dein allerdings etwas restringierteres Leben genügen dürfte. Dagegen verlange ich bis zu diesem Zeitpunkte, wo Deine Zinsen wieder genügen, daß Du mir bis dahin die einlaufenden Zinsen übersendest und den Vermögensstatus, wie er dermalen besteht, ohne meine Einwilligung nicht veränderst."

Aus dieser gegenseitigen brieflichen Vereinigung resultierte, daß ich, selbstverständlich ohne Entgelt, Verwalter des Vermögens meiner Frau wurde und bis an ihr Ende blieb; und ich darf mir schmeicheln, daß ich diese Verwaltung, freilich durch besondere Umstände begünstigt, so gut führte, daß sich das Vermögen ansehnlichst vermehrte. Allerdings mußte ich selbst längere Zeit, um diesem Abkommen gerecht zu werden, sehr zurückgezogen leben; aber ich focht mich ordentlich durch und hatte innerlich darüber große Befriedigung.

Was sich bezüglich der Finanzen meiner Frau Ende der 1870er Jahre noch ereignete, erzähle ich später.

Zur Charakteristik dieser finanziellen Krachzeit, in der Bekannte von mir ebenso viele Tage Millionäre waren als arme Teufel, erwähne ich noch, daß man auch mich zu Zeiten, wo ich in Wien war, engagierte, mich natürlich mit Hunderten von Aktien bald an dieser, bald an jener Gründung zu beteiligen. Man versicherte mir immer, der Gewinn sei sicher, und als ich darauf erwiderte, ich wolle von den neuen Aktien gar nichts wissen und sehen, erhielt ich die Antwort: „Sie

brauchen sie gar nicht zu sehen, Sie pränumerieren sich auf so und so viel hundert Aktien und geben gleichzeitig den Auftrag, sie wieder zu verkaufen, sobald sie höherstehen. Wir Gründer poussieren dann diese Aktien soweit als möglich, verkaufen die Ihrigen und bringen Ihnen den Gewinn.“ Aber ich ließ mich nicht verleiten, mitzuspielen; allfällig erspartes Geld legte ich stets in ersten und besten Pfandbriefen u. s. w. an; dafür verlor ich an Wertpapieren nie etwas.

Eines Tages besuchte ich einen polnischen Großen, der in Wien Absteigquartier hatte. Wir sprachen von Finanzen, Gründungen, Geld, Gewinn u. s. w.; auf einmal stand er auf, riß die oberste Schublade einer Kommode auf und sagte: „Da sehen Sie her, das sind die Resultate meines dummen Börsenspiels. Sie können sich alle Papiere nehmen.“ Ich nahm sie aber nicht, denn sie waren alle wertlos; wären sie es nicht gewesen, so hätte sie der große Herr mir nicht angeboten.

Die musikalischen Stunden und Abende, die ich bei Oberst Krynicki zubrachte, ließen mich wenigstens zeitweise meine Verstimmung vergessen. Aber es gab auch noch andere Stunden, von denen ich aber nicht viel erwähnen will; die Leser werden selbe wohl erraten können; denn daß ich von Lemberg oft nach Przemysl fuhr, da den Abend zubrachte und in der Nacht, um dienstlich nichts zu versäumen, zurückkehrte, ist ziemlich natürlich. So verging die Zeit bis Mitte des Jahres 1876. Dann erhielt ich zu meiner außerordentlichen Ueberraschung am 5. Juli die Allerhöchste Ernennung zum Präsidenten des Technischen und Administrativen Militärkomitees und reiste am 25. Juli nach Wien ab. Meine Tätigkeit als solcher schildere ich im nächsten Zeitabschnitte.

Drittes Kapitel

Präsident des k. u. k. Technischen und Administrativen Militärkomitees

(1876—1880)

Also Präsident des k. u. k. Technischen und Administrativen Militärkomitees! Das war ein großes Wort und eine nicht minder große Stellung.

Mein Vorgänger war Seine Exzellenz, der am 20. Juni 1876 zum Reichskriegsminister ernannte Feldmarschalleutnant Artur Graf Bylandt-Rheidt, ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, welcher bei der Ausarbeitung der organischen Bestimmungen für das „Technische und Administrative Militärkomitee" von maßgebendem Einflusse war und diese Behörde auf die Höhe zu bringen gewußt hatte, auf der sie bei seiner Ernennung zum Reichskriegsminister in wissenschaftlicher Beziehung stand.

Ich wußte aus der Einsicht in die organischen Bestimmungen für das Komitee, daß die Amtstätigkeit des Präsidenten eine außerordentlich große, beinahe alles Technische und Administrative in der Armee umfassende war.

Aus den organischen Bestimmungen ging hervor, daß der Präsident das Komitee zu vertreten und den dienstlichen Verkehr desselben mit dem k. u. k. Reichskriegsministerium und nach außen zu vermitteln, die Geschäfte an die Sektionen zu verteilen und dieselben zu leiten, alle aus dem Komitee hervorgehenden Elaborate zu revidieren, die ökonomische Gebarung zu überwachen und zu kontrollieren, den Versuchen beizuwohnen und die Oberleitung der mit dem Militärkomitee verbundenen Fachbildungsanstalten zu führen hatte. Er hatte weiter sich mit der in- und ausländischen Militärliteratur in steter Fühlung zu halten und mit dem Geist der Initiative auf die einzelnen Ressortabteilungen einzuwirken, damit alle das Interesse der Armee berührenden Fortschritte der Wissenschaft und Technik beachtet, untersucht und nach Möglichkeit nutzbar gemacht werden. Zu der regelmäßigen Tätigkeit des Präsidenten zählte auch die Oberleitung der Artillerieschießschule, eines der wichtigsten Institute der Artillerie, dessen ersprießliche Erfolge sich bereits in der immer weiterschreitenden rationellen Ausbildung der Artillerietruppen im Schießen erkennbar machten. Außer diesen, durch die organischen Bestimmungen dem Präsidenten

vorgeschriebenen Aufgaben fallen ihm zeitweilig auch andere zu, die wegen ihrer Wichtigkeit seine vollste Aufmerksamkeit und Tatkraft erfordern. — Nicht ohne Bangen sah ich, bei solchem Vorgänger, meiner neuen, ausgedehnten und schwierigen Amtstätigkeit entgegen. Mit Bestimmtheit darf ich aber sagen, daß, wenn ich mich auch eines so allgemeinen Wissens nicht rühmen konnte, als mir für diese neue Stellung nötig erschien, doch in der damaligen Generalität überhaupt schwer ein höherer General sich gefunden hätte, der es besaß.

Als ich zum Antritt meines neuen Amtes vor dem eigenen Gebäude in Wien, VI. Getreidemarkt 9, vorfuhr, kam aus dessen Hauptportal ein sonderbares Gespann heraus. Es war ein ziemlich großer, mit lauter Büchern und Paketen vollbeladener Handwagen, der von einem großen Hunde einerseits und andererseits von einem Bediensteten des Komitees gezogen und auf die Post geführt wurde. Ich fragte den Portier: „Was sind das für Bücher?" Er sagte: „Das sind lauter Instruktionsbücher, die im Komitee verfaßt wurden." ‚Also so geht es hier zu,' dachte ich mir; ‚Wagenladungen voll wissenschaftlicher Werke werden darin verfaßt! Und diese alle soll ich nun überwachen. Das wird schön werden!'

Hatte ich mir auch im Laufe meines bisherigen Lebens ein gewisses (nicht übergroßes) allgemeines Wissen angeeignet, so war ich doch der Hauptsache nach ein Spezialist geblieben. Nun hieß es aber, auch tiefer in andere wissenschaftliche Gebiete einzudringen. Traute ich auch meinem guten Hausverstande und meinen fünf gesunden Sinnen zu, manche Schwierigkeit zu überwinden, so zweifelte ich doch, ob jene Eigenschaften genügen werden, um aller Schwierigkeiten, die auftauchen könnten, Herr zu werden.

Also vorerst galt es, auf die Anrede, die mir der älteste der Offiziere bei der Vorstellung des ganzen Offizierskorps des Komitees hielt, eine Gegenrede zu halten. Ob diese gelang, ziemt mir nicht zu beurteilen. Ein großer Redner, darf ich wohl sagen, war ich nie; aber mein Adjutant versicherte mich, ich hätte ganz gut und mit Bescheidenheit gesprochen.

In meiner Kanzlei angelangt, fragte mich mein Adjutant, ob ich wünsche, daß der Antritt meiner neuen Stellung, die eben vollzogene Vorstellung, die gehaltene Rede und Gegenrede in der Presse Erwähnung finde, und ob ich überhaupt wünsche, daß Ortsveränderungen, die mit meiner Person aus dienstlichen Gründen vorgenommen werden müssen, in der Zeitung unter den Hof- und Personalnachrichten erscheinen sollen. Ich erwiderte meinem Adjutanten, ich würde ihm sehr dankbar sein, wenn er dafür Sorge

tragen wollte, daß mein Name nie oder wenigstens sehr selten in die Zeitung käme.

Die Vorstellung umfaßte das ganze Personal des Komitees selbst und der unter seinem Präsidium stehenden Fachschulen und betrug 101 respektive 150, also zusammen 251 Offiziere und viele Beamte.

Das Komitee war jedenfalls der Zahl nach die größte Hilfsbehörde des Reichskriegsministeriums, und für dieses der maßgebendste Areopag in wissenschaftlicher Beziehung. Es umfaßte das Präsidium und vier Sektionen, die Artillerie-, Genie-, Intendanz- und Technologische Sektion. Die Sektionen hatten Abteilungen; die I. Sektion vier, die II. Sektion drei, die III. Sektion zwei; nur die IV., die Technologische Sektion, besaß keine Unterabteilung.

Zu den Fachbildungsanstalten zählten außer dem Lehrpersonale zwei Jahrgänge höherer Artillerie-, zwei Jahrgänge höherer Geniekurs, ein Jahrgang Vorbereitungskurs für Stabsoffiziersaspiranten der Artillerie und zwei Jahrgänge Intendanzkurs, und späterhin auch die Hörer der Bauwerkmeisterschule.

Ein Jahr vor Antritt meiner neuen Stellung (Sommer 1875) war die Frage, ob die österreichische Artillerie Stahlbronzefeldgeschütze nach Uchatius oder solche von Gußstahl nach Krupp erhalten solle, günstig für erstere entschieden worden. Beim Komitee neigte die Mehrzahl derjenigen, welche kommissionell über diese Frage oft und lange berieten, einschließlich ihres Präsidenten, für Gußstahlgeschütze. Die letzte Sitzung über diesen hochwichtigen Gegenstand brachte den Kommissionsmitgliedern, die für Gußstahlkanonen waren, eine merkwürdige Ueberraschung, denn sie fanden in ihrem Präsidenten nicht nur keine Unterstützung für ihre Ansicht, sondern im Gegenteil eine Bekämpfung derselben. Es schien, als ob der Herr Präsident über Nacht seine Ansicht gewechselt hätte. Welchem Umstande dies zuzuschreiben war, wußte man in der Oeffentlichkeit nicht, wohl aber in näheren Kreisen. Aber einem Umstande, der in der Oeffentlichkeit weder bekannt noch besprochen wurde, ist es hauptsächlichst zuzuschreiben, daß es zur Einführung von Stahlbronzefeldgeschützen bei uns kam. Dieser Umstand war, daß man von der Bleiummantelung der Geschosse als Führungsmaterial abkam und die Kupferdrahtberingung zur Führung annahm, die Krupp erfunden, angewendet und uns überlassen hatte. Leider wollte der geniale Erfinder der Stahlbronze diese auch für Geschütze schwereren, ja sogar schwersten Kalibers (12, 15, sogar 28 cm) angewendet wissen.

Schon bei den 12 und 15 cm ergaben sich trotz aller Sorgfalt

bei der Auswahl der Pulversorten so große Ausbrennungen der Rohre, daß man diese wenigstens teilweise mit Kupfereinlagen fütterte. Aber Generalmajor von Uchatius ließ sich durch die Schwierigkeiten, die sich ihm bei den größeren Kalibern zeigten, nicht abschrecken und wußte das Reichskriegsministerium zu veranlassen, ihm zu gestatten, sogar ein 28 cm-Stahlbronzegeschütz im Arsenal gießen und herstellen zu lassen. Es wurde dies ein dickleibiges Ungetüm, dessen Transport auf den Artillerieschießübungsplatz in Felixdorf mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. Dieses kostbare Geschütz, dessen Erzeugung ganz neue Einrichtungen in der Arsenalwerkstätte hervorgerufen hatte, war aber schon zu dieser Zeit durch die Gußstahlgeschütze gleichen Kalibers und von weit höherem ballistischem Werte von Krupp so weit überholt, daß unser Stahlbronzeungetüm als totgeborenes Kind betrachtet werden mußte.

Wenn ich mir zwischen dem 28 cm-Stahlbronzegeschütz von Uchatius und den gleichkalibrigen Gußstahlgeschützen von Krupp einen Vergleich erlauben darf, so möchte ich ersteres als einen dickleibigen Bulldogg, letztere als schlanke Windhunde bezeichnen.

Und nun liegt der stahlbronzene Riese vor dem Tore des Heeresmuseums im Arsenale da, als ein ehernes Zeichen, daß oft der kräftigste Wille und die größte Tatkraft eines Menschen nicht imstande sind, den Widerstand zu besiegen, der sich im toten oder lebenden Material entgegenstellt. Ich werde kaum fehlgehen, wenn ich den Tod des genialen Erfinders dem Schiffbruch seines Ehrgeizes in dieser Angelegenheit zuschreibe. In vielen Kreisen schrieb man jedoch den katastrophenähnlichen Tod, der am 4. Juni 1881 zum Leidwesen aller erfolgte, die diesen strebsamen Mann kannten, dem Verhalten des Reichskriegsministers gegenüber dem Erfinder der Stahlbronze zu, was aber gewiß nicht der Fall war. Hielt der Reichskriegsminister auch fest an seinen aus Ueberzeugung gewonnenen Ansichten, so wußte er auch anderen Ansichten gegenüber die Sache von der Person zu trennen, und beurteilte jene immer sehr unparteiisch und objektiv, wie ich dies selbst gar manches Mal erfuhr.

Viele Schwierigkeiten bot dem Generalmajor von Uchatius auch die Pulverfrage. Es wurden nach Form und Zusammensetzung alle möglichen Pulversorten versucht, um bei möglichst geringer Brisanz große ballistische Resultate zu erreichen. Aber auch in dieser Frage waren wir von den Pulversorten, die Krupp anwendete und aus den rheinischen Pulverfabriken bezog, überholt.

Erwähnen muß ich hier noch, daß sich das Gewerke in Mariazell auch mit vier eisernen 9 cm-Rohren einstellte, um sie der

Erprobung zuzuführen. Ich sah diese Rohre, nachdem ungefähr 3000 Schüsse aus denselben abgefeuert worden waren. Ihr Inneres war noch spiegelblank. Man konnte und wollte aber trotzdem, vieler Umstände halber, auf diese Rohre nicht reflektieren.

Ich hatte mich in meine neue Stellung noch nicht völlig hineingefunden, als ich durch Allerhöchste Entschließung dem königlich englischen Prinzen Artur Herzog von Connaught als Ehrenkavalier zugeteilt wurde. Der Prinz beabsichtigte nämlich über Einladung unserer Majestät den großen Manövern, die zwischen 28. August und 7. September bei Feldsberg-Nikolsburg stattfinden sollten, beizuwohnen.

Außer mir war dem Prinzen noch der leichte und schneidige Reiter Rittmeister Alexander Freiherr von Hübner zugeteilt.

Der Prinz traf am 5. September mit Separatzug in Wien ein und wurde am Bahnhof von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen Rudolf und uns Zugeteilten unter den üblichen Feierlichkeiten empfangen. Er hatte als Gefolge nur seinen Adjutanten, Artilleriemajor Pickard, bei sich. Noch an demselben Tage begab sich der Prinz auf das Manöverfeld, erhielt für sich und seinen Major Pferde aus den Hofstallungen, während ich und Rittmeister Baron Hübner Kavalleriepferde erhielten. Es war ein Glück für mich, daß ich in Lemberg viel geritten und daselbst auch den jeweiligen Manövern, manchmal sogar als Schiedsrichter, beigewohnt hatte; denn sonst hätte ich bei dem äußerst flotten Reiten des Prinzen, seines Adjutanten und des Rittmeisters Baron Hübner wohl als Ehrenkavalier, nicht aber als Ehrenkavallerist bestehen können. Jedenfalls kostete mich dieser dahinsausende Dienst viele Schweißtropfen. Wo ein Zusammenstoß, insbesondere der Kavallerie, stattfand, wollte der Prinz dabei sein. Auf eine nähere Beschreibung der Manöver gehe ich nicht ein.

Am 7. September war Schluß derselben; die Truppen, 40000 Mann Fußtruppen, 6000 Mann Kavallerie, wurden nun zu einer von Seiner Majestät abzunehmenden Parade zusammengezogen. Dieselbe fiel sehr schön und am Schluß sehr naß aus, da ein wolkenbruchartiger Regen niederging und uns total durchnäßte. Ein Déjeuner dinatoire, zu dem man sich in aller Eile umziehen mußte, bildete den Schluß.

In unsere Quartiere zurückgekehrt, wurden alle Uniformen, Goldsorten, so naß sie auch waren, verpackt, und die Rückfahrt nach Wien angetreten. Beim Auspacken von Hut, Uniformen und der goldenen Feldbinde war ich von dem Zustande derselben nicht sehr entzückt; er war so, daß ich alles neu anschaffen mußte.

Am nächsten Tag gab der Botschafter Englands, Sir Andreas Buchanan, dem Prinzen und uns Gefolge, wie den englischen Offizieren, die dem Manöver beigewohnt hatten, ein glänzendes Diner in einer großen, schönen Villa mit prachtvollem Park, die der Botschafter in der Nähe von Baden über den Sommer bewohnte. Man hatte uns Gefolge schon in Wien aufmerksam gemacht, daß man zu solchem Diner in full dress mit Glanzstiefeletten erscheinen müsse und überdies vor dem Diner jedes Stäubchen, das sich allenfalls auf der Reise von Wien nach Baden das Vergnügen gemacht hätte, sich auf uns zu setzen, sorgfältigst zu entfernen und jedenfalls auch neue Manschetten anzulegen hätte; dem allem entsprachen wir aufs vollständigste. Nur der englische General kam in einer von den Manövertagen her etwas stark mitgenommenen Uniform und, was der Lady des Hauses most shoking erschien, statt im Hut in der Militärmütze. Die Damen erschienen in größter und, wie das bei solchen Gelegenheiten so oft der Fall ist, andererseits in geringster Toilette. Das Diner war ebenso gut als schön — die Lady von gewinnendster Art und Zuvorkommenheit. Nur dem englischen General gegenüber war sie in vollster Reserve.

Den nächsten Tag, am 9. September, besichtigte Seine Königliche Hoheit Prinz Artur noch die neuesten Sehenswürdigkeiten von Wien und fuhr dann am 10. nach England zurück. Da die Engländer bei solchen Gelegenheiten keine Orden verteilen, beschenkte mich der königliche Herr mit einem Paar Manschettenknöpfe, in deren Mitte die königlichen Initialen in Brillanten und Smaragden ausgeführt sind, über denen die englische Königskrone steht.

Wie ich in früheren Zeitabschnitten erzählte, konnte ich dem Ansinnen des Komitees, ihm weitere Konstruktionsbehelfe für den Entwurf von fortifikatorischen Projekten zukommen zu lassen, weder von Przemysl noch von Lemberg aus entsprechen. In Przemysl war ich überbürdet mit anderen dienstlichen Arbeiten, und in Lemberg fehlte es mir an den nötigen Hilfskräften. Die Idee, solche Konstruktionsbehelfe in ausgedehntester Art zu verfassen, beschäftigte mich im Geiste aber fortwährend, und nun, dachte ich, sei der Zeitpunkt gekommen und die nötigen Hilfskräfte vorhanden, um diese Arbeit zu beginnen. Das Komitee verfügte nicht nur über sehr viele äußerst kenntnisreiche und tüchtige Genieoffiziere, sondern auch über eine ganz ausgezeichnete lithographische Anstalt, die das, was ich selbst zeichnete und unter meiner Leitung von erwähnten Offizieren zeichnen ließ, aufs sorgfältigste (vieles davon in Farbendruck) vervielfältigen konnte. Es wurde mit äußerstem Fleiße an dem umfangreichen, zwei Bände

(Blätter) umfassenden, mit „Konstruktionsdetails der Kriegsbaukunst" betiteltem Werke über drei Jahre bis zu dessen Fertigstellung im Jahre 1880 gearbeitet. Ohne im Detail das anzugeben, was dieses Werk enthält, führe ich den Inhalt desselben nur summarisch an: Der erste Band bringt in sieben Abschnitten auf 83 Blättern alle nur erdenklichen Details von Maurer- und Steinmetzarbeiten, der zweite Band in sieben Abschnitten auf 97 Blättern Details für Tischler-, Schlosser-, Maschinenarbeiten, dann Eisenpanzerkonstruktionen und Beispiele für fortifikatorische Projektsdetailanordnungen sowie Beispiele von fortifikatorischen Werken in permanentem, provisorischem und passagerem Stile. Sehr viele der vorgeführten Beispiele entstammen wirklichen Ausführungen von mir oder anderen Genieoffizieren. Die Konstruktionsdetails bilden insbesondere für jüngere, noch unerfahrene Offiziere, wie für solche, die auf Posten berufen sind, wo keine anderen Hilfsquellen vorhanden sind, einen vielseitigen Ratgeber und damit ein wahres Vademekum.

Bei der Deutlichkeit der Zeichnungen hielt ich nicht für nötig, sie mit einem Texte zu versehen und näher zu erklären, und es wurde dies auch nie vermißt. Leider hat sich manches, besonders was die Eisenpanzerkonstruktionen anbelangt, bereits überlebt, da in diesen ein riesiger Fortschritt zu verzeichnen ist, den ich später noch näher erwähnen werde.

Von den zu dieser Arbeit herangezogenen Offizieren wurde mit solchem Interesse und so unermüdlichem Fleiß und Geschick gezeichnet, daß ich in dankbarer Erinnerung daran eigentlich alle mit Namen nennen sollte. Aber eines Offiziers muß ich doch besonders gedenken, das ist der ehemalige Generalgenieinspektor Feldzeugmeister Gustav Graf von Geldern-Egmond zu Arçen, der damals als Major dem Komitee zugeteilt war. Dieser hochbegabte, wissenschaftlich vielseitig gebildete Offizier zeigte bei den erwähnten Arbeiten eine ungewöhnliche Gabe der Erfindung und Darstellung, so daß ich ihm zum großen Teile das Gelingen des Werkes zuschreiben und ihn in dankbarer Erinnerung daran hier erwähnen muß.

Das Werk fand einen großen Absatz im In- und Auslande; die darüber erschienenen Kritiken erfüllten mich mit Stolz. Aber auch das Reichskriegsministerium erkannte diese Arbeit vollkommen an.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die zahlreichen und vielseitigen sogenannten laufenden Arbeiten durch spezielle Aufträge auf diesem oder jenem Gebiete keine Verzögerung oder gar Unterbrechung erleiden durften. Außer der Spezialarbeit für die vorerwähnten Konstruktionsdetails der Kriegsbaukunst erhielt ich in den Jahren 1877 und 1878

als Genieoffizier noch drei Aufgaben, die meine ganze physische und geistige Tätigkeit eine Zeitlang in Anspruch nahmen. Es zogen sich schon gegen Ende 1876 Kriegswölkchen zusammen. Sie wurden schnell dichter und ließen befürchten, daß daraus ein Gewittersturm entstehen könnte. Dies veranlaßte die Kriegsverwaltung, wieder an die Vervollständigung der Festungen Galiziens zu denken. Wenn auch aller Wahrscheinlichkeit nach die ersten Blitzstrahlen im Süden einschlagen dürften, so war es doch nicht sicher, daß sich das Gewitter nicht auch nach Norden ausdehne. Hinsichtlich Krakaus mußte ich einer Kommission vorstehen, die über diese Frage zu beraten und Vorschläge zu machen hatte. Es wurde daraus um so mehr ein umfangreiches Elaborat, als man bei Krakau alle Neukonstruktionen auf dem Gebiete der Befestigungskunst in Anwendung gebracht wissen wollte.

Hinsichtlich Przemysls konnte aber an eine Ausführung im permanenten Stile nicht gedacht werden. Die Kriegsverwaltung mußte sich damit begnügen, für den eventuellen Fall eine passagere Befestigung herstellen zu lassen. Um aber eine solche in möglichst kurzer Zeit durchführen zu können, war es nötig, dieselbe wenigstens im Projekt vollständig fertig zu haben, damit ja keine Zeit für die eigentliche Ausführung durch die Projektsverfassung verloren gehe. Auf Antrag des k. u. k. Reichskriegsministeriums, der von Seiner Majestät genehmigt wurde, fiel mir die Aufgabe zu, die passagere Befestigung zu entwerfen, zu welcher Arbeit auch Graf Geldern als Mithelfer speziell beordert wurde. Im übrigen war es mir überlassen, Genieoffiziere der II. Sektion zur Mitarbeit auszuwählen.

Meine sehr genaue Kenntnis von Przemysl und all dem, was bisher dort ausgeführt und in Szene gesetzt war, kam mir bei den Arbeiten, die ich zu verfassen hatte, natürlich sehr zustatten. Nicht weniger Kenntnis davon hatten der Chef der II. Sektion, Oberst Anton Werner, und überdies auch einige Offiziere der II. Sektion, die seinerzeit in Przemysl unter mir und unter Oberst Werner waren.

Ich ließ von Przemysl alle Schriften, Pläne und sonstigen Arbeiten, insbesondere aber auch alle Horizontalschichtenaufnahmspläne der für die Befestigung seit jeher in Aussicht genommenen Punkte (die meisten davon waren aufgenommen) an das Militärkomitee einsenden. Ich kommissionierte und beriet mich mit den für die Arbeit ausgewählten Offizieren über die Art und Weise, in der die Arbeit begonnen, verteilt und durchgeführt werden soll.

Die die Arbeit durchführenden Offiziere hatten nicht nur die Pläne für die einzelnen Werke zu entwerfen und zu zeichnen, sondern auch für die Arbeitszeit von sechs Wochen alle Baubedürfnisse,

Arbeiter nach Zahl und Art, Zahl der höheren und niederen Aufsichtsorgane (Offiziere, Poliere, Unteroffiziere u. s. w.) sowie die Zahl der Rechnungsbeamten tabellarisch zusammenzustellen. Ich ordnete hierbei an, daß prinzipiell die bestehenden Feldbefestigungen soweit als nur möglich bei den Projekten in Rücksicht zu ziehen seien. Durchgeprüft wurden die Arbeiten durch den Sektionschef und durch mich, die wir übrigens immer die zu machenden Arbeiten angaben.

Einen hervorragenden Anteil an dieser großen, in der kurzen Zeit von zwei Monaten vollendeten Arbeit hatte wieder Major Graf von Geldern.

Die Großartigkeit der Leistung überraschte aber auch das Reichskriegsministerium, das in einem alleruntertänigsten Vortrag mich und Major Graf von Geldern zu einer Allerhöchsten Belobung in Antrag brachte, die am 19. März 1877 erfolgte. Die übrigen an der Arbeit beteiligten Offiziere erhielten eine Reichskriegsministerialbelobung.

Das eben besprochene Projekt umfaßte nur die Werke der Gürtellinie; über das Noyau lagen von meiner Zeit her sogar bereits sanktionierte Projekte vor. Wenn auch die Zeit zur Ausführung der Werke der Gürtellinie noch nicht festgesetzt war, so wurde hierfür schon jetzt Oberst Anton Werner in Aussicht genommen, und es hätte gewiß keine geeignetere Persönlichkeit für diese große Arbeit gewählt werden können. Es dauerte nicht lange, daß Genannter zur Ausführung der fraglichen Befestigungen nach Przemysl beordert wurde.

Mittlerweile waren die haarsträubenden Zustände in den zwei türkischen Provinzen der Herzegovina und Bosnien immer trauriger und verwickelter geworden. Die Willkür der Feudalherren, die bei vielen in eine wahre Tyrannei ausartete, kannte keine Grenzen mehr und wendete sich hauptsächlich gegen die an Zahl viel geringeren, unbewaffneten Christen katholischer Religion, die seit jeher die Unterdrückten, Mißhandelten und Verachteten waren.

Schon seit Jahrzehnten flüchteten sich diese ab und zu in kleineren oder größeren Scharen über die Grenze zu uns herüber, bis sie nach einiger Zeit von uns wieder hinübergesendet wurden. Gegen Ende 1877 und Anfang 1878 wuchs die Zahl dieser armen Flüchtlinge auf etwa 200 000 an. Abgesehen davon, daß ihre Erhaltung sehr viel kostete, veranlaßte dieser Zustand viel Ungemach im eigenen Lande, das die Regierung weder weiter ertragen konnte, noch länger zu erleiden willens war; trotz der Anhäufung türkischer Truppen in den zwei fraglichen Ländern war die türkische Regierung nicht imstande,

der Bewegung daselbst Herr zu werden. Zwar hofften die Türkei und Rußland durch den in den Friedenspräliminarien von San Stefano vereinbarten „Punkt", durch welchen den zwei Ländern eine größere Autonomie zugesagt wurde, in dieser für die Zukunft das Heil zu finden. Oesterreich konnte aber an die Wirkung eines solchen Palliativmittels weder glauben noch darauf rechnen. Graf Andrássy unternahm es, in der Sitzung des Berliner Kongresses vom 28. Juni 1878 die Zustände in unseren Nachbarländern ebenso glühend wie treffend zu schildern. Seine Rede machte trotz der Einwendungen seitens der türkischen Kongreßmitglieder einen so tiefen Eindruck auf alle übrigen, daß der Kongreß Oesterreich unter gewissen Vorbehalten die Mission zur Okkupation und Pazifizierung der zwei türkischen Provinzen übertrug.

Leider glaubte Graf Andrássy nicht an einen ernstlichen Widerstand, dem unsere Truppen beim Einmarsch in Bosnien begegnen könnten, hielt vielmehr dafür, daß es sich mehr um einen militärischen Spaziergang als um eine Kriegsoperation handle. Infolgedessen stellte Oesterreich von Anfang an nicht so viele Truppen kriegsbereit, als eigentlich nötig gewesen wäre und sich später als notwendig erwies.

Unsere Militärbehörden waren über den kulturellen Zustand der Bodenverhältnisse, über die geringen Hilfsquellen im allgemeinen, wie insbesondere über den trostlosen Zustand der Kommunikationen in den zu okkupierenden Ländern vollständig im klaren; sie mußten daher darauf bedacht sein, für die einmarschierenden Truppen wie für alle Nachschübe im ausgedehntesten Sinne des Wortes die bestehenden schlechten Straßen auszubessern, neue zu erbauen und insbesondere gute Brücken über die Save herstellen zu lassen, um ja nicht von den wechselnden Wasserverhältnissen abhängig zu sein. Dies veranlaßte das Reichskriegsministerium, den Bau von ständigen Brücken über den genannten Fluß anzubefehlen. Eine dieser Brücken sollte eine Eisenbahnbrücke als Fortsetzung der bis Brod bestehenden Eisenbahn sein und zugleich den Beginn der Eisenbahn bilden, die in Bosnien gebaut werden dürfte.

Wegen dieser Eisenbahnbrücke ließ mich Seine Exzellenz der Reichskriegsminister Graf Bylandt-Rheidt am 28. August 1878 zu sich berufen und erteilte mir den Auftrag, über die Vergebung des Baues der Eisenbahnbrücke über die Save bei Brod die Verhandlungen zu führen und abzuschließen — vorbehaltlich der Ratifikation derselben, die sich Seine Exzellenz vorbehielt.

Um von der Größe der mir erteilten Aufgabe einen Begriff

zu geben, muß ich darüber mehr als mir lieb ist und den Lesern lieb sein dürfte, erzählen.

Zu diesen Verhandlungen lag nur eine Skizze der Brücke und der dazugehörigen approximativen Kostenberechnung, und zwar basiert auf Preise unter normalen Zeitverhältnissen, vor. Die Skizze war auf Basis der Erhebungen an Ort und Stelle durch Herrn Ingenieur Pressel und Herrn Sektionsingenieur der Südbahn Franz Wabitsch ausgearbeitet. Letztgenannter war vom k. u. k. Reichskriegsministerium für den Bau ausersehen und mir als derjenige bezeichnet, mit dem ich gemeinschaftlich die Verhandlungen zu führen habe. Als Bauzeit waren vom Ingenieur Pressel 3½—4 Monate in Aussicht genommen; die Brücke sollte in der Mitte normalspurige Schienenstränge, neben denselben auf Konsolen zwei Fahrbahnen für Fuhrwerke nebst zwei Gehstegen erhalten. Die Verhandlungen wurden an demselben Tage, dem 28. August, damit begonnen, daß fünf Eisenfirmen und eine Holzfirma telegraphisch ersucht wurden, Vertreter zu benanntem Zwecke nach Wien zu senden. Am 29. August schon wurden die Verhandlungen mit den Vertretern begonnen und die Art der Vergebung der Arbeiten festgestellt. Hiernach sollte die Arbeit in zwei Hauptteile geteilt werden. Der erste Teil umfaßte die Eisenkonstruktionen samt zugehörigen Montierungsgerüsten, der zweite Teil alle übrigen Arbeiten. Den ersten Teil hätten fünf Eisenfirmen zu gleichen Teilen zu übernehmen; die Montierungsgerüste sollte der Unternehmer für die Firmen besorgen, den das Aerar für die Arbeiten des zweiten Teiles wählen würde.

Bei dem Mangel von Detailplänen war es nicht möglich, die Baukosten so richtig zu beziffern, als es eine Vergebung im Wege von Pauschalsummen verlangt; es wäre eine solche also rein illusorisch gewesen. Es wurde sonach die Vergebung nach Preiseinheiten beschlossen.

Um die Anfertigung der Detailpläne, die schon zur Materialbeschaffung, viel mehr aber noch zur Ausführung unbedingt nötig sind, möglichst rasch durchzuführen, wurde vereinbart, daß jede der Firmen einen Ingenieur (Zeichner) hierher beordern soll, der unter Leitung des Sektionsingenieurs Franz Wabitsch das Detailprojekt auszuarbeiten hätte. Um keine der Eisenfirmen zu neuen Eisentypen zu zwingen und dadurch zu Zeitaufenthalt, wurden zur Konstruktion nur solche Typen gewählt, die bei allen Firmen gängig waren. Betreffs Vervielfältigung der Pläne wurde beschlossen, dieselbe durch die photographische Anstalt des Komitees mittels Lichtdruck vornehmen zu lassen.

Am 30. August wurde über den Stand der Verhandlungen dem Reichskriegsministerium eingehend Bericht erstattet und gleichzeitig wurden Anträge bezüglich der Aufstellung einer Bauleitung wie der Bauführung gestellt; überdies wurde mit diversen Unternehmern wegen der übrigen Arbeiten verhandelt. Am 1. September kamen die Verhandlungen mit den fünf Gewerkschaften zum Abschlusse. Der Abschluß für die anderen Arbeiten war schwieriger, dauerte deshalb etwas länger, wurde aber trotzdem am 3. September fertiggestellt.

Mittlerweile wurde das Projekt in großen Zügen festgestellt und im Detail begonnen, zu welcher Arbeit auch der damalige Hauptmann Albin Juda als besonders dazu geeignet beigezogen wurde.

Mit den maßgebenden Persönlichkeiten vereinbarte ich, als Form des Abschlusses Kontraktstelle vertretende Schlußbriefe auszustellen und mit den Firmen auszutauschen. Am 6. September schon reiste der Vertreter der Holzunternehmung, am 10. ein Ingenieur nach Brod ab, um die Aussteckung zu beginnen. Am 15. September waren alle Vorbereitungen beendet, die Bauleitung aufgestellt, und der Chefingenieur reiste nach Brod ab.

Damit war meine Aufgabe eigentlich erfüllt. Ich hatte die Bauvorbereitungen in Szene gesetzt, die Zeichnungen überwacht und alle diesbetreffenden Verträge abgeschlossen. Eine so große Arbeit innerhalb vierzehn Tagen zu leisten, wurde nur dadurch möglich, daß das Komitee über alle hierzu nötigen Mittel der Art verfügte.

Das Reichskriegsministerium erkannte meine Arbeit mit Erlaß vom 13. September 1878 belobend an.

Es erübrigt nun noch, einige Daten über die Arbeit zu liefern, damit sich der Leser einen richtigen Begriff von deren Größe mache.

Die Brücke ist 400 m lang, mit fünf Gitterbrückenfeldern zu je 80 m; die Fahrbahn ist im Lichten 5,3 m breit und 6 m hoch.

Der Umstand, daß die für den Brückenbau festgesetzte Zeit den Aufbau gemauerter Pfeiler nicht gestattete, war Veranlassung, zu einem Provisorium für dieselben zu greifen und die Eisenkonstruktion vorläufig auf hölzerne Doppeljoche derart zu stellen, daß es für den Uebergang in die Permanenz keinem Anstand unterläge, zwischen denselben die gemauerten Pfeiler aufzuführen. Die Brücke erhielt sonach statt vier gemauerten Pfeilern je zwei hölzerne Doppeljoche und statt jedes gemauerten Landpfeilers ein hölzernes Joch, im ganzen sonach zehn solcher Joche.

Für die Eisenkonstruktion wurde ein sogenanntes Fachwerk gewählt; als Maximum der Tragfähigkeit 4000 kg für den laufenden Meter, als Festigkeit gegen Zug 800 kg für den Quadratzentimeter

angenommen. Die Höhe der Unterkante der Eisenkonstruktion über dem höchsten bisher bekannten Wasserstande vom Jahre 1787 sollte 5 m betragen und während des Baues der Brücke im Stromstrich ein Raum von etwa 30 m Breite für die Schiffahrt offen bleiben, d. h. durch keine Montierungsgerüste verstellt sein.

Nachdem diese Hauptbedingnisse festgestellt waren, begannen die Skizzierungen und umfangreichen Berechnungen wie deren graphische Darstellung, in welch letzterer Art auch die sämtlichen hierorts bekannten Wasserstandsverhältnisse der Save während elf Jahrgängen klargelegt wurden.

Die Nebenarbeiten umfaßten die Projektierung der Montierungsgerüste, der Eisbrecher, der zwei Straßendurchlaßbrücken samt den gemauerten Futter-, Stütz- und Flügelmauern, ferner an Ort und Stelle die Feststellung der Erd- und Maurerarbeiten, etwaigen Ufer- und Jochversicherungen. Das ganze Projekt der Brücke umfaßte 22 Pläne und Schriftstücke, welche die Berechnungen enthielten. Einschließlich der Vervielfältigungen durch Lichtdruck und der auf lithographischem Wege hergestellten Schriftstücke umfaßte die Kanzleiarbeit schließlich 394 Pläne und Schriftstücke.

Das Gewicht der Eisenkonstruktion der Brücke ward zwischen 15000 bis 16000 Meterzentner veranschlagt. Die Vernietungen, die in den vier Wochen Montierungszeit durchzuführen waren, umfaßten 480000 Stück Nieten. Die Joche bestanden aus zusammen 880 Stück Piloten. Der Brückenbelag maß 2520 Quadratmeter, die Maurerarbeiten werden 1300 Kubikmeter, die Erdarbeiten wenigstens 50000 Kubikmeter betragen haben.

Es wurden approximativ für den Bau der Brücke bis zu ihrer Vollendung, inklusive der vierzehn Tage, die das Detailprojekt in Anspruch nahm, 3 Monate 11 Tage festgesetzt; für jeden Tag Versäumnis nach dieser Zeit waren Pönalien vereinbart. Approximativ wurde berechnet, daß der Brückenbau, alles in allem, sich auf 900000 Gulden stellen werde.

Während die Brückenjocharbeiten im besten Gange waren, traten ganz abnorme Witterungs- und Wasserverhältnisse ein, die Dammbrüche und Ueberflutungen auf beiden Ufern in einer seit Menschengedenken nicht vorgekommenen Weise erzeugten, so daß die ganze Gegend wie ein großer See aussah. Nur mit ungeheurer Kraftanstrengung gelang es, die Dampfhoyer und die kolossalen Holzvorräte zu bergen. Ueber die dadurch erzeugten traurigen Bauzustände verlor der Bauleiter förmlich den Kopf und trug beim Reichskriegsministerium an, den Bau überhaupt bis zur besseren

Jahreszeit zu verschieben, dann aber sofort die gemauerten Pfeiler aufzubauen und die hölzernen Pilotenjoche ganz aufzugeben.

Auf diesen Antrag ging das Reichskriegsministerium nicht ein, und infolgedessen ersuchte der Bauleiter, Oberingenieur Wabitsch, um Enthebung von seiner Stelle. Dies veranlaßte das Reichskriegsministerium von einer Zivilbauleitung ganz abzusehen und eine Militärbauleitung aufzustellen; zum Leiter derselben wurde der willens- und tatkräftige, kenntnisreiche damalige Major des Geniestabes Otto Beck Edler von Nordenau bestimmt und ihm der nicht minder tüchtige Geniehauptmann Albin Juda zugeteilt. Gelang es auch diesen beiden Männern, in Kürze die etwas zerzausten Verhältnisse in der Bauleitung in Ordnung und die Arbeiten bei den Jochen durch eine zweckentsprechende Abänderung wieder in Gang zu bringen, so konnten sie doch die noch zweimal eingetretenen ungünstigen Wasserverhältnisse nicht ganz besiegen.

Der Bau mußte deshalb noch zweimal sistiert werden, wodurch die anfänglich auf 3 Monate 11 Tage bemessene Bauzeit sich inklusive der Sistierungszeiten auf neun Monate ausdehnte. Am 5. Juli 1879 wurde die Eisenbahnbrücke samt Zubehör dem öffentlichen Verkehr übergeben. Der Bau der Brücke kostete der oben erwähnten Umstände wegen bedeutend mehr, als ursprünglich veranschlagt war: statt 900000 Gulden 1145011 Gulden ö. W.

Ich kann leider mit dem Diktieren der Broder Eisenbahnbrückenbauperiode ebensowenig fertig werden, als ich mit ihr in Wirklichkeit fertig wurde. Denn im Jahre 1882 mußte ich als Generalgenieinspektor noch zweimal einer Kommission vorsitzen, die über das Projekt der Permanierung der Brücke, d. h. über den gemauerten Pfeileraufbau und in der zweiten Kommission über die Vergebung des Baues, zu beraten hatte.

Die überraschende Forderung der Königlich Ungarischen Regierung bei Gelegenheit dieses Baues, die Brücke um 1,75 m zu heben, setzte das Reichskriegsministerium, die mittlerweile aufgestellte Militärbauleitung, wie nicht minder die Offerenten für den Bau in ziemliche Verlegenheit, die dadurch am besten gekennzeichnet ist, daß ein Offert die Hebung stillschweigend umging und die fünf anderen jedes eine andere Art von Hebung proponierte. Um meine Beschreibung nicht ins Endlose zu ziehen, bemerke ich nur noch, daß zum Militärbauleiter der Major des Geniestabes Friedrich Pickel gewählt und ihm der ausgezeichnete Hauptmann des Geniestabes Moritz Bock zugeteilt wurde. Der eigentliche Bau der Pfeiler begann im August 1882, dauerte zwei volle Jahre und kostete

667 267 Gulden ö. W., womit die Gesamtausgabe für die Broder Eisenbahnbrücke 1 812 279 Gulden ö. W. betrug. Wer sich von Fachmännern für diesen in seiner Art ganz eigentümlichen Eisenbahnbrückenbau interessieren sollte, den weise ich auf die darüber in den „Mitteilungen des k. u. k. Technischen und Administrativen Militärkomitees" in den Jahren 1880 und 1885 erschienenen detaillierten Beschreibungen des fraglichen Brückenbaus.

*

Die Arbeiten, die der II. (Genie-) Sektion und der IV. (Technologischen) Sektion zugewiesen werden konnten, waren mir als Genieoffizier meist nicht mehr fremd, deren Erledigung bot daher keine besonderen Schwierigkeiten. Anders verhielt es sich mit jenen Arbeiten, die der I. (Artillerie-) Sektion und der III. (Intendanz-) Sektion zufallen konnten. Für die Erledigung dieser Arbeiten fehlte mir wenigstens bei Beginn meiner Stellung das fachmännische Wissen und damit auch die gründliche Beurteilung vorkommender Fragen und Aufträge.

Ich muß hierbei die liebenswürdige und gleichzeitig instruktive Zuvorkommenheit, mit der mir von den Chefs der I. und III. Sektion und all ihren Offizieren entgegengekommen wurde, besonders hervorheben. Ihnen habe ich es zu danken, daß ich mich verhältnismäßig schnell in die Arbeiten dieser zwei Sektionen hineinfand. Besonders instruktiv in artilleristischer Beziehung wurden für mich die vielfachen Versuche auf dem Artillerieschießübungsplatze in Felixdorf, denen ich, so oft ich konnte, beiwohnte.

Und da ich jetzt in Felixdorf bin, will ich noch einer Erscheinung von dort erwähnen. Es war keine hehre, von Licht umflossene Gestalt aus Himmelshöhen, aber eine, die von Schießübenden und Zusehern stets gleich sehnsuchtsvoll erwartet war. Es hieß dann: „Das Schießwaberl (auch Heideröschen-Pepi genannt) kommt!" Neben ihrem Hund war sie selbst eingespannt und zog ein kleines Handwägelchen, nicht süße Früchte aus dem Paradies, aber einen Kessel mit Krennwürsteln, ein Körbchen mit Safaladi- und Knackwürsten und eine Unzahl verschiedener Töpfchen mit Erdäpfelschmarrn und Gulyas. Kein Blitz und Knall aus den Geschützen, kein Donner und Blitz vom Himmel, kein Regen noch Wolkenbruch hinderten das alte Mütterchen, seine Pflicht zu erfüllen und rechtzeitig zu erscheinen. Es kannte alle durch Projektile gefährdeten Stellen des Uebungsplatzes und fand immer einen Weg durch diese, um zu uns zu gelangen. Ich stand bei ihr als regelmäßiger und rüstiger Frühstücker in hoher Gnade und habe es wahrscheinlich dieser zu verdanken, daß sie mir ein besonders schönes, mit einem Gedicht beschriebenes Töpfchen

weihte. Ob das Gedicht von ihr war, habe ich nie erfahren; hingegen erfuhr ich, daß die uns gelieferten Leckerbissen ihr nach und nach ein ganzes Häuschen eintrugen.

Das arme, alte, allgemein beliebte Mütterchen lebt nicht mehr und dürfte wahrscheinlich unter keinem würdigen Grabmonument vermodern; deshalb setze ich ihr dieses, in süßer Erinnerung an ihre Leckerbissen. Amen!

Die Zeit, während der ich dem Komitee vorstand, war eine äußerst interessante. Die Fortschritte in den Feuerwaffen, deren erhöhter ballistischer Wert, die sich in den größeren Schußdistanzen ebensosehr als in der größeren Perkussionskraft und sonach in größerer Zerstörung am Ziele, bei den Wurfgeschützen in der größeren Biegsamkeit der Flugbahn kennzeichneten, veranlaßten die Fortifikateure, an Gegenmittel zu denken, um den immer mehr zunehmenden zerstörenden Wirkungen von Gewehren, Flachbahn- und Wurfgeschützen zu begegnen. Selbst sehr gutes Mauerwerk leistete dem direkten, ja sogar dem indirekten Schusse keinen genügenden Widerstand mehr. Man perhorreszierte daher ungedecktes Mauerwerk vollständig und verlangte, daß Erdvorlagen dasselbe mindestens unter 1 : 6, besser bis unter 1 : 4 decken sollte. Die Durchführung dieses Grundsatzes allein führte schon zu erheblichen Veränderungen in fortifikatorischen Anlagen.

Die erhöhte Präzision der Geschütze, Schrapnell- und Wurffeuer ließen befürchten, daß die Bedienungsmannschaft in selbst gut traversierten, offenen Geschützständen es nicht lange werde aushalten können.

Das brachte auf die Idee, wenigstens einen Teil der Wallgeschütze in gedeckten Räumen (Hohltraversen) unterzubringen, wie dies tatsächlich auch oft geschah. Aber auch diese Hohltraversen waren ohne und selbst mit Erdvorlagen leicht zerstörbar und zeigten dem Feinde stets große Schartenöffnungen. Selbst Eisen, als Deckung vor vertikalen Mauern, Eisenpanzerschilde mit möglichst kleinen Schartenöffnungen, vor den Geschützen aufgestellt, erwiesen sich nicht als zweckmäßig und widerstandsfähig genug. Wurden doch schon meterdicke Eisenpanzerplatten durch Grusonsche und Kruppsche Stahlgeschosse durchbohrt! Es war der weltberühmten Firma des Herrn Alfred Krupp senior vorbehalten, aller dieser Uebelstände durch sinnreiche Eisenpanzerkonstruktionen Herr zu werden und die schweren Verteidigungsgeschütze so weit zu sichern, daß deren Zerstörung beinahe nur durch Rohrtreffer bewirkt werden konnte; Krupp erfand für diesen Zweck sehr verschiedene Typen in Form von ganz und

halb gedeckten Panzerungen, deren vollendetste Form in den Panzerturmkonstruktionen Ausdruck fand. Aber bei allen diesen erschienen ihm die Schartenöffnungen, so minimal dieselben auch gegen früher schon geworden waren, und die Möglichkeit von Rohrtreffern auf das durch jene Oeffnungen weit hervorragende Rohr noch immer zu groß. Das brachte den genialen Mann auf folgenden theoretisch idealen Gedanken. Er umgab den äußersten Teil des Geschützrohres mit einer Gußstahlkugel, bettete diese in die schußsichere Panzerwand ein und konstruierte hierzu eine Lafette, deren Drehpunkt im Mittelpunkte der erwähnten Gußstahlkugel lag. Gegen Feindesseite war sonach nur die Mündung des Rohres zu sehen und treffbar. Aber auch dies sollte noch auf die Zeit des Abfeuerns dadurch beschränkt werden, daß sich ein großer Eisenblock automatisch nach dem Abfeuern von unten herauf bewegte und vor die Mündung des Rohres legte. Praktiker glaubten an die Verwertung dieser Konstruktion nicht recht, aber Krupp war nicht der Mann, der sich so leicht abschrecken ließ. Er erbaute einen solchen Panzerstand samt Zubehör und schickte sich an, denselben vor einer großen Versammlung geladener internationaler Gäste zu erproben. Diese Gäste waren Vertreter aller europäischen und überseeischen Großmächte, welche mit Krupp durch Lieferungen von Geschützen in Verbindung standen; Oesterreich sandte zu diesen Versuchen drei Vertreter: mich, den Major des Geniestabes Gustav Graf Geldern-Egmond zu Arçen und den Hauptmann des Artilleriestabes Edmund Beschi.

Die Versuche auf diesem Panzerstand wie auch andere Versuche fanden im Jahre 1877 im November statt. Zuerst wurde *aus* dem Panzerstand, dann *auf* denselben aus schweren Geschützen geschossen.

Beim ersten Schießen erwiesen sich alle Vorrichtungen als gut. Beim zweiten Schießen, bei dem sich mehrere der geladenen Gäste in dem zu beschießenden Panzerstand befanden, traf ein Schuß in dem Augenblick, als der eiserne Vorklotz sich unten befand, das Rohr, wodurch dieses abbrach und der rückwärtige Teil des Rohres samt Lafette umfiel, glücklicherweise ohne jemanden der innen Stehenden zu beschädigen. Der Aufenthalt in dem beschossenen Panzer war weder durch das Auftreffen der Geschosse auf die Stirnpanzerwand, noch durch Rauchentwicklung lästig. Der sich automatisch bewegende Eisenklotz erhielt ebenfalls einen Treffer und verklemmte sich. Die theoretisch ideale Konstruktion bewährte sich also in der Praxis nicht, und da konstruktive Verbesserungen schwer gemacht werden konnten, ließ man diesen Panzerstand ganz fallen; er wurde nirgends angewendet.

Es ist wohl selbstverständlich, daß den Fremden das kolossale Fabriketablissement von Krupp in allen Details gezeigt wurde. Es besitzt ein förmliches Arsenal, aus dem man die Geschichte der Kruppschen Geschütze ersehen kann. Erstaunt blieb ich vor einem Geschosse stehen, das mich an Größe überragte. Es war ein $4^1/_2$ Kaliber langes Spitzgeschoß für ein projektiertes 46 cm-Geschütz, maß daher 207 cm und war damit länger, als Kaiser Wilhelm groß war.

Geradezu fürstlich war es, wie Herr Krupp seine internationalen Gäste bewirtete! Was es an kalten und warmen Leckerbissen gab, wurde — sei es zum Frühstück oder Mittagessen — aufgetischt und zu beiden Champagner in überreichlicher Weise kredenzt. Gewiß fielen mehr Champagnerkorkschüsse als solche aus Kanonen; wie sich die gegenseitigen Kosten stellten, weiß ich nicht, da mir ein vergleichender Maßstab fehlt! Den Schluß dieser Schießversuchsfeiertage bildete eine glänzende Soiree, die uns Herr Alfred Krupp in seiner Villa gab.

Herr Alfred Krupp hatte sich für die Erzeugnisse seiner großartigen, weltberühmten Firma mit einem Stabe von ausgezeichneten Eisentechnikern umgeben; wahre Koryphäen in ihrem Fache, die in der Lage waren, die schwersten Probleme, die in der Eisentechnik vorkommen konnten, zu lösen. Insbesondere waren die Kruppschen Kanonen und Lafetten (und sind es noch heute) weltberühmt. Keine sonstige Firma konnte erfolgreich mit Krupp konkurrieren.

Es würde mich viel zu weit führen, wollte ich all der verschiedenen Panzerkonstruktionen und deren steter Verbesserungen gedenken, die von den verschiedenen Firmen da und dort erfunden, gezeichnet und ausgeführt wurden. Ohne bildliche Darstellung würde auch eine noch so gute Beschreibung dieser Konstruktionen nicht hinreichen, um sie dem Leser zu versinnlichen. Außer der Firma Alfred Krupp in Essen beteiligten sich an den Eisenpanzerkonstruktionen die große Firma F. Schneider in Creuzot, Frankreich, Gruson in Buckau bei Magdeburg, die Witkowitzer Bergbau- und Eisenhütten-Gewerkschaft und die Skodawerke in Pilsen. Die Grusonsche Firma lieferte insbesondere vorzügliche Hartguß- und Stahlgeschosse. Frankreich bezog sein ganzes Geschütz- und Panzermaterial von F. Schneider in Creuzot.

Ein besonderer Fortschritt war, schon zur Zeit, als ich Komiteepräsident war und später noch mehr, in den Wurfgeschützen (Mörser, Haubitzen) und in den Panzertürmen zu verzeichnen, in denen sie eingelagert waren. Bei den Versuchen mit Mörsern und Haubitzen wurden so schöne Trefferbilder erhalten, daß man diesen Geschützen

für die Verteidigung den Vorzug vor den Flachbahngeschützen gab, diese sogar nach meiner Ansicht über das zulässige Maß fallen ließ.

Sehr sinnreich erschienen mir immer die vertikal und nahezu automatisch sich hebenden und senkenden eisernen Türme für kleinkalibrige Schnellfeuerkanonen. Die Decke dieser Türme war nahezu eben; und waren die Türme versenkt, so war die Decke gar nicht sichtbar und bildete mit der Brustwehrkrone oder dem Glacis eine Ebene. Wollte man Schüsse abgeben, so hob sich der Turm, gab die Schüsse ab und versenkte sich wieder. Es war diese Turmkonstruktion beinahe unverwundbar und konnte leicht bis zu den entscheidendsten Momenten der Verteidigung aufgehoben werden. Die enorm großen Kosten der Eisenpanzerkonstruktionen setzten der Anwendung derselben einen starken Dämpfer auf, besonders in Oesterreich. Aber immerhin wurden sie auch bei uns angewendet.

Während man der Deckung der Verteidigungsgeschütze allseits die größte Aufmerksamkeit widmete, kam man für den Angriff zu der mir immer sonderbar erschienenen Anschauung, daß man für diesen auf Deckungen, wie sie bisher ein systematischer Belagerungsangriff involvierte, verzichten könne, ein Sappe- und Minenangriff nicht mehr nötig sei, um auch der stärksten Befestigung durch einen gewaltsamen Angriff, sei es im vollsten Sinne des Wortes oder in einem abgekürzten Verfahren, Herr zu werden. Um diese letztere Ansicht allseits zu veranschaulichen, übte man Sturm- und abgekürzte Angriffe da und dort, sogar auf ganz permanente Werke; und diese Friedensmanöver wurden so exakt durchgeführt, daß die angegriffenen Werke immer erobert wurden, weil ja von ihnen aus nicht scharf gefeuert wurde. Diese Ansichten erlitten durch die letzte Belagerung der Festung Port Arthur ein geradezu vernichtendes Urteil. Deckungs-, Sappe- und Minenarbeiten jeder Art kamen von seiten des Angreifers, ja sogar von seiten des Verteidigers bei dieser Belagerung in größerem Maße vor, als bei einem alten Angriffe nach Vauban. Ich bin heute noch stolz darauf, daß ich die Ansicht, in Zukunft werde man von Deckungs-, Sappe- und Minenarbeiten absehen können, immer bekämpfte.

Wenngleich in den Eisenpanzerkonstruktionen und auch in ihrem Eisenmaterial ein steter Fortschritt zu verzeichnen war und, glaube ich, noch ist, so hatten sie doch in den Teilen, auf welche die Geschosse senkrecht und daher mit voller Kraft auftreffen konnten, einen wunden Punkt. In den Eisenstärken und bei Türmen in deren Abbiegungen war man so weit gegangen als möglich, aber gute

Treffer waren doch imstande, diese Teile zu zerstören. Das brachte mich und vielleicht gleichzeitig auch andere auf die Idee, daß man konstruktiv die Widerstandsfähigkeit von Deckungen für die Geschütze erheblich dadurch vergrößern könnte, wenn man zu so schiefgestellten Deckungsebenen greife, daß infolgedessen das auftreffende Geschoß durch die ogival geformte Spitze zum Abgleiten gezwungen würde. Es wurden nach diesem Grundsatz eiserne Minimalschartenkonstruktionen konstruiert, ausgeführt und eingehenden Versuchen unterzogen. Sie erwiesen sich so widerstandsfähig, daß man diese Konstruktionen auch aus hartem Gestein und sehr gutem Betonmauerwerk herstellte und Versuchen unterzog, die allerdings sich bis ins Jahr 1885 hinzogen. Auch diese bewiesen eine Widerstandskraft, die ihre Anwendung prinzipiell für gewisse Fälle zulässig erscheinen ließ. Man kann diese Konstruktionen als echt österreichisch bezeichnen, denn sie wurden bei uns erfunden und ausprobiert.

Ich habe im vorhergehenden nur das erzählt, was mich während der vier Jahre, die ich dem Komitee als Präsident vorstand, aus eigener Initiative oder über Befehl persönlich und speziell beschäftigte. Es würde viel zu weit führen, wollte ich all der Geschäfte gedenken, die in den vier Sektionen unter meiner Kontrolle auszuarbeiten waren. Sie umfaßten ja alles auf dem Gebiete des Artillerie-, des Geniewesens, der Intendanz, der Technologie, der lithographischen und photographischen Anstalt, der Bibliothek, der Archive und der Veröffentlichung von Arbeiten, Versuchen, literarischen Erscheinungen u. s. w. in den Komiteemitteilungen.

Einen besonderen Zuwachs an Geschäften erhielt das Komitee vor dem Kriegsjahre 1878, wie vor jedem der früheren Kriegsjahre, durch die Erfinder, die mit zahllosen Vorschlägen an das Komitee direkt oder im Wege des Reichskriegsministeriums herantraten.

Unter diesen Erfindern gab es gar sonderbare Käuze. Meistens erfanden sie irgend etwas, was absolut nicht in den Rahmen ihres Berufes paßte. Kam zum Beispiel ein Apotheker, von dem man allenfalls eine neue heilbringende Salbe oder ein noch nicht gekanntes vernichtendes Gift hätte erwarten dürfen, so kam er gewiß eher mit der Erfindung eines durch die Lüfte sausenden lenkbaren Luftschiffes. Ein Gerichtsherr, dem man vielleicht die Erfindung einer neuen Guillotine zumuten hätte können, kam mit einer Kanone, deren Kugeln einen Gestank verbreiteten, der mindestens alle Feinde davontrieb, wenn nicht vernichtete. Ein Ungar war wütend, daß man seine Signalraketen perhorreszierte, und als wir ihm bewiesen, daß man dieselben in gewisser Größe, Farbe und Distanz überhaupt

nicht sehen könne, packte er seine Raketen zusammen, sah uns wütend an und schritt zur Türe, zurückrufend: „Hier ist nichts zu machen, ich gehe nach England.“ Ich konnte ihm nur noch zurufen: „Glückliche Reise! Im nebligen England wird man Ihre Raketen überhaupt nicht sehen!“ Ein Tiroler Bäuerle kam jedes Jahr mit einem neuen Geschütz, das letztemal sogar mit einem neuen in Blech ausgeführten Modell. Aber mit was für einem! Dennoch war jeder der Erfinder überzeugt, daß, wenn man ihm folge, der Feldzug von Anfang an beendet sei.

Abgesehen von meiner persönlichen Tätigkeit, die ich soeben schilderte und die teils bis zum Beginn der Okkupation von Bosnien und der Herzegovina und, der Zeit nach, sogar darüber hinaus sich erstreckte, war die zweite Hälfte des Jahres 1878 von ganz besonderem Interesse für mich als Militär und als Vater, letzteres weil mein älterer Sohn Hans auf sein eigenes Verlangen als Reserveoffizier einberufen und als Ordonnanzoffizier der 1. Gebirgsbrigade, die unter dem Kommando des Obersten Karl Polz Edler von Ruttersheim stand, zugeteilt worden war.

Mein Sohn Hans hatte auf der Universität in Innsbruck die juridischen Studien und zugleich sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr beim 15. Jägerbataillon beendet, die Offiziersprüfung abgelegt und am 24. Dezember 1875 seine Ernennung zum Reserveoffizier erhalten.

Die Niederlagen des Jahres 1866 hatten auf viele junge Leute dahin zurückgewirkt, daß sie die Karriere im Zivilstaatsdienst der militärischen vorzogen. Das war leider, wie ich jetzt sagen muß und darf, auch bei meinem Sohne der Fall, in dem eine gute Dosis des unserer Familie innewohnenden Militärblutes steckte.

Wenngleich ich und meine Frau es billigten, daß sich Hans um die erwähnte Zuteilung bewarb, so erfüllte uns doch der Gedanke, daß ihm bei diesem Feldzuge etwas Menschliches begegnen könnte, mit banger Sorge. Es war daher nur natürlich, daß wir schon deshalb dem Feldzuge das größte Interesse entgegenbrachten. Das 13. Korps, das sich schon an der Grenze von Bosnien versammelt hatte, war unter Kommando des Feldzeugmeisters Joseph Freiherr Philippović von Philippsberg gestellt, und dieser erwartete nur den Befehl von oben zum Einmarsche. Die Nachrichten, die der Korpskommandant von den Zuständen in Bosnien erhielt, waren nicht dazu geeignet, zu glauben, daß es sich in diesem Lande nur um einen militärischen Spaziergang nach Sarajevo handle. Der einflußreiche Hadschi Loja wußte die Bevölkerung aufzuwühlen und

zum Widerstande gegen die einmarschierenden Truppen aufzufordern. In Banjaluka predigte Lojas Bruder Josef dasselbe.

Das 13. Korps umfaßte drei Infanterietruppendivisionen mit sechs Gebirgs-, zwei Infanteriebrigaden, ein Batteriedivisionskommando, eine Korpsreserve, gebildet aus der 13. Kavalleriebrigade, weiteren Batteriedivisionskommanden u. s. w. u. s. w.

Für die Okkupation der Herzegovina war unter Kommando des Feldmarschalleutnants Stephan Freiherr von Jovanović die 18. Infanterietruppendivision mit drei Gebirgsbrigaden und allem sonstigen Zubehör bestimmt.

Endlich kam der Befehl an Feldzeugmeister Freiherr von Philippović, am 29. Juli den Vormarsch zu beginnen und die Save an vier Punkten zu überschreiten, und zwar bei Brod, Gradiska, Kostajnica und bei Śamac.

Ohne nun in das Nähere des Vormarsches und dessen, was sich dabei ereignete, einzugehen, erwähne ich nur, daß sich der vermeintliche militärische Spaziergang sehr blutig gestaltete und bis zur Okkupation des Landes Bosnien und der Herzegovina sehr lange dauerte. Der Widerstand nahm solche Dimensionen an, daß die Kriegsverwaltung es für nötig erachtete, gegen August weitere Truppen zu mobilisieren und gegen die Okkupationsländer zu dirigieren und zwar: die 1., 4. und 36. Infanterietruppendivision zu je zwei Brigaden samt Zubehör.

Zur Illustrierung des früher Gesagten erwähne ich noch, daß vom 3. August bis zum 7. Oktober 56 kleinere und größere Gefechte stattfanden, bei denen die dabei verwendeten Truppen an Toten und Verwundeten 150 Offiziere und 4650 Mann und darunter an Vermißten 3 Offiziere und 265 Mann aufzuweisen hatten. Am 6. Oktober war die Okkupation im großen Ganzen vollzogen und damit der Hauptbrand in den zwei fraglichen Provinzen unterdrückt, nicht aber vollends gelöscht. Unter der Asche zeigten sich noch ab und zu Feuerscheine und zwar in Gestalt von Auflehnungen, Ueberfällen und Räuberbanden.

Nun hieß es, an die Kulturarbeit in diesen im höchsten Grade vernachlässigten Ländern zu schreiten.

Wie das bei okkupierten oder eroberten Ländern meistens der Fall ist, war es das Militär, dem die ersten Kulturarbeiten zufielen. Jedermann, der die Verhältnisse in der Herzegovina und Bosnien gleich nach der Okkupation wahrnehmen konnte, wird unserer Armee und ihren Führern zuerkennen müssen, daß sie diese Kulturarbeit mit Verständnis, Geschick und Ausdauer durchführten, so daß binnen

verhältnismäßig kurzer Zeit darin bemerkenswerte Fortschritte zu verzeichnen waren. Wer aber jetzt die Länder bereist, wird der österreichischen Regierung das Zeugnis kaum versagen können, daß sie in den dreißig Jahren, die seit dem Einmarsch ihrer Truppen in jene Länder verflossen sind, eine Kulturarbeit leistete, die geradezu bewunderungswürdig ist.

Da ich diesen Feldzug nicht, wohl aber die letzten Ausläufer der Insurrektion von 1881 auf 1882 mitmachte, deren ich späterhin erwähnen werde, so unterlasse ich es, vom ersteren weiteres zu erzählen.

Mit großer Befriedigung wurde mir vom Oberst-Brigadier Polz über meinen Sohn berichtet, daß er sich nicht nur sehr tapfer benommen, sondern auch bei jeder Gelegenheit eine große Ruhe in allen Situationen bewahrt und gezeigt und sich dienstlich überhaupt sehr gut habe verwenden lassen. Eine besondere Freude machte es mir, daß er mit Allerhöchster Entschließung vom 22. Oktober das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration erhielt, dem später die Kriegsmedaille zugefügt wurde. Leider befiel ihn am Ende des Feldzugs der Typhus, was uns große Sorge machte, den er aber glücklich und ohne nachteilige Folgen überstand.

*

Das folgende Jahr 1879 brachte mir große Freuden, Auszeichnungen und Ehrungen, aber auch so viel unerwartetes und tiefes Leid, daß dessen Spuren sich unauslöschlich bis zu meinem letzten Herzschlage fortziehen werden.

Aufträge, welche dem Präsidenten des Komitees eine spezielle Arbeit zuwiesen, erhielt ich keine; um so mehr erflossen solche, die in den Sektionen zu bearbeiten waren, und deshalb war es gut, daß das Komitee seinen vollen Stand an Offizieren, den es im Kriegsjahre 1878 teilweise eingebüßt hatte, wieder erhielt.

Interessantes, wie immer, boten die vielen Versuche, welche nahezu ohne Unterlaß am Steinfelde bei Felixdorf durchgeführt wurden. Es ist selbstverständlich, daß ich ihnen auch in diesem Jahre so häufig wie möglich beiwohnte.

Nicht lange nach Eintritt des Jahres 1879 kamen Briefe von meiner älteren Schwester, Meta von Tscharner, an mich an, die mir mitteilten, daß ihr Mann, mein Schwager, zu kränkeln anfange, was ihr nicht unbedenklich erscheine, weil auch eine tiefe Gemütsdepression damit verbunden sei. Die Doktoren sandten meinen Schwager nach Baden bei Zürich und hofften, daß er daselbst seine Gesundheit wiedererlangen werde. Dem war aber nicht so; statt gesund zu werden, wurde er immer kränker, bis er am 1. April 1879 im

Beisein des größeren Teiles seiner Familie verschied. Sein Hingang war aber nicht unter gewöhnlichen Umständen erfolgt und mit Begleiterscheinungen verknüpft, die nicht nur die Frau und die fünf Söhne in tiefe Trauer setzten, sondern auch in eine ganz ungewöhnliche finanzielle Krisis brachten, über welche die Familie um so mehr erstaunt war, als sie keine Ahnung von dem Herannahen derselben hatte.

Man hielt meinen Schwager für sehr wohlhabend. Man wußte, daß er nebst ziemlich ausgebreitetem Grundbesitz, darunter sehr vielen Weingärten, auch Wertpapiere mancher Art besitze. Im Hause empfing man den Eindruck von Ueberfluß und äußerst solider Haushaltung, denn der vorzügliche Mann ließ es Frau und Kindern an nichts, sich selbst an allem fehlen.

Ungünstige Weinjahre und einige unglückliche Spekulationen, denen Geldaufnahmen, gegebene und erhaltene Bürgschaften folgten, scheinen auf die unglücklichen Finanzverhältnisse, die sich bei der Hinterlassenschaft zeigten, zurückgewirkt zu haben. Er teilte dies aber niemandem in der Familie mit, ließ dieser nach wie vor alles zukommen und meinte nur zeitweise und gegen seine letzte Zeit öfters, es gehe nicht mehr, ohne sich des näheren darüber zu erklären, was er darunter verstand.

Ich erhielt infolge dieser Umstände und weil meine Schwester wußte, daß ich in finanziellen Dingen ein guter Ratgeber sein würde, die dringende Bitte, nach Chur zu kommen und ihr und ihrer Familie mit Rat und Tat beizustehen. Leider konnte ich dieser Bitte nicht sofort nachkommen. Ich wollte vor dem Maiavancement, in dem ich hoffen durfte, Feldmarschalleutnant zu werden, nicht um Urlaub einkommen.

Das erhoffte Avancement traf ein. Ich wurde, was mir in meinem geschilderten Leide viele Freude verursachte, mit Allerhöchstem Entscheid vom 1. Mai zum Feldmarschalleutnant mit Belassung in meiner Anstellung ernannt. Noch war ich nicht entschlossen, wann ich Urlaub erbitten werde, als eine zweite Nachricht von Chur einlangte, die mich bezüglich des Urlaubes zur größten Eile antrieb. Der älteste, äußerst brave und gediegene Sohn Wolfgang meiner jüngeren Schwester Berta, seit 17. Oktober 1873 Witwe mit drei unmündigen Kindern, war in Erziehung in der Stadt Bern und erkrankte daselbst an Scharlach. Meine Schwester entschloß sich sofort, nach Bern zu reisen. Meine Tochter Klara, die seit längerer Zeit bei ihr war, fühlte sich ungeschickterweise verpflichtet, meine Schwester nach Bern zu begleiten, um mit dieser die Pflege des Kranken zu teilen. Weder die mündlichen Vorstellungen meiner

älteren Schwester Meta, noch ein Telegramm von mir hielten sie von dieser Begleitung, die sie als Pflicht ansah, ab. Die Pflege dauerte nicht lange. Der junge Wolfgang starb bald nach der Ankunft meiner Schwester und meiner Tochter.

Die Leiche des Verstorbenen wurde nach dem Schlosse Ortenstein gebracht und von da aus in dem äußerst romantisch gelegenen, von meinem Schwager schön hergerichteten Familienfriedhofe im Bade Rothenbrunnen, unter dem Schlosse Ortenstein gelegen, zur ewigen Ruhe gebettet.

Die beiden Damen wohnten der Bestattung noch bei, scheinen aber schon unwohl von Bern angekommen zu sein und mußten sich in Chur, wohin sie nach dem Leichenbegängnisse fuhren, im alten Gebäu (ihrem Wohnsitze) sofort mit starkem Fieber ins Bett legen, wobei meine Klara die zwei Zimmer links, meine Schwester Berta die zwei Zimmer rechts vom Saale in Besitz nahm. Beide hatten den Scharlach im hohen Grade.

Nun hielt mich nichts ab, den Urlaub, den ich bereits erhalten hatte, anzutreten. Ich trat meine Reise nach Chur am 19. Mai an. Nach Rücksprache mit den Doktoren entschloß ich mich, vorläufig bei meiner älteren Schwester Meta abzusteigen, um daselbst ihre finanzielle Lage zu studieren und sie womöglich zu ordnen.

Da meine Schwester ihre fünf Söhne bei sich hatte, war es selbstverständlich, daß ich die Scharlachkranken nicht besuchte und mich auf schriftlichen Verkehr mit ihnen beschränkte. Ich konnte mich damit einstweilen zufriedenstellen, weil die Nachrichten über die zwei kranken Damen günstig lauteten. Während ich mit der Ordnung der finanziellen Angelegenheiten noch nicht ganz fertig war, trat aber gegen den 8. Juni eine derartige Verschlimmerung bei meiner Tochter Klara ein, daß ich es für meine Pflicht hielt, vorläufig von meiner älteren Schwester weg und in mein altes Gebäude zu den beiden kranken Damen zu ziehen. Was sich von da ab ereignete, schrieb ich in einem Briefe nach Wien, den ich auszugsweise wiedergebe, weil ich nach 28 Jahren zwar alles, was geschah, noch frisch im Gedächtnis habe und empfinde, es aber doch nicht so lebenswarm und unmittelbar auszudrücken vermöchte wie damals:

„Ich bin heute so müde und abgespannt ob all des Erlebten, daß ich kaum so früh als gewöhnlich aufstehen konnte. Ich kann mich so schwer in das Geschehene finden — so schwer das Kind missen, an das ich so viele Hoffnungen knüpfte! Wie ging doch alles so schnell, im Galopp — sterben, begraben —, es war ja keine Zeit, um sich zu fassen.

„Nun liegt sie ruhig da — die irdischen Sorgen plagen sie nicht mehr —, von hier hat sie nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten. Nicht mehr wird sie erfahren, wie alle Träume der Menschheit eitel sind, wie Täuschung sich über Täuschung häuft.

„Ich schildere Dir ihre letzten Stunden, ich glaube, ich habe Dir gesagt, daß ich in der Ahnung, daß ein proponiertes Bad eine entscheidende Wirkung machen werde, in der Nähe blieb.

„Ich wurde bald, nachdem sie im Bad war, gerufen und fand sie in einem der Agonie ähnlichen Zustande; sie sprang förmlich aus dem Bade auf mit dem Ausrufe: ‚Ich muß ersticken!‘ wurde im Gesichte fahl, Lippen blau, Augen matt, und nach Atem kämpfend.

„Dargereichte Medizinen ließen den Anfall vorübergehen, und kehrten Farben und Augenglanz wieder zurück. Nach dem Anfalle sagte sie: ‚Noch ein solcher, und Papa, du wirst sehen, ich werde sterben;‘ unwillkürlich dachte ich hierbei an ihr oft gesprochenes Wort: ‚Papa, jung sterben, denke ich mir, ist so schön.‘

„Rasch aus dem Bad gehoben, wurde sie mit warmen Leintüchern enge umwickelt und so in ein frisches, bereitgehaltenes Bett ins Nebenzimmer getragen. Auf ihre Bitte befreite man sie von der Umhüllung, und fühlte sie sich durch die freie Bewegung, die sie damit erhielt, förmlich neugeboren und sagte, mich mit ihren treuen Augen liebend ansehend: ‚Papa, jetzt geht's mir recht gut;‘ sie sah auch wirklich wie verjüngt aus, aber nicht auf lange.

„Ihr rasch abnehmendes gutes Aussehen und ihr Rasseln in der Brust deuteten auf einen neuen Anfall hin. So akut wie der frühere war er zwar nicht, aber er dauerte trotz schnell dargereichter Medizinen um so länger. Vom Sterben sprach sie nichts mehr; aber es kam auch kein Wort der Klage oder Ungeduld über ihre bleichen Lippen; sie war auffallend ruhig und ergeben.

„So kam der Abend und die Nacht heran und auf diese lange Nacht der Morgen — der Sensenmann war näher getreten, das wußte ich genau. Deshalb vermittelte die Pflegerin, eine Diakonissin, daß ein Domherr herbeigerufen werde, der Klara die Beichte abnehmen sollte. Klara, durch ihre Pflegerin auf das Kommen desselben aufmerksam gemacht, empfing ihn mit Würde und Ruhe und beichtete so warm und schön, daß der Domherr tief ergriffen wurde. Neben ihrem Bette kniend hielt ich ihre Hand fort in der meinen, und als meine Tränen ihre Hand benetzten, sah sie mich mit Augen an, deren Blick ich nie vergessen werde.

„Mittlerweile hatte man auch um Doktor Ernst von Zürich telegraphiert; er wurde von Klara sehr freundlich empfangen, helfen

konnte er nicht mehr, da sich die letzten Augenblicke rasch näherten; auf meine Frage, ob sie mich noch kenne, sagte sie allerdings ‚ja‘, aber dann fingen die Sinne an sich zu verwirren. Bevor sie ihren Geist aufgab, verließ mich meine Kraft und flüchtete ich mich in den Saal, aber nicht auf lange, denn der Tod Klaras trat bald darauf ein.

„Von all diesen traurigen Vorkommnissen wurde die in den Zimmern rechts vom Saale liegende, in der Rekonvaleszenz befindliche Schwester Berta informiert. Mit Recht konnte man befürchten, daß die in nächster Nähe sich abspielende Katastrophe bei meiner Schwester einen Rückschlag bewirken könnte; aber der Selbsterhaltungstrieb verhinderte glücklicherweise einen solchen.“

Bei diesem Todesfalle gab sich eine ungeheure, ja ganz ungewöhnliche Teilnahme bis in die untersten Schichten der Bevölkerung, ja bis zum Taglöhner herunter kund.

Unter den vielen, die sich um das Befinden von Klara erkundigten, muß ich des jungen Dr. jur. B. gedenken. Er kam meist selbst und empfing die Botschaft aus meinem Munde. Freude und Leid spiegelten sich bei besseren oder schlechteren Nachrichten sofort in seinem Gesichte ab; als ich ihm am Sterbetag meine Hoffnungslosigkeit aussprach, weinte er bitterlich. Auf die Nachricht vom Hinscheid von Klara, die wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilte, war Herr B. sofort da und bat mich inständigst, ich möchte ihm gestatten, die Verschiedene noch einmal zu sehen. Ich führte ihn in das Sterbezimmer. Klara lag, weiß wie eine Lilie, mit Blumen geschmückt da, in der Hand hatte sie ein Marmorkreuzchen mit Vergißmeinnicht umgeben, auf dem ‚Auf Wiedersehen‘ stand. Herr B. eilte zu der Toten, umfaßte ihre Hand und weinte so heftig, daß ich, der des Mitleids selbst bedurfte, ihm mein Mitleid vollauf zollen mußte. Aus Herrn B.s Verhalten konnte ich auf eine tiefe Neigung von ihm zu Klara schließen. Und aus Briefen von Klara, die ich später las, erfuhr ich, daß sie die Neigung erwiderte. Während wir Eltern bei berechnender Vernunft und zergliederndem Verstande wahrscheinlich gegen diese Heirat gewesen wären, hatte das feinfühlende Herz von Klara wohl vorempfunden, was in der Zukunft aus B. werden dürfte.

Ihr Vorempfinden hat sie nicht getäuscht, Herr B. wuchs nach und nach durch seine Kenntnisse, Arbeitslust und Tatkraft zu einer Größe heran, die man damals kaum vermuten konnte. Er bekleidete die höchsten Stellen im Staats- und Militärdienste und ist gegenwärtig eine der beliebtesten und geachtetsten Persönlichkeiten in Graubünden.

Die Gesellschaft, in der Klara lebte und mit der sie zusammenkam — Damen und Herren —, zeigten ein so tiefes Leid, daß ich mit Recht annehmen muß, daß man sie allgemein ebenso hochachtete als liebte.

Es war unter den Nächsten aber auch nur eine Stimme, daß Klara sich von Jahr zu Jahr fast unfaßlich zu ihrem Vorteil herangebildet hatte und gerade im letzten Jahre von einer Liebenswürdigkeit, einem gutmütigen Frohsinn, einer Milde und geistigen Reife gewesen sei, daß sie alles förmlich verehrte.

Und wahrlich, nach den Beweisen, die ich in Blumen, Worten — und Tränen empfangen, muß es wahr sein.

Die Anordnungen für die Beerdigung, die am 14. Juni 3 Uhr nachmittags in Rothenbrunnen sein sollte, nahmen mich sehr in Anspruch, und das war sehr gut.

Nach den getroffenen Anordnungen und über der Verstorbenen Wunsch und Bewilligung ihrer Tante (meiner Schwester Berta) fand die Bestattung Klaras in dem wunderbar romantisch gelegenen, der Familie Juvalta gehörenden Friedhofe in Rothenbrunnen, unterhalb des Schlosses Ortenstein gelegen, statt.

Nun ging die Beerdigung vor sich. Nach der Einsegnung hielt der Domherr mit wahrer Begeisterung die Grabrede — wirklich schön und rührend; er hatte das Mädchen während der Stunden des Todes kennen gelernt und tief ins Herz gefaßt; der Cäcilien-Gesangverein, dem Klara angehört hatte, sang sie ins Grab.

Schön ist der Ort, wo sie liegt, schön war's, wie wir sie in Blumen unter Gesang und herrlichem Sonnenschein hineinsenkten in ihre enge, stille Behausung. Ein Stück von mir legten sie mit hinein, das ist gewiß.

Und wenn ich nun an diese traurige vergangene Zeit und zugleich an die Gegenwart denke, so erfaßt mich ein unendlich trauriges Gefühl über den Wandel der menschlichen Gedanken, Pläne und Hoffnungen.

Mein Schwager Juvalta, ein hochbegabter, tatkräftiger und charakterfester Mann, kaufte erwähntes Schloß, das einst dem alten, reichen Geschlechte der Grafen von Travers angehörte. Er kaufte es, um für sich und seine Familie einen Erbsitz zu gründen, und nachdem er drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, erhalten, durfte er auch hoffen, daß das Schloß ein Erbsitz werde; aber dem wurde nicht so. Mein Schwager starb in jungen Jahren an der tückischen Tuberkulose. Sein erster Sohn Wolfgang folgte ihm, wie erwähnt, bald, sein zweiter Sohn Hanns in den besten Mannes-

jahren, und die seit vielen Jahren vermählte Tochter Meta blieb ohne Kinder.

Wer wird also diesen herrlichen Sitz erben? Jedenfalls nur weitläufige Verwandte. Muß einen ein solches Geschick nicht traurig stimmen?

In Graubünden herrscht die Meinung, es liege ein Fluch auf dem Schlosse, da alle, die es besaßen, zugrunde gingen. Tatsächlich traf das bei den letzten Besitzern, den Grafen von Travers, ein. Einer der letzten Grafen diente zu meiner Zeit als Offizier bei den Karl-Ulanen. Ein anderer Nachkomme aber war schon so verarmt, daß er im Garten des Schlosses — in dem es zu Zeiten seiner Großmutter (einer geborenen Baronin von Salis) noch hoch herging — als Gärtnergehilfe im Taglohn arbeitete.

Nachdem nach Klaras Hingang ihre Hinterlassenschaft geordnet, Andenken an die zahlreichen Freundinnen und Freunde verteilt waren, Berta in voller Rekonvaleszenz stand, siedelte ich wieder zu meiner älteren Schwester über, um mich da neuerdings in Ziffern und Tabellen zu vertiefen, um aus diesen zu ersehen, was vorerst zu machen sei, um Ungeordnetes zu ordnen.

Vor allem lernte ich aus den Ziffern, daß ich nicht unerheblich viel bares Geld benötige. Ich wandte mich zu diesem Zwecke an meinen Jugendfreund, den reichen Jacques von Planta-Reichenau. Ich werde es ihm in dankbarster Erinnerung nie vergessen, in welcher chevaleresken Art und mit wieviel er mir in dieser Angelegenheit half.

Sein unverzinsliches Darlehen, ohne Zeitbestimmung der Rückstellung, machte vorläufig die Erben meines Schwagers flott. Damit war nicht alles, aber doch so viel geschehen, daß der Boden gewonnen war, von dem aus die älteren Söhne durch Kenntnisse, Fleiß und gute Wirtschaft, wie schließlich durch finanziell gute Heiraten in vollständig geordnete Verhältnisse traten und in ihnen blieben.

Aber die geschilderten, so überraschend über meine Schwester hereingebrochenen Verhältnisse nagten an ihrer Gesundheit und waren gewiß daran schuld, daß die sonst so gesunde Frau kein sehr hohes Alter erreichte. Gläubig, fromm und ergeben, wie sie im Leben war, starb sie, von allen, die sie kannten, tief betrauert, am 19. Dezember 1900. Ich lebte mit ihr in vollster Eintracht und Liebe, und ihr Verlust schmerzte mich sehr.

Nachdem im alten Gebäu alles desinfiziert und gereinigt war, siedelte ich wieder dahin um und erhielt dort einen Brief meiner

Frau aus Graz, daß Baronin J., geborene Gräfin P., wie es sich nun erwiesen, ihr alle österreichischen Wertpapiere entwendet habe, wobei sie noch hinzufügte: „Aber nicht nur mir allein, sondern auch der und der," die sie alle mit Namen nannte.

Und weil das, wie es sich zutrug, eine zweite Spitzedergeschichte ist und die Kulturgeschichte des 1873er Krachs illustriert, so erzähle ich sie im folgenden. Doch vorher erwähne ich noch, daß ich auf den erwähnten Brief hin meiner Frau telegraphierte: „Deine Verluste vielleicht ersetzbar, unersetzlich aber der unserer Klara."

Baronin J. lebte in Graz, hatte einen sehr netten, aber etwas leichtlebigen Sohn, in den sie ganz verliebt war. Im Kreise der Grazer Damen war Baronin J. ausnahmslos hochgeachtet und geehrt und von den meisten als in jeder Beziehung mustergültig angesehen. Alles kannte die Schwäche der Mutter für ihren Sohn und bedauerte, daß sie nicht über genügende Mittel verfüge, um dessen vielfachen, nicht immer ganz soliden Bedürfnissen entsprechen zu können. Um sich diese Mittel für ihren Sohn zu verschaffen, wurde sie zur Verbrecherin. Sie wußte von mehreren wohlhabenden, einzeln dastehenden Damen, daß sie sich dermalen in eingeschränkten Revenueverhältnissen befinden. So wußte sie dies auch von meiner Frau, die durch den Entfall der Zinsen des Eschweiler Kohlenbergwerkvereins in derselben Lage war. Sie wußte auch sehr gut, daß Theo (meine Frau) mit mir ein finanzielles Abkommen abgeschlossen hatte. Eines Tages sagte sie meiner Frau ungefähr: „Liebe Theo, ich weiß, du bist derzeit gegenüber von früher in deinen Revenuen sehr eingeschränkt; ich wüßte ein Mittel, dieselben gefahrlos zu vergrößern; gib mir deine österreichischen Wertpapiere oder einen Teil derselben, ich werde für deren bessere Fruktifizierung sorgen." Meine Frau übergab ihr nach und nach alle österreichischen Wertpapiere, die bei den damaligen sehr niederen Kursen allerdings keinen sehr hohen Wert vertraten, nach heutigem Kurs aber mit 60000 bis 70000 Gulden zu bewerten wären. Baronin J. zahlte richtig zu den Couponsverfallterminen mehr aus, als die Coupons betrugen. Nun sollte aber meine Frau nach unseren Abmachungen die Coupons nicht einwechseln, sondern mir senden; das konnte sie nun nicht tun, da ich es aber verlangte, so forderte sie Baronin J. auf, ihr die Papiere zurückzuerstatten. Das konnte diese wieder nicht tun und meinte, sie solle sich um die Papiere keine Sorge machen, sie wären bei ihrem Verwandten, Grafen D., Präsidenten der ... Bank, sicher aufgehoben. Meine Frau erklärte der Baronin J., sie müsse die Papiere haben, und da Genannte wieder Ausflüchte machte und

die Papiere nicht brachte, so reiste meine Frau nach Wien zu Graf D., um denselben zu fragen, ob er von Baronin J. diese Wertpapiere empfangen habe.

Graf D. war über die Anfrage sehr erstaunt, versicherte meiner Frau, daß er nie Wertpapiere empfangen habe, und wenn er solche empfangen hätte, dafür nicht mehr Zinsen zu zahlen imstande gewesen wäre, als die Coupons wert sind.

Damit war der ganze Schwindel der Baronin J. aufgedeckt, sie hatte den früher erwähnten Grazer Damen, besonders alleinstehenden, die Papiere nicht nur entlockt, sondern sie wahrscheinlich veräußert und vom Ertrage selbst gelebt und den Sohn im Ueberfluß leben lassen.

Die Sache wurde einem Advokaten übergeben und durch dessen Vermittlung mit dem Grafen P. ein Vergleich abgeschlossen, durch den meine Frau in Barem einen kleinen Teil des Verlustes ersetzt erhielt. Die anderen Damen, bei denen sich die Verluste viel höher bezifferten, wollten einen Vergleich nicht eingehen und erhielten, soviel ich weiß, gar nichts.

Auf mein Anraten sahen meine Frau wenigstens und, ich glaube, infolgedessen auch die übrigen beschädigten Damen von einer weiteren gerichtlichen Verfolgung der Baronin J. ab, und so blieb, Gott sei Dank, diese ganze Geschichte unbeschrieben in den Zeitungen, machte aber in den besseren Grazer Kreisen genügend und noch lange nachher von sich reden.

Wenn man seine Biographie schreibt, sei es unter diesem oder jenem Titel, so ist man eigentlich verpflichtet, auch die Dummheiten zu erwähnen, die man im Leben gemacht hat. Alle kann man nicht beschreiben, denn sonst würde das Leben (im Buche) zu lang. Aber der Dummheit muß ich doch erwähnen, daß ich zur Deckung der großen Auslagen, welche die geschilderten Ereignisse und andere, die ich nicht beschreiben werde, zur Folge hatten, meine ziemlich wertvolle Bibliothek im alten Gebäu in Bausch und Bogen verkaufte und zwar, wie dies bei solchen Gelegenheiten immer der Fall, um einen Pappenstiel; denn der Käufer erhielt, wie ich später hörte, für eine einzige Prachtbibel so viel, wie ich für die ganze Bibliothek! Das ist doch eine erwähnenswerte Dummheit.

Bei dem Umstande, daß ich nie den Scharlach hatte, folglich gegen denselben in keiner Weise immun war, ist es mir noch heute unbegreiflich, wie ich von ihm befreit blieb. Ich war doch sechs Tage ununterbrochen bei den Kranken, speziell bei Klara, hielt diese oft umarmt, oft am Kopfe, hatte stundenlang ihre Hand in der

meinen, selbst im Todesschweiße, und blieb scharlachfrei. Habe ich das dem zu verdanken, daß ich furchtlos blieb, oder dem, daß ich mich täglich mit naßkalten Leintüchern abreiben ließ und mich fleißig desinfizierte? Ich weiß das nicht.

Mein Urlaub ging nun bald zu Ende. Ich reiste so von Chur ab, daß ich noch ein paar Tage in Graz bleiben konnte, um alles, was ich erlebt hatte, meiner Frau mitzuteilen und ihr eine wohlgelungene große Photographie von Klara in schönem schwarzem Rahmen mit einem sinnigen Gedenkspruch darauf zu überreichen.

Nachdem ich dieser Pflicht nachgekommen war, reiste ich nach Wien, woselbst ich am 20. Juli eintraf. Mir wirbelte das Erlebte noch in Kopf und Herz herum, und ich mußte förmlich froh sein, mich wieder in die dienstlichen Geschäfte hineinfinden zu müssen. Kleiner geworden waren sie nicht, und manches war bis zu meiner Ankunft reserviert worden.

Nur „druff, druff los", wie der alte Marschall Wrangel sagte, war jetzt mein Sprichwort.

So blieb es bis Anfang September, zu welcher Zeit mir die Auszeichnung zuteil wurde, infolge Allerhöchster Entschließung Seiner Majestät, Seinem nahen Verwandten und intimen Freunde, Seiner Majestät dem Könige Albert von Sachsen, als Ehrenkavalier zugeteilt zu werden.

Da Seine Majestät der König von Sachsen von unserer Majestät hauptsächlich zu den Hofjagden in Steiermark eingeladen worden war, ich aber, der ich kein Jäger bin, dieselben nicht mitmachte, so beschränkte sich mein Ehrendienst auf die wenigen Tage, die der König in Schönbrunn bzw. Wien zubrachte.

Ich hatte den König bei allen Besichtigungen, die er in Wien vornahm, zu begleiten. Während dieser Besichtigungstourneen ergab sich vielfach der Anlaß, über Architektur, die bildenden Künste und auch über Musik zu sprechen. Ich war über die Kenntnisse und Anschauungen, die hierbei Seine Königliche Majestät zutage legte und entwickelte, im höchsten Grade erstaunt, und dieselben blieben und bleiben mir, wie nicht minder seine huldvolle Art sich zu geben, in bester Erinnerung.

Leichter und in angenehmerer Weise kann man sich das Großkreuz eines Ordens kaum verdienen. Ich erhielt nämlich anläßlich dieses Ehrendienstes mit Königlicher Entschließung vom 13. Oktober 1879 das Großkreuz des Albrechtsordens.

Am 16. November 1879 erhielt ich das Mariannenkreuz des Deutschen Ritterordens.

Am 27. November laufenden Jahres starb in Przemysl im Beisein seiner Frau, der Kinder und seines Bruders, Herr Z., der Gemahl der Frau, in deren Hause ich während meines Aufenthaltes in Galizien so viele angenehme Stunden zugebracht hatte. Wirkte das Hinscheiden des Erwähnten auch nicht unmittelbar schmerzlich auf mich ein, so fühlte ich doch das Leid deshalb tief mit, weil mein Verhältnis zu der Familie ein so intimes war.

Nicht lange danach entstand eine Herzensgeschichte, welche ich nicht erzählen will. Sie umfaßte dreiundzwanzig volle Jahre meines Lebens und besteht, wenn auch in veränderter Form, von der ich später erwähnen werde, heute noch; sie wird ihr Ende erst mit dem Ende meines Lebens finden. Die Erzählung über diese dreiundzwanzig Jahre, würde sie so farbenreich, lebenswarm und unmittelbar gegeben werden, wie das Erlebte selbst war, dürfte einen ansehnlichen Band für sich ausmachen.

Die Gesundheit der älteren Tochter der Frau Z. veranlaßte diese, auf Anraten des Arztes mit genannter und der jüngeren Tochter Anno 1877 im August einen vierwöchentlichen Aufenthalt im Bade Preblau in Kärnten zu nehmen.

Die ältere Tochter war Braut und heiratete im Spätherbste desselben Jahres einen Eisenbahnbeamten.

Nach dem Tode des Herrn Z. übersiedelte seine Witwe mit der jüngeren Tochter um so lieber nach Wien, als ihr älterer Sohn dort als Oberleutnant-Auditor in Dienst stand, der jüngere Sohn an der Wiener Technik studierte und für die Erziehung der jüngeren Tochter in Wien besser gesorgt werden konnte als in Przemysl.

Daß mich die Nähe dieser Frau und ihrer drei Kinder sehr befriedigte, wird nach dem, was ich von ihr bisher an verschiedenen Stellen erzählte, wohl jedermann begreiflich finden.

Gegen Schluß des Jahres wurde ich mit Allerhöchster Entschließung nochmals zum Ehrenkavalier und zwar zu Seiner Majestät dem Könige von Dänemark, Christian IX., befohlen.

Zu derselben Zeit war bei unserer Majestät auch der russische Thronfolger, der spätere Kaiser Alexander III., auf Besuch in Wien. Bekanntlich war Kaiser Alexander III. dadurch, daß er die älteste Tochter des Königs Christian IX., Feodorowna, zur Gemahlin hatte, dessen Schwiegersohn.

Ohne auf die nähere Beschreibung der Feste einzugehen, die unser kaiserlicher Hof den fremden Potentaten bereitete, erwähne ich nur noch, daß mir mein Ehrendienst wieder ein Großkreuz, und zwar das des Danebrogordens, brachte, das mir Seine Majestät König

Christian IX. mit Allerhöchster Entschließung vom 9. Dezember 1879 verlieh.

Um mindestens für ein Jahr dem Leser die Tätigkeit im Komitee, und das auch nur im großen Ganzen, darzulegen, schildere ich sie kurz im Nachfolgenden:

In der I. (Artillerie-) Sektion war die Repetiergewehrfrage im vollen Gange. Es wurden eingehende Versuche mit derlei Gewehren nach System Kropatschek, Spitalsky, Werndl, Mannlicher und Mauser gemacht, ohne zu einem definitiven Abschluß und zu einem Antrage an das Reichskriegsministerium zu führen. Auch Repetierrevolver wurden versucht und darunter sonderbarerweise einer aus Stahlbronze, der sich aber nicht bewährte.

Nicht weniger nahmen die I. Sektion die Konstruierung, Klassifizierung und die eingehenden Versuche mit 12 cm-, 15 cm-Belagerungs- und Küstengeschützen und einer neuen kurzen 18 cm-Kanone in Anspruch. Alle diese Geschütze wurden eingehenden Versuchen unterzogen und hierbei verschiedene Zentrierungsmethoden und Pulversorten mitversucht, wobei sich ein vorgeschlagener kupferner Expansionsring als unbrauchbar erwies und die Kupferbänderberingung sich im allgemeinen jeder anderen Zentrierungsmethode als überlegen zeigte.

Sehr schöne Resultate erreichte man mit dem kurzen 18 cm-Stahlbronzerohr.

Die stahlbronzene 15 cm-Küstenkanone wurde fertiggestellt, die Versuche aber auf das nächste Jahr verschoben.

Außer diesem wichtigsten Teile der Tätigkeit der I. Sektion wurden von ihr noch sehr viele Arbeiten durchgeführt und viele davon zur Verteilung an die Truppen fertiggestellt.

Die Tätigkeit der II. (Genie-) Sektion umfaßte erstens die Erledigung des laufenden Dienstes, zweitens die Vornahme, das Studium und die Verwertung mannigfacher Versuche und Arbeiten, die eine Regelung und Förderung aller der Waffe zufallenden Aufgaben bezwecken sollen; drittens die Tätigkeit im fortifikatorischen Evidenzbureau.

Auch über diese Tätigkeiten muß ich mich ganz kurz fassen.

Interessant und maßgebend waren die eingehenden Versuche über Deckungen aus verschiedenem Material gegen die Geschoßwirkungen der neuen schweren Stahlbronzegeschütze. Viel Interessantes und Lehrreiches boten die zahlreichen Begutachtungen von Bauten und Fortifikationen aller Art, da und dort.

In diesem Jahre unternahmen, laut Befehl des Reichskriegsministeriums, Oberst Vogl und Major Graf Geldern-Egmond Reisen

nach Tirol zur persönlichen Information über die Befestigungen im Hochgebirge. Major Graf Geldern-Egmond wohnte außerdem den Kruppschen Schießversuchen in Meppen bei. Für die fortifikatorische Evidenzhaltung reisten Major Turetschek und Hauptmann Richling nach Italien und Kärnten.

Die Tätigkeit der III. Sektion war im Bereiche ihres Geschäftskreises eine so große und vielseitige, daß es mir, wenn ich daran denke, förmlich im Kopfe wirbelt. In diesen Geschäftskreis gehörte die kolossal mühsame Arbeit, alle auf die Armee bezüglichen statistischen Daten zu sammeln, zu ordnen und zusammenzustellen, um aus ihnen ein übersichtliches militärstatistisches Buch zu verfassen, und aus den einzelnen Tabellen desselben Schlüsse, oft recht interessante, manchmal auch überraschende, ziehen zu können. Viele Tabellen waren eine wahre Prognose für die nächste Zukunft.

Auf dem Gebiete des Verpflegswesens wurde eine Unmasse von Propositionen und Projekten durchprobiert, die glücklicherweise des öfteren zur Signatur führten: „Nicht brauchbar." Ein wahres Schmerzenskind waren für diese Sektion Backöfen aller Art, feststehende, fahrbare, ein- und zweistöckige, jeder für sich von verschiedener Konstruktionsart, und Versuche in denselben mit Teigen und Sauerteigen aller Art, die meist zu dem rühmlichen Resultate führten, daß das Brot heute so ist, wie es war.

Obwohl ich selbst als Präses einer vom Reichskriegsministerium im Jahre 1877 eingesetzten Kommission vorzustehen hatte, die sich mit der zeitgemäßen Reformierung der bisherigen Art und Weise der Militärbrotbereitung und im Anschluß hieran mit der Erörterung der Frage über die zweckentsprechendste Verwertung der Wiener Verpflegsetablissements zu beschäftigen hatte, so muß ich der Wahrheit zur Ehre gestehen, daß auch diese Kommission keine Ursache hatte, sich ihres Resultates zu erfreuen. Das Brot blieb, wie es war, nicht besser, nicht wohlfeiler. Die Kommission ging zwar, als ob sie mit Sauerteig gemischt wäre, in der Frage förmlich auf, lief und fuhr durch drei Monate in Wien und auswärts alle Mühlen ab, sah sich von der einfachsten Mühle bis zur Kunstmühle alles an, auch die daselbst in Verwendung stehenden verschiedenen Kornschälmaschinen, ließ Backversuche in Hülle und Fülle machen, kam aber doch leider zu keinem besseren oder wohlfeileren Brot.

Ein weiteres Feld der Tätigkeit der III. Sektion bildeten die Bekleidungs- und Feldausrüstungsfragen der Armee, dann die Beurteilung einlangender Konserven samt blechernen Umhüllungen. Die Speiseversuche endeten gar manchmal mit Uebelkeiten und Magendrücken.

Ueber gar vieles mußten Anleitungen zum Gebrauche und Instruktionen aller Art verfaßt, höheren Ortes vorgelegt, gedruckt und verteilt werden. Und da nun diese letztere Tätigkeit in allen vier Sektionen ohne Unterlaß vorkam, wird jeder Leser mir glauben, daß das bei meinem Eintritt in das Komiteegebäude herausfahrende Hunde- und Amtsdienergespann mit dem Handwagen voll Büchern keine Dichtung ist und ich dieses Gespann durch die vier Jahre meiner Präsidentschaft noch oft voll hinaus und leer hereinfahren sah. Ob dieses Gespann abkam, weil die Tätigkeit des Komitees sich verminderte oder dermaßen vermehrte, daß der Handwagen gegen einen wirklichen umgetauscht wurde, weiß ich nicht.

Die IV. (technologische) Sektion war jedenfalls die lebensgefährlichste und deshalb glücklicherweise von dem eigentlichen Komiteegebäude einigermaßen abgetrennt in einem, mit ersterem nur durch einen Gangtrakt verbundenen Nebengebäude untergebracht.

Ich nenne sie lebensgefährlich wegen der kontinuierlichen Beschäftigung dieser Sektion mit allen möglichen Schieß- und Sprengpräparaten und Zündmitteln. Es krachte in den Räumen dieser Sektion manchmal recht unheimlich, und der Chef derselben mahnte mich, wenn er mir Zündmittel verschiedener Art zur Ansicht, selbst ziemlich unvorsichtig, in meine Kanzlei brachte, wollte ich sie näher besehen und dazu in die Hand nehmen, immer zur Vorsicht.

In das Ressort dieser Sektion gehörten alle möglichen aeronautischen Versuche, dann solche mit Respirationsapparaten und Ventilatoren, weiters mit Maschinen verschiedener Art und Versuche über Beleuchtungsvorschläge. Einen wichtigen Gegenstand bildete auch das Telegraphenwesen, das optische wie elektrische, wie nicht minder die Beurteilung aller möglichen physikalischen und geodätischen Instrumente.

Auch von dieser Sektion wurden, nebst dem Chef derselben, noch zwei Offiziere ins Ausland gesendet, um die dortige Schießbaumwollfabrikation zu studieren und die Methode der haltbaren Färbung von Militärtüchern kennen zu lernen.

Die Ueberwachung der mit dem Komitee vereinigten Fachbildungsanstalten brachte es mit sich, daß sie der Präsident derselben oft inspizieren, den Vorträgen daselbst wie den Schlußprüfungen beiwohnen mußte. Den Vorsitz bei diesen führte der jeweilige Generalartillerie- bzw. Generalgenieinspektor, bei den Intendanzkursen der jeweilige Generalintendant und Sektionschef im Reichskriegsministerium.

Ich kann nicht sagen, daß ich von diesen Besuchen und den

erwähnten Schlußprüfungen mit stolz erhobenem Haupte in mein Heim zurückkehrte. Es wurde mir nie klarer als bei diesen Gelegenheiten, wieviel ich nicht wußte und wieviel ich von dem, was ich einst wußte, schon vergessen hatte. Aber da half kein Jammern und Wehklagen. Ich konnte das Vermißte nicht mehr nachholen und mußte mich mit dem Gedanken trösten, daß es anderen nicht besser gegangen wäre.

Bevor ich Abschied von meiner Komiteestellung nehme, muß ich dem Komitee mit vollster, innerster Wärme zurufen: „Du birgst in dir meine schönsten Dienstjahre und Dienstobliegenheiten; jeder Tag brachte Neues, Interessantes und Lehrreiches. Du machtest es mir möglich, mit Hilfe anderer in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren immerhin eine so allgemeine Bildung im Militärwesen zu erreichen, wie es in keiner anderen Militärstellung möglich gewesen wäre."

Obwohl ich schon manches erzählt habe, was sich in der Zeit meiner Komiteepräsidentschaft in meinem Privatleben ereignet hat, so muß ich doch, um ein genaues Bild dieser vier Jahre zu geben, manches hinzufügen, leider aber auch einiges verschweigen.

Meine Möbel kamen bald von Lemberg an. Mittlerweile hatte ich in einem neuen Hause bei einem der gröbsten Hausherren, die es je gegeben haben dürfte, im zweiten Stock eine schöne große Wohnung gemietet, die deshalb sehr hell war, weil gegenüber kein Gebäude, sondern der sehr schöne Garten — nahezu Park — des Barons K. war. Von sieben Fenstern meiner Wohnung konnte ich über eine nicht allzu hohe Mauer in den Garten sehen, mich im Frühjahr am Erwachen, im Sommer am Bestehen des frischen Grüns erfreuen, im Herbste das Entblättern bedauern und dann alles mit einem weißen Leichentuche überdeckt sehen, das aber in seiner Art auch schön war.

Im Schmerzensjahre 1879 lehnte ich oft meine heiße Stirn an die Fensterscheiben und blickte gedankenvoll und beobachtend in den gegenüberliegenden Garten.

Die größere Wohnung und das Bewußtsein, daß ich hier ab und zu doch Diners und Soupers werde geben müssen, veranlaßten mich, recht viel Neues anzuschaffen und anderes aus dem alten Gebäu in Chur kommen zu lassen. Nun galt es aber, darüber nachzudenken, wie ich mir ein gesellschaftliches Leben zurechtlegen wolle.

Die Gesellschaft, in der ich vor siebzehn Jahren aus und ein ging, wollte ich nunmehr in meinen ganz veränderten Familienverhältnissen nicht mehr aufsuchen, aber sie auch nicht gerade meiden, denn ich fühlte mich ja seinerzeit sehr wohl in ihr.

Zu Hofe mußte ich als k. u. k. Kämmerer und in meiner jetzigen Stellung zu gewissen Gelegenheiten pflichtgemäß als Kortege, andererseits bei Festlichkeiten auf Einladung erscheinen. Bei sehr vielen militärischen Gelegenheiten, Vorkommnissen, Vorlesungen und kameradschaftlichen Abenden durfte ich nicht fehlen. Zu dem allem wollte ich aber meine Geigenkunst, dann Konzerte, Theater, Kammermusikabende bei mir und auswärts nicht entbehren, wollte außerdem bei meinem Frühaufstehen und, wo immer tunlich, Früh-ins-Bett-Gehen bleiben. Wo sollte ich die Zeit hernehmen, um Gesellschaften zu besuchen, die meist ihren Anfang erst nahmen, wenn ich mich schon des besten Schlummers erfreute? Also entschloß ich mich, keine Gesellschaften zu besuchen und mich bezüglich der zu gebenden auf meine Kammermusikabende zu beschränken.

Trotz dieser gesellschaftlichen Entsagungstheorie kam in der Praxis oft mehr Gesellschaftliches über mich, als mir lieb war; den angenehmeren Teil desselben bildeten längere oder kürzere Besuche von seiten Verwandter aus der Schweiz, von denen ich nur meine Tochter Klara, meine Schwester Berta mit deren Tochter Meta, meine beiden Neffen Emanuel und Fritz Tscharner und vor allem meinen älteren Sohn Hans anführe. Sporadisch besuchten mich auch noch weitere Verwandte und Bekannte von Chur aus, die ich nicht speziell nenne.

Um nicht ungerecht zu erscheinen, muß ich nun doch auch meines zweiten Sohnes, der mir von den drei Kindern speziell angehörte, erwähnen. Ich hatte ihn im Einverständnis mit meiner Frau Anfang der 70er Jahre in das Knabeninstitut Bender nach Weinheim gebracht. Das Institut hatte unter dem alten Bender in Süddeutschland eine gewisse Berühmtheit erlangt, nach dessen Tode aber unter seinem Sohne rasch verloren. Ich nahm deshalb Paul nach ungefähr vier Jahren aus dem Institut und übergab ihn einem Professor Dürr und dessen Frau in Heilbronn in Kost, Pflege und Erziehung und zu weiterem Studium.

Während Paul bei diesen Eheleuten war, besuchte ich ihn, hatte dabei aber das Unglück, daß er bei meiner Anwesenheit ganz plötzlich unter starken Fiebererscheinungen von der Diphtheritis betroffen wurde. Unter schneller und energischer ärztlicher Hilfe genas er rasch und ganz.

Im Verlaufe meines Aufenthaltes lernte ich die Frau des Dr. med. Kerner, des Sohnes des Dichters und Geistersehers in Weinsberg, kennen. Man nannte diese schöne Frau mit den prachtvollen, üppigen, goldenen Haaren, die sie meist aufgelöst trug,

allgemein die „Goldelse", behauptend, sie wäre das Original der Marlittschen. War sie das, so konnte sie es nur in physischer Beziehung sein, denn sie war in seelischer Beziehung und nach ihrem Temperament zu burschikos angehaucht.

Ich besuchte von Heilbronn aus die Frau dreimal in Weinsberg und sah sie wiederholt bei der Table d'hote in Heilbronn.

Ihr Haus in Weinsberg war nicht wie die Burgverließe des Geistersehers, ihres Schwiegervaters, unheimlich düster, sondern heiter eingerichtet. Mit Vorliebe zeigte sie intimeren Besuchern ihr Schlafzimmer, in das durch lichtblaue Fensterscheiben ein mildes blaues Licht schimmerte und im Verein mit einer durchwegs blauen Einrichtung dem Zimmer einen förmlich blauduftenden Anstrich verlieh. Sah sie das Entzücken der Besuchenden, so sagte sie: „Nicht wahr, so muß Elses Zimmer ausgesehen haben?" Aber das milde Blau entsprach nicht ihrem Charakter. Sie spielte Billard wie ein erster Billardkönig und schoß mit der Pistole wie der bekannte Amerikaner Buffalo Bill; sie zeigte sich mir in beidem und schoß einem Verehrer und Bewunderer von ihr, einem reichen Heilbronner Bankier, zweimal ein Fünfmarkstück fehlerlos aus der Hand. Das war aber nicht das Höchste ihrer Schießkunst, denn sie schoß nachher auf 35 Schritt eine Pistolenkugel durch einen Gewehrlauf glatt durch. Damit man aber sehe, daß das wahr sei, war der Gewehrlauf rückwärts mit einem Glas geblendet, das die Kugel zertrümmerte. Mit solchen Forcestückchen hätte sich Marlitts „Goldelse" wohl nicht abgegeben.

Nun mußte ich aber an die Bildung eines Quartettes für meine in Aussicht genommenen Kammermusikabende denken. Selbstverständlich ließ ich bald nach meiner Ankunft in Wien meinen lieben alten Violinlehrer von der Ingenieurakademie her (1841—1846) und Quartett-Violaspieler (von 1856 bis 1859) namens Nathan Schorsch kommen; er hätte auch „Nathan der Weise" heißen können, so praktisch weise hat er sich sein stets kümmerliches Leben einzuteilen gewußt. Wir waren beide in der langen Zeit, die wir uns kannten, jeder für sich 35 Jahre älter geworden; er hatte sonderbarerweise noch keine weißen Haare und entlehnte noch immer für sein Vorderhaupt die langen Haare seines Hinterhauptes, deren seitliche Spitzen er in schön geschwungenen „Sechsern" mit Kittenkern auf seiner hohen Stirn festleimte.

Er war ein Schüler des großen Geigers Pixis in Prag, konzertierte mit Erfolg als Wunderkind daselbst, wurde aber in der Folge und im Uebermaß seiner Bescheidenheit ein so furchtsamer

Hase, daß er das Konzertieren aufgeben mußte. Dann kam er noch in jungen Jahren als einer der Primgeiger an das Kärtnertortheater und blieb in demselben, von Stuhl zu Stuhl bis zum ersten Geiger avancierend, bis das Haus über seinem Haupte zusammengerissen wurde, wanderte aber nicht mit in das neue Opernhaus, denn er war so zopfig konservativ, daß er sich in die neuen Verhältnisse nicht hineinfinden konnte. Er ließ sich pensionieren und lebte oder vegetierte vielmehr bei sehr kärglicher Pension und Lehrstunden, deren Preis er aus Zopfigkeit nie erhöhte, in sehr ärmlichen Verhältnissen. Diese ahnend, wollte ich bei ihm Stunden nehmen und ihn als Violaspieler zu meinen Quartetten engagieren. Da kam ich aber schön an. „Herr Baron," sagte er, „Sie brauchen keinen Lehrer mehr, und mit dem Violaspielen kann ich Ihnen auch nicht dienen, denn ich spiele selbst fast gar nicht mehr."

„Ja, von was leben Sie denn," fragte ich, „von der kärglichen Pension können Sie doch nicht existieren?"

„Ich bin ja angestellt," sagte er mir, „beim reichen Herrn B., der, wie Sie wissen, mein Schüler war."

„Ja, als was denn angestellt? Sie haben ja keine Handelsschule absolviert?"

Darauf sagte er mir: „Als Couponabschneider."

Das hatte er freilich bei Pixis nicht gelernt, aber die Ehrlichkeit, die dazu gehörte, hatte er von Jugend auf.

Das Couponabschneiden dauerte aber auch nicht lange, denn eines schönen Tages brachte man mir seinen Partezettel.

Nun hieß es sich um einen zweiten Violinspieler umsehen. Da fiel mir ein, daß ja der Chef der IV. Sektion schon seit vielen Jahren auf dem Barbiton herumwinselte und daß er die Güte haben werde, dieses Winseln in mein Quartett zu übertragen.

Als Violaspieler wurde mir von dem eben Genannten ein Wiener Juwelier K. und für das Violoncell ein Kassierer der großen Zuckerfirma Stromer anempfohlen und von mir gewählt.

Für den Klavierpart hatte ich zwei Personen; ein Fräulein, absolvierte Konservatoristin, und meinen Bekannten, Klavierpurzelbaumschläger und eminenten Virtuosen Eduard Stocker, den ich schon von Graz her kannte und nun als einen Mitbewohner des Hauses wiederfand.

Das Quartett bis Sextett war international, und deshalb hatte jeder der Mitspielenden seine Eigentümlichkeiten.

Der Sekondspieler sang seine seltenen Solopartien so rührend schön, daß er am liebsten nach jeder solchen Stelle die Violine

beiseitegestellt hätte, um uns zu fragen: War das nicht schön? Der Violaspieler pustete in seinem Feuereifer sehr hörbar und führte seinen Bogen so energisch über die Saiten, daß ich ihn öfter, als mir lieb war, behaaren lassen mußte. Der alte Violoncellspieler war der eifrigste und lief gern davon, dagegen waren die zwei Klavierspieler im Takte bombenfest.

So gut waren meine Mitspieler allerdings nicht wie in den Jahren 1856—1859, in denen ich über wirkliche Künstler verfügte. Indessen fingen wir immer zusammen an und endigten ebenso, in der Mitte haperte es zuweilen, aber wir kamen immer sehnsuchtsvoll zueinander.

Ich war mit der Einrichtung noch nicht fertig und hatte mein Quartett noch nicht beisammen, als ich ausrufen mußte:

„Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Denn im ersten Stock unter mir
Stehen Horaks sechzehn Klavier."

Das hatte ich leider beim Einziehen übersehen. Eine Klavierschule unter sich, ist für einen Musiker fürchterlich; aber es war geschehen, und ich konnte es vorderhand nicht ändern. Viel war ich ja nicht zu Hause, und morgens früh und abends spät wurde nicht gespielt.

Aber es kam doch die Zeit, wo ich ob des Klavierspielens unter mir an das Ausziehen denken mußte.

Meister Horak war es nämlich geglückt, den Herrn Abbé Meister Liszt für einen gewissen Tag zu gewinnen, um ihm die Schüler der Klavierschule vorspielen zu lassen. Natürlich mußten unter den vorzuspielenden Stücken auch einige Lisztsche Kompositionen vorkommen.

Von dem Morgen an, als es Horak gelang, den Abbé zu gewinnen, wurde der Klavierlärm unter mir geradezu sinnbetäubend. Dabei wurde laut geschrien, vorgesungen, mit den Füßen der Takt getrampelt, daß mir oben Hören und Sehen verging. Was mir aber dabei in furchtbarster Erinnerung blieb, war der chromatische Galopp von Liszt, der nach und nach von 2 bis zu 32 Händen, also zuletzt auf 16 Klavieren großartig heruntergeschlagen wurde. Das mußte dem Herrn Abbé imponieren.

Den Nachmittag des Tages, an dem Liszt erscheinen sollte, war im ersten Stock schon große Bewegung. Es hüpften Stiege und Gang auf und ab, Vorzimmer und Zimmer hinein und heraus nicht nur alle in große Toilette gekleideten jungfräulichen Schülerinnen,

sondern auch das ganze, in höchste Balltoilette gekleidete Lehrpersonal einschließlich ihres Meisters Horak.

Endlich hörte das laute Geräusch auf Stiege und Gang auf, machte leiserem Sprechen und Gehen Platz, man hörte einen Wagen vorfahren, und nun hieß es rasch aufeinander: „Er kommt, er ist schon da!"

Das Ende der vorgetragenen Stücke war der obenerwähnte Galopp, von dem auch mir oben kein Ton entging, war doch jeder sechzehnfach stark.

Ich für meine Person ging seither diesem Galopp immer aus dem Wege. Ob nach der Meinung des Herrn Abbé die Horaksche Klavierschule den Sieg über das Wiener Konservatorium davongetragen hat oder nicht, ist mir nicht bekannt, aber in Erinnerung blieb mir, daß ich in Desperation über den Galopp zu meinem neuen, sehr artigen und feinen Hausherrn ging, um meine Wohnung zu kündigen. „Bleiben Sie," meinte dieser, „ich habe Herrn Horak gekündigt und ziehe selbst ein."

Vom nächsten Quartal an hörte ich zwar kein Klavier mehr, aber durch mindestens ein Vierteljahr eine unaufhörliche Klopferei auf allen Wänden, Fußböden und Zimmerdecken; denn der neue Hausherr begnügte sich nicht, einzuziehen, er richtete sich wahrhaft fürstlich ein, so daß das endlich vollendete Logis eine Sehenswürdigkeit von Wien hätte bilden können, ihn aber auch 70000 Gulden kostete. Jedes Stück seiner Einrichtung war nahezu ein Kunstwerk; aber der reiche und dabei so arme Mann konnte seine herrliche Wohnung nicht genießen, er wanderte nicht zu lange Zeit nach deren Vollendung an Verfolgungswahn krank ins Irrenhaus, wo er noch weilt. Seither, und es sind dies schon viele Jahre, steht das Logis leer, wird fein säuberlich gehalten, und das ohnehin große Vermögen vermehrt sich jährlich zusehends. Armer Millionär! Zum Glück fühlst du nicht dein Elend und bist zufrieden, gut zu essen und gut zu trinken.

Und damit schließe ich diesen Zeitabschnitt, die Leser bittend, in Beziehung auf mein Privatleben recht viel zwischen den Zeilen lesen zu wollen.

Viertes Kapitel

Generalgenieinspektor

(1880 bis Ende 1883)

Mittels Reichskriegsministerialerlasses Präs. Nr. 2056 vom 27. April 1880 zum Stellvertreter Seiner Kaiserlichen Hoheit des Herrn Generalgenieinspektors im vollen Umfange der demselben zukommenden Dienstobliegenheiten bestimmt, wurde ich nach sieben Monaten, am 18. November, mit Allerhöchster Entschließung definitiv zum Generalgenieinspektor ernannt und am selben Tage für die vorzüglichen Dienste als Präsident des Technischen und Administrativen Militärkomitees und auf fachwissenschaftlichem Gebiete, insbesondere für die Vollendung des Werkes „Konstruktionsdetails der Kriegsbaukunst", mit dem Eisernen Kronenorden II. Klasse und mit der Kriegsdekoration III. Klasse ausgezeichnet.

Mit dieser Ernennung hatte ich die höchste Stellung erreicht, die ein Genieoffizier erklimmen kann. Es hing nun davon ab, ob man mit meiner Tätigkeit so zufrieden sein werde, daß man mich so lange Zeit in dieser belasse, als ich brauche, um auch die höchste Charge in der Militärhierarchie, d. i. die des Feldzeugmeisters, zu erreichen.

Gewiß ist es, daß ich in meiner Jugend und selbst auch später nie daran gedacht habe, ich werde es zu so hohen Stellen und Würden bringen. Daß ich es dazu gebracht habe, schrieb ich nie meinen Verdiensten allein zu, sondern großenteils auch dem Glück, von dem ja einzelne Sterbliche auch unverdientermaßen begünstigt werden.

Am 6. November 1880 hatte der zurückgetretene frühere Generalgenieinspektor, Seine Kaiserliche Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Leopold, die Gnade, mich und den Generalmajor Heinrich Ritter von Keil zu empfangen und uns zu gestatten, daß wir als älteste Genieoffiziere in Wien im Namen aller feierlich von Hochdemselben Abschied nahmen.

Unsere Ansprache an Seine Kaiserliche Hoheit lautete wie folgt: „Gestatten Kaiserliche Hoheit, daß wir im Namen unserer Waffe unser tiefes Bedauern aussprechen, daß Kaiserliche Hoheit sich durch körperliche Leiden veranlaßt sahen, Seine Majestät um Enthebung von der Stellung des Generalgenieinspektors zu bitten, die Kaiser-

liche Hoheit zum Nutzen der ganzen Waffe wie jedes einzelnen derselben durch 25 Jahre bekleideten.

Erlauben Kaiserliche Hoheit, daß wir in diesem schwerwiegenden Augenblicke den tiefgefühlten Dank für die Obsorge abstatten, die Kaiserliche Hoheit uns durch ein Vierteljahrhundert angedeihen ließen, denn ihr verdanken wir es ja vor allem, wenn es uns in den meisten Fällen, im Krieg wie im Frieden, gelungen ist, die Anerkennung und Zufriedenheit Eurer Kaiserlichen Hoheit wie jene unseres allergnädigsten Herrn und Kaisers zu erlangen.

Doppelt schmerzlich aber berührt die Waffe, daß Kaiserliche Hoheit aus Ursache körperlichen Leidens von deren Spitze, welcher Kaiserliche Hoheit durch persönliche Eigenschaften den wahren Glanz verliehen, zurücktreten, und wollen Kaiserliche Hoheit die Versicherung gnädigst entgegennehmen, daß die ganze Geniewaffe von Herzen wünscht, es mögen sich Eure Kaiserliche Hoheit recht bald wieder völliger und dauernder Gesundheit erfreuen."

Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Leopold geruhten nachstehendes Handschreiben uns zuzusenden, das ich der Geniewaffe bekanntzugeben hatte:

„Mit Allerhöchstem Handschreiben, d. d. Gödöllö, 3. November 1880, geruhten Seine k. u. k. Majestät mein durch andauerndes körperliches Leiden veranlaßtes Ansuchen um Enthebung von der Stelle des Generalgenieinspektors zu bewilligen.

Auf die letztvergangenen 25 Jahre zurückblickend, während welchen ich — an der Spitze der Geniewaffe stehend — immer bestrebt war, deren Vervollkommnung zu fördern, habe ich allen Grund, befriedigt zu scheiden, da meinen Intentionen jederzeit das richtige Verständnis entgegengetragen wurde.

Gerne werde ich mich des regen Soldatengeistes, des Pflichtgefühles und der hingebungsvollen Tätigkeit erinnern, welche ich allezeit und in allen Schichten der Geniewaffe, oft unter schwierigen Verhältnissen, wahrzunehmen in der Lage war, gerne der hervorragenden Leistungen zahlreicher Mitglieder derselben auf den verschiedenen Gebieten des Geniewesens während der bezeichneten Epoche gedenken.

Es bilden diese Leistungen eine stattliche, bis in die Gegenwart reichende Reihe, deren Tätigkeit mir ein untrügliches Zeugnis ist, daß die Geniewaffe ihre Aufgaben zeitgemäß erkennt und deren Lösung mit ungeschwächter Beharrlichkeit anstrebt.

Wenn auch in Zukunft dieser Waffe fernestehend, werde ich doch die Fortschritte in jenem Streben mit gewohntem Interesse auch verfolgen.

So scheide ich denn, zwar mit Bedauern, doch nicht ohne das beruhigende Gefühl der sicheren Erwartung, daß die Geniewaffe, auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitend, zu neuen Erfolgen gelangen werde, die ihr und somit der Armee zur Ehre gereichen und die ich ihr aus Herzen wünsche.

Erzherzog Leopold m. p.

Wien, 5. November 1880."

Am 22. November 1880, also vier Tage nach meiner wirklichen Ernennung zum Generalgenieinspektor, erhielt ich von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Leopold nachfolgendes Gratulationsschreiben, das mich hoch erfreute; es lautete:

„Euer Hochwohlgeboren beglückwünsche ich aufrichtigst zu der Ernennung zum Generalgenieinspektor, in der vollen Ueberzeugung, daß die Leitung der Geniewaffe sich in den besten Händen befinden wird.

Euer Hochwohlgeboren ergebener

Erzherzog Leopold, G. d. C."

Meinen Umzug aus dem Komiteegebäude in das Generalkommandopalais in der Universitätsstraße, in der die Generalgenieinspektorskanzlei sich befand, schilderte ich seinerzeit mit Humor — hinter dem aber viel Ernst und Wahrheit sich verbarg — einem Freunde brieflich.

Stünde mir dieses Schreiben zur Disposition, würde ich dasselbe hier auszugsweise wiedergeben. Nun muß ich seinen Inhalt — von der Zeit abgeblaßt — aus dem Gedächtnis mitteilen.

Das Komiteegebäude und ein Teil der nahen Kriegsschule waren von Untergebenen des Präsidenten dichtbevölkert. An Arbeit für ihn fehlte es nie. Schon am frühen Morgen lagen Stöße von Akten, die der Erledigung harrten, auf meinem Schreibpulte; was ich im Verlaufe des Vormittags lesen und paraphieren konnte, geschah; aber die wichtigsten Akten nahm ich zu genauerer Durchsicht und oft zu ganz persönlicher Erledigung nach Hause. Während der Kanzleistunden ruhte meine Zimmertüre nie; beständig kamen Referenten, der Studieninspektor oder Lehrer, Offiziere und Beamte, die etwas zu referieren, zu melden und vorzubringen hatten. Meine Kanzlei bestand aus einem Zimmer und Vorzimmer.

Das war im Generalkommandogebäude alles anders. Da hatte ich eine kolossale Kanzlei und wenig Untergebene, die Zahl der Kanzleizimmer überwog die des Personals. Zuerst kam man in ein großes Vorzimmer; in diesem hauste der Türhüter; dann kamen zwei

möblierte, sonst leere — dann mein großes Schreibzimmer mit einem enormen Kommissionssitzungstisch und einem mächtigen Schreibpult; an dieses Zimmer anstoßend war ein anderes großes Zimmer, in das ich zur weiteren Möblierung meinen Kleiderstock stellen ließ. Neben diesem Zimmer waren drei andere, in denen die zwei zugeteilten Offiziere saßen, weiters dann noch ein großes Zimmer für die zwei Schreiber bzw. Manipulanten. Außerdem wohnten zwei Ordonnanzen in noch anderen kleinen Zimmern der Kanzlei. Also elf Lokale für acht Personen.

Die zu erledigenden Arbeiten waren sehr ungleich verteilt; oft karg, oft sehr groß. Die Hauptbeschäftigung bildeten eben die Inspektionsreisen, sporadisch besondere Aufträge.

Die Stellung der technischen Generalinspektoren war zwar eine sehr hohe, aber durch die organischen Bestimmungen eigentümliche. Ich muß, um sie zu charakterisieren, auf ihre Entstehung zurückgreifen. Ich hörte über dieselbe, daß Seine Exzellenz, der seinerzeitige Reichskriegsminister Feldzeugmeister Baron Kuhn sagte: „Ich brauche, weil ich in meinem Staate keine Sousstaaten haben will und weil ich in meinem verantwortlichen Amte befehlen muß und andere nicht mitbefehlen lassen kann, keine Generaldirektoren; ist in technischer Beziehung das und jenes, da und dort etwas zu inspizieren, so kann ich hierzu Delegierte wählen und hinsenden."

Diese Ansicht teilten weder Seine Kaiserliche Hoheit der Generalinspektor, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, noch Seine Majestät selbst. Daraus entstanden die Generalartillerie- und Generalgenieinspektoren als Kompromisse und für ihre Person Hilfsorgane des Reichskriegsministeriums.

Beim Studieren der organischen Bestimmungen für Genannte wurde es mir erst klar, daß die Stellung eines Generalgenieinspektors, so hoch sie auch war, doch ihrer Wirksamkeit nach eigentlich nicht sehr hoch stand; selbständig befehlen durfte man gar nicht, außer in Fällen, wo Gefahr im Verzuge stand oder Unzukömmlichkeiten, die offenbar und unzweideutig gegen bestehende Anordnungen vorkamen, abgestellt werden mußten.

Man durfte also nur über Geschehenes und Bemerktes berichten, Anträge stellen und für zu gebende Befehle allenfalls die Initiative beim Reichskriegsministerium ergreifen. Es kam mir so vor, als ob die technischen Generalinspektoren mehr von dem Glanze der früheren Generaldirektoren und davon lebten, daß Seine Majestät dieselben den Sitzungen unter Allerhöchstdessen Vorsitz stets beizog und sie in bezug der Hoffähigkeit hoch stellte und hielt. In

der Folge erlitten nicht ohne Kampf die erwähnten organischen Bestimmungen eine Abänderung; ich schmeichle mir, seinerzeit dazu beigetragen zu haben.

Nach einem kaiserlichen Herrn in dessen Stellung zu kommen und zu amtieren, ist für einen gewöhnlichen Sterblichen eine nicht so leichte Aufgabe, als man glaubt; um so weniger dann, wenn neben der Nähe desselben zum Throne auch dessen Persönlichkeit mit in die Wagschale fällt. Das wußte und fühlte ich sehr gut und mit mir gewiß die ganze mir unterstehende Waffe; es zeigte sich dies auch in einer gewissen Zurückhaltung gegen mich und meine Anordnungen von seiten meiner nächsten Umgebung, über die ich sonst gewiß kein Recht hatte, mich in irgendeiner Weise zu beklagen. Aber in dem Refrain: „Bis jetzt machten wir es so und so" lag für mich hinterher das Wörtchen „besser". Entweder wurde es in dieser Beziehung mit der Zeit wirklich anders oder ich abgestumpfter. Im Gegensatz hierzu ließ mich mein Vorgänger, Seine Kaiserliche Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Leopold, nie und auch nicht im mindesten empfinden, daß ich sein Nachfolger war; im Gegenteil überhäufte er mich bis zu seinem Ende (24. Mai 1898) mit einer Huld und Gnade, an die ich ohne tiefe Rührung nicht zurückdenken kann; doch davon am richtigen Orte später.

Mein hoher Vorgänger hatte in den 25 Jahren, in denen er der Geniewaffe vorstand (1855—1880), viele kleinere und größere Veränderungen in derselben erlebt, so den Uebergang von zwei Genieregimentern mit je einem Lehrbataillon in 12 selbständige Bataillone, Anno 1860 den Rückübergang derselben wieder in zwei Genieregimenter zu je fünf Bataillonen und acht Reservekompagnien.

Von 1864—1868 war der hohe Herr für seine Person mit der Inspektion der Marinetruppen und der Flotten betraut. Im Jahre 1866 wurde das Pionierregiment mit der Geniewaffe unter gewissen Modalitäten vereinigt. Diese bewährten sich nicht. Es wurde das Pionierregiment im Jahre 1868 dem Generalstabschef wieder zurückunterstellt. 1873 fand eine Reform des Militärbauwesens statt, die im Verlaufe der Zeit wieder verschiedene Aenderungen erlitt. Die für Seine Kaiserliche Hoheit den Durchlauchtigsten Chef am meisten eingreifende Aenderung war aber jedenfalls der Uebergang vom Generalgeniedirektor zum Generalgenieinspektor. Mit diesem Uebergange verlor der kaiserliche Herr die Machtsphäre, die er früher hatte, und den ganzen Dienstapparat, der ihm zur Ausübung dieser Macht unterstellt war und in einem Präsidialbureau, mehrfachen Ressortabteilungen, Einreichungsprotokoll, Expedit-

amt und einem selbständigen Archiv bestand. Ich weiß nicht — und der hohe Herr sprach sich darüber nie aus —, wie Hochdemselben die so verminderte Amtstätigkeit ohne das Recht der Befehlsgebung mundete.

Die schwere Krankheit erlaubte es Seiner Kaiserlichen Hoheit nicht mehr, Inspektionsreisen zu unternehmen; das Reichskriegsministerium sah sich daher veranlaßt, anzuordnen, daß ich dieselben baldmöglichst beginne und über die vorzunehmenden Inspektionsreisen ein Programm vorlege. Infolgedessen begann ich am 11. Mai 1880 meine erste Inspektionsreise, die Graz, Algram, Pola und Triest umfaßte.

Konnte ich auch durch die eigenen Akte und Vormerkungen in meiner Kanzlei im allgemeinen über den Personalstand, die Baudotationen und Unterkunftsgebäude von Truppen, Anstalten und Magazine und die Genietruppenverhältnisse im Bereiche der genannten Orte ins klare kommen, so mangelte mir doch manches, was ich als Inspizierender wissen mußte, und daher war ich genötigt, die mir mangelnden Daten bei der 8. Abteilung des Reichskriegsministeriums einzuholen.

Dadurch, daß ich laufende Akte nur ante oder post expeditionem zur Einsicht erhielt oder manchmal auch gar nicht, entging mir die Kenntnis mancher Details.

Hinsichtlich der Truppeninspizierung fühlte ich mich vorderhand recht schwach und unsicher, und einblasen konnte ich mir von meinem zugeteilten Stabsoffizier doch nicht alles lassen; es waren seit meinem Truppendienste 25 Jahre verflossen; vieles, was ich davon gewußt, hatte ich vergessen, vieles hatte sich geändert. Ich hatte daher viel nachzuholen und noch keine Zeit dafür gefunden. Dabei erschien mir das Studium der Reglements und Vorschriften für die Truppen, ohne Truppe, recht langweilig, aber ich mußte mich daran machen, wollte ich auch nach dieser Richtung meinen Mann stellen.

Es wäre für den Leser gewiß viel zu langweilig, die Beschreibung all der Inspektionen, die ich während zwölf Jahren machte, zu lesen, und noch langweiliger für mich, sie zu beschreiben. Ich will als Probe dessen, was zu inspizieren war, dies nur einmal und im allgemeinen skizzieren und in weiterer Folge von den Inspektionen nur das berühren, was von allgemeinem Interesse sein könnte.

Zu den Inspektionsreisen nahm ich gewöhnlich meinen ersten Zugeteilten, dermalen den Oberstleutnant des Geniestabes Leopold Weeger, ausnahmsweise den zweiten Zugeteilten, Hauptmann des Geniestabes Rudolf Freiherrn von L'Estocq, mit.

Zu inspizieren war beim Geniechef alles auf die Landesverteidigung Bezughabende, insbesondere statistische und topographische Vormerkungen und die Archive. Bei den Geniedirektionen deren Lokalitäten und die ihnen unterstellten Unterkünfte aller Art und Anstalten, Magazine und Depots, ferner Durchsicht aller von denselben zu führenden Protokolle, Tabellen, Vormerkungen, Pläne- und Bücherarchive und Grundbuchsblätter über ärarische Besitze u. s. w. u. s. w. Bei den Truppeninspizierungen die militärische Schul- und praktisch-technische Ausbildung, Adjustierung, Armierung und Genieausrüstung (trag- und fahrbare), Requisiten- und andere Fuhrwerke, dann die Schlagfertigkeit nach jeder Richtung, die Kasernenordnung samt allem Zubehör, die verschiedenen Magazine, Augmentations- und Reservemagazine u. s. w. u. s. w.

Ueber all das Gesehene mußte ich mir schon auf der Reise genaue Vormerkungen machen, um nach derselben den Inspizierungsbericht sofort verfassen zu können; selbstverständlich mußte hierbei allen Neubauten ein ganz besonderes Augenmerk zugewendet werden.

Es sei gleich hier bemerkt, daß ich die ersten Inspektionen mit einem Feuereifer in Szene setzte und durchführte, den ich heute noch bewundere. Eigentlich hatte ich das den Inspektionen, die ich seinerzeit (1856—1859) mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Leopold mitmachte, abgeguckt. So viel Selbsterkenntnis besaß ich schon, daß ich meine Nachahmungstalente höher tarierte als die urwüchsig eigenen. Aber der Feuereifer ließ bei den wiederholten Inspektionen über gewöhnliche Dinge mit der Zeit naturgemäß nach, und nur das Pflichtgefühl ließ ihn nicht ganz erschlaffen.

Etwas unangenehm berührt war ich immer bei Inspizierung von Militärunterkünften und Gebäuden durch die im Tor wie Orgelpfeifen postierten Meldenden. Es waren dieselben weder nach der Größe noch nach Stimmlagen aufgestellt, und sonach tönte das Einerlei des „Ich melde gehorsamst" u. s. w. u. s. w. ohne Tonreihenfolge vom tiefsten Baß bis zum höchsten Tenor in mein Ohr. Diese Meldereien waren mir auch deshalb unangenehm, weil sie gewöhnlich in einer zugigen Torhalle vor sich gingen und ich Zugluft absolut nicht vertragen konnte. Aber die Vorschriften verlangten es so, und da hieß es ohne Murren sich fügen. Das Abnehmen der Meldungen im Zuge war immerhin noch angenehmer als das oft lange Warten für die Meldenden.

In Agram passierte folgendes: Ich fuhr im Wagen vor das Geniedirektionsgebäude; ein Herr in Balltoilette machte mir die Wagentür auf und stellte sich mit Eleganz als Herr Siebenschein,

Besitzer des Hauses, in dem sich die Geniedirektion in Miete befand, vor. Ich erkannte in dem Herrn sofort den ehemaligen Zugsführer meiner Kompagnie vom Jahre 1853 bis Ende 1855. „Schreiben Sie noch immer so schön?“ fragte ich ihn. — „Ich glaube ja,“ sagte er. — „Aber das Haus können Sie sich doch nicht erschrieben haben? Wie sind Sie zu demselben gekommen?“ — „Ich bin Bauunternehmer geworden,“ erwiderte er. — „Also,“ sagte ich, „haben Sie doch etwas gelernt bei meiner Kompagnie!“ — „Gewiß, Exzellenz!“ war die Antwort.

Aehnliches erlebte ich aber einige Male in verschiedenen Orten von Unteroffizieren meiner Kompagnie, von denen heute noch einige existieren, sich zurückgezogen haben und vermögende Leute sind.

Pola wiederzusehen interessierte mich ungemein. Es war zwar noch nicht so durch fortifikatorische Werke und Batterien abgesperrt wie jetzt, und wie ich meinen Mund absperren muß, um darüber nichts zu verraten. Ich sah es noch oft und fortifikatorisch immer schöner garniert.

Der ersten Inspektion folgte in diesem Jahre noch eine zweite und zwar recht umfangreiche; sie umfaßte: Budapest, Komorn, Esseg, Brod, Temesvar und Arad.

Diese Reise gestaltete sich ebenso interessant als ermüdend. Ich kannte alle genannten Orte und Festungen mit Ausnahme von Brod schon von früher; seit den Jahren 1855—1859 hatte sich in ihnen beinahe nichts geändert, wohl aber die Ansichten über den strategischen Wert einiger derselben.

Mit vollstem Interesse sah ich die Eisenbahnbrücke über die Save bei Brod an, zu deren schneller Entstehung ich ebensoviel beigetragen hatte, als die ungünstigen Wasserverhältnisse den Bau dann verzögerten. In Türkisch-Brod besah ich mir einige Kaufläden mit recht schönen türkischen Waren, von denen ich einige kaufte und mitschleppte, andere nach Wien schicken ließ.

Aber das erlaube ich mir hier doch zu bemerken, daß ich diesmal wie in früheren Jahren bei Besichtigung der Festungen die hohe Fortifikationskunst unserer Altvordern bewundern mußte.

Nach Bosnien hineingeguckt hatte ich; wie sich's zeigen wird, mußte ich in der Folge noch öfters tiefer und eingehender in dieses Land und die Herzegovina hineinsehen.

Nun meinte ich einen Urlaub verdient zu haben und kam um einen vierwöchentlichen nach Preblau in Kärnten ein. Ich war schon auf der Fahrt dahin, als ich auf derselben von Dr. Bancalari, dem das Bad gehörte, die Nachricht erhielt, daß die für mich bestimmten

Zimmer noch nicht leer seien, ich möchte einstweilen in dem südlich und unterhalb Preblau am Ausgange des Twinggrabens liegenden St. Gertraud absteigen. Hier fand ich ebenso gutes Logis als gute Kost und einen Wirt, Herrn Laurenz Schmidt, den ich vielleicht schon im Jahre 1852 in Rastatt kennen gelernt hätte, wenn er dort nicht so fest eingeschlossen gewesen wäre. Er war nämlich ein Heckerianer, hatte im Badischen mitgekämpft und war dort eingesperrt worden. Es war ihm aber gelungen, zu entfliehen. Bis ich ihn in St. Gertraud als Wirt sah, führte er nach seinen weitausholenden, oft endlosen Erzählungen ein sehr bewegtes Leben. Ein braver Mann, mit dem ich im Verlaufe von neun Jahren dicke Freundschaft schloß, die bis zu seinem Tode währte, der eintrat, während er meinen letzten Brief an ihn in der Hand hatte. In Preblau hatte sich mittlerweile für längere Zeit Seine Exzellenz der Reichskriegsminister eingemietet. Da ich Seine Exzellenz aber in Wien oft genug sah und sprach, fühlte ich kein besonderes Interesse, mit demselben vier Wochen in einem Hause, vielleicht Tür an Tür, zuzubringen und blieb . . . in St. Gertraud.

Da ich aber keine Lust verspüre, die Erlebnisse der neun Jahre, die ich auf Sommerfrische nacheinander in St. Gertraud zubrachte, jahrweis zu erzählen, so greife ich der chronologischen Reihenfolge jener Erlebnisse vor und erzähle sie jetzt schon, um deren Zusammenhang nicht zu zerstören.

Frau Z. und ihre jüngere Tochter waren, wie früher erwähnt, 1877 in Preblau; damals schon gefiel ihnen das Lavanttal so gut, daß sie sich entschlossen, es wieder, aber nicht in Preblau, sondern in St. Gertraud aufzusuchen, was mir natürlich eine große Freude bereitete.

Schon bei meiner ersten Anwesenheit in Preblau bemerkte ich zu meinem Vergnügen in einem großen Saal im ersten Stock ein Klavier. Es war kein Steinway, kein Blüthner, kein Bechstein und auch kein Bösendorfer, aber es klang immerhin recht gut und war gestimmt. Meine „Nikolaus Amati" hatte ich bei mir, mußte aber gleich zu meinem Leidwesen bemerken, daß ihr die Feuchtigkeit von St. Gertraud nicht sehr wohl bekam.

Ich fragte Herrn Schmidt: „Ja, wer spielt denn auf dem Klavier?" — „Ja, Exzellenz," erwiderte er, „wir haben ja sehr oft Tanzunterhaltungen, besonders im Winter, und da kommt der Herr Kapellmeister Höfner der Wolfsberger Kapelle allein oder mit seinen Musizi heraus und spielt auf dem Klavier oder läßt uns von seiner Kapelle was vorblasen." — Ich fragte: „Wer ist dieser Herr

Höfner?" — Herr Schmidt meinte: „Ein Genie! Seines Handwerks ist er Uhrmacher, bläst selbst beinahe alle Blechinstrumente, spielt Violine, Viola und Klavier, komponiert Polkas, Walzer und Märsche, gibt Unterrichtsstunden in allen angeführten Instrumenten, ist ein bereits bekannter Naturforscher und insbesondere Schmetterlingskundiger, von denen er eine sehenswerte, prachtvolle Sammlung besitzt."

Diese, dachte ich, muß ich, der ich Schmetterlingsfex seit meiner Jugend und noch jetzt bin, mir ansehen gehen und dabei die Bekanntschaft dieses Genies machen; vielleicht bringe ich es mit Hilfe desselben unerwarteterweise zu einem Quartett oder Quintett in St. Gertraud.

Ich stiefelte nach Wolfsberg. Ueber demselben liegt das prachtvolle Schloß gleichen Namens des Grafen Henckel-Donnersmarck, den ich im Laufe der Zeit kennen lernte und von dem ich dann öfters zu Gast eingeladen wurde. Ein wahrhaft fürstlicher Besitz, auf dem es sehr hoch herging.

Das erwähnte „Genie" präsentierte sich mir wie ein einfacher Bauer; aber überrascht war ich, als er mir sagte: „Exzellenz sind mir von Angesicht nicht fremd, denn ich erinnere mich sehr gut, wie Sie als Hauptmann in Krems an der Tête Ihrer Kompagnie stolz durch Stein auf den Uebungsplatz marschierten. Ich war damals als junger Lehrbub bei einem Uhrmacher und sah bei dessen Fenster Sie und die Kompagnie bewundernd an." — „Na," sagte ich, „da sind wir ja alte Bekannte, und da können wir frei weg von der Leber miteinander reden; aber zeigen Sie mir zuerst Ihre Schmetterlingssammlung und dann erzählen Sie mir Ihren Werdegang."

Die Schmetterlingssammlung war eine nicht gewöhnliche; sie war außerordentlich schön, umfaßte aber nur die europäischen Arten. Da aber viele Schmetterlingssammler diese Arten in Besitz haben, so widmete sich Herr Höfner den Motten, die er mit bewunderungswürdigem Geschick aufspannte. Bei der Betrachtung durch die Lupe erblickte man in diesen kleinen Tierchen wahre Wunder der Natur, Zeichnungen aller Art, auch in Gold und Silber, und gewahrte bei den kleinsten statt der Flügel nur förmliche Straußfederchen. Was doch die Natur mit schöpferischer Kraft zu leisten vermag! Man staunt und begreift eben weder das Werden, das Sein, noch das Vergehen und Wiederentstehen; und das alles zusammen versinnlicht doch die Unsterblichkeit, zum mindesten für die Geschlechter, wenn auch nicht für die Einzelnen.

Nun erzählte mir Herr Höfner seinen Werdegang, den ich aber, so interessant er auch ist, hier nicht wiedergebe, weil er nicht zu „meinem Leben" gehört.

Mit seiner Hilfe war bald das Quartett gefunden. Ein Schullehrer übernahm die Viola, einer das Violoncell und Herr Höfner die zweite Violine. Ich ließ die Herren samt ihren Instrumenten jede Woche ein- bis zweimal in einem Wägelchen des Gastwirts nach St. Gertraud kommen. Die zwei erstgenannten Herren waren zwar keine Virtuosen, spielten aber mit Lust und Liebe. Nach jedem Quartett war Souper. Herr Laurent Schmidt hatte eine solche Freude an diesen musikalischen Abenden, als ob er dabei selbst mitwirken würde, ich aber gewiß keine mindere, und bedauerte, daß sich dieselben in diesem Jahre auf nur vier Wochen und sechs bis sieben solcher Abende beschränkten.

Abgesehen von Frau Z. und ihrer jüngeren Tochter waren in dem trauten Gasthaus noch andere Gäste zugegen, mit denen wir natürlich Bekanntschaft machten. Ich nenne das Nest „traut", weil nichts fehlte, was dieses Wort in sich schließt: die rauschende Lavant, ein Sägewerk, getrieben von einem lärmenden Nebenbach der Lavant, eine klappernde Mühle, ein hämmernder Schmied, das Schnattern von Gänsen und Enten, das Gackern von Hühnern, das Grunzen von Schweinen, das Muhen von Kühen und das Miauen von Katzen und abends der flackernde Schein der gegenüberliegenden Hohöfen.

Ein Gast, den ich bei diesem ersten Aufenthalt in St. Gertraud vorfand, war der Unternehmer für die zehn Holzjoche und der Montierungsarbeiten der Eisenbahnbrücke über die Save bei Brod, bzw. der fünf Gitterteile für dieselbe, Herr Jochem. Der Mann sah so kräftig aus, daß man hätte glauben dürfen, er sei imstande, Piloten ohne Hojer eintreiben oder herausreißen zu können; dabei war er so an Flüsse und Gewässer gewöhnt, daß er, wenn er nicht Piloten eintreiben lassen konnte, Fische fing; in St. Gertraud fischte er den ganzen Tag. Seine Frau war körperlich sein Gegenteil. Die zwei Söhne hielten die richtige Mitte. Dann war, im Gegensatz zu dem Bauunternehmer, noch der ideale Dichter Vogler mit seiner Gemahlin da, einer geborenen Deinhardstein, und deren junge, hübsche Tochter. Anderer Gäste entsinne ich mich zwar, erwähne sie aber nicht.

Im Verlaufe der nächsten acht Jahre nahmen aber St. Gertraud, die Zahl der Sommergäste und meine musikalischen Veranstaltungen einen solchen Aufschwung, daß ich noch heute mit Stolz an das alles zurückdenke. Was da in baulicher Beziehung, in Gartenanlagen, in musikalischer Richtung, in Unterhaltungen aller Art, in Partien da- und dorthin und dabei im Essen und Trinken geleistet wurde,

ist erstaunlich. Im Forellenessen brauchte man sich des Preises halber nicht zu genieren; es kosteten drei ganz ansehnliche Stücke, die eine Portion bildeten, 18 Kreuzer! Die zunehmende Kultur kennt solche Fischpreise überhaupt nicht mehr.

Herr Laurent Schmidt war ein unternehmender Mann; hierbei kam ihm meine reiche und für ihn sehr kostbare Phantasie ausgiebig zu Hilfe. Wir planten einen schönen Vorgarten mit Springbrunnen vor der Hauptfront des Hauses gegen Süden, Blumenbeete über der Straße vor der Kegelbahn, dann die Renovierung der letzteren, entwarfen den Aufbau eines ersten Stockes auf dem ebenerdigen Nebengebäude, den Plan zu einer Schwimmschule und für Badekabinen auf einer Seite des Weihers im Baumgarten; erstere war dann bald von Kröten und letztere von Schlangen bewohnt, aber man badete doch.

Zu diesem Schlangenbad muß ich aber bemerken, daß die Solidität der daselbst erbauten Badekabinen keine übermäßig große war; das erfuhr ich in bitterster Weise einmal schon am zweiten Tage eines der Urlaube in St. Gertraud. Es kippte nämlich, als ich aus dem Bade herauskam, ein Fußbodenbrett, auf das ich trat, um; ich fiel mit dem Fuß bis zum Knie in die Oeffnung zwischen dem umgekippten und dem feststehenden Brette hinein, schindete mir hierbei das Schienbein nach der ganzen Länge auf und erhielt eine starke Prellung am Knie. Ich mußte infolge dieser starken, sehr schmerzhaften Verwundung 21 Tage im Bett und auf einer Chaiselongue zubringen und konnte vom Bett zu dieser nur auf zwei Krücken gestützt gelangen. Glücklicherweise heilte die abscheuliche Wunde durch Anwendung von antiseptischen Mitteln gut, hinterließ aber eine Haut, mit der die Schönheit meiner früheren ein für allemal begraben war.

Die vorerwähnten Bauten und Verschönerungen wurden nach und nach ausgeführt und rentierten sich ganz gut; denn im Verhältnis zu der wachsenden Zahl der Gäste wuchsen die Preise für Logis, Speise und Trank. Eine besondere Freude machte es Herrn Schmidt, daß ich seinen Besitz an der Lavant (ohne die abseits liegenden Gründe) ziemlich genau aufnahm und fein und schön zeichnete; er ließ diesen Plan einrahmen und hing ihn über meinem Speisetische auf; vielleicht hängt er noch dort.

Unter den vielen Beschäftigungen, die Herr Schmidt im Verlauf der Sturmepochen seines Lebens in vieler Herren Länder und bei vielen Herren getrieben und erlernt hatte, war es besonders die Gärtnerei, die er mit Vorliebe und wirklicher Sachkenntnis betrieb.

Man konnte im Anblick der Blumenpracht, die Herr Schmidt hervorzauberte, förmlich schwelgen; ich aber schwelgte noch mehr in dem Aufschwunge, den nach und nach meine musikalischen Abende und Leistungen genommen hatten. Ich war in diesen vom Geschick außerordentlich begünstigt.

Vom Jahre 1887 an kam alljährlich die verwitwete Frau Marie Katzmayr (Tochter des bekannten Hofkapellmeisters Proch) mit ihren zwei jungen Töchtern Marie und Berta nach St. Gertraud. Die zwei letztgenannten Damen waren im wahrsten Sinne des Wortes musikalisch phänomenale Erscheinungen, die sich mit der Zeit zu einer Höhe entwickelten, daß ich nach 20jährigem Musizieren mit denselben von ihnen, wie der Konservatoriumsdirektor Perger sagen kann, sie sind geradezu „unheimlich" musikalisch. Die ältere, Marie, singt alles, was es im Bereiche der Gesangsmusik gibt; von der „Königin der Nacht" angefangen über sämtliche Koloraturarien der Opern und über Lieder jeder Gattung, über alle Oratorien bis zu den Sopransoli der Neunten Sinfonie und der Missa solemnis von Beethoven, und zwar tadellos schön und stilvoll und mit einer bewunderungswürdigen Atemtechnik. Dabei ist sie eine ausgezeichnete Klavierspielerin und spielt hinlänglich Violine und Viola, um in Saitenquartetten und Quintetten mitzuwirken. Sie ist zudem literarisch und wissenschaftlich hochgebildet, zeichnet, stickt, häkelt und macht Ledertriebarbeiten künstlerisch. Nicht minder musikalisch ist die jüngere Schwester Berta, die sich erst in jüngster Zeit unter Leitung ihrer älteren Schwester zur Gesangskünstlerin mit Altstimme ausgebildet hat. Ihre Hauptinstrumente sind Violine und Klavier. Sie spielt aber auch Viola und Violoncell; in allem übrigen steht sie ihrer älteren Schwester nicht nach, in der Malerei überragt sie sie. Beide haben nur einen Fehler: sie sind zu bescheiden und kennen keine Reklame. Aber man weiß ja, der Prophet im Lande gilt nichts, und so kommt es, daß die beiden Damen mehr im Ausland und auswärts von Wien, als in diesem selbst singen, weil man für schlechtere Kräfte von weither lieber mehr bezahlt als für bessere, die in Wien wohnen und weniger beanspruchen.

Den Höhepunkt unseres Musiktreibens erreichten wir anläßlich der Anwesenheit des Klaviervirtuosen Eduard Stocker, den ich zweimal auf je vierzehn Tage nach St. Gertraud mitnahm und für den ich in Wolfsberg unter Mitwirkung des Fräuleins Marie Katzmayr ein Konzert arrangierte, das glänzend ausfiel und Herrn Stocker ein nettes Sümmchen einbrachte.

Erwähnenswert erscheint mir noch, daß Herr Höfner für mich

ein Saitenquartett komponierte, das wir zu seiner großen Freude gut einstudierten und ihm vorspielten. Es klingt beinahe unglaublich, daß ein Mann ohne bezügliche Studien so etwas zusammenbringt, etwas, das sehr gut klang und nach unseren Urteilen eine bessere Quartettkomposition war als viele neue, die im Druck erschienen.

Wir hatten bei unseren musikalischen Abenden oft auch Zuhörer aus der Reihe der Sommerfrischler, die in St. Gertraud wohnten, oder solchen, die von Wolfsberg ab und zu dahin kamen; unter diesen befanden sich auch Graf und Gräfin Henckel-Donnersmarck.

Außer der jüngeren Tochter der Frau Z. besuchten dieselbe auch die anderen drei Kinder mehrmals und mich auch je einmal meine zwei Söhne.

Am lebhaftesten gestaltete sich das gesellschaftliche Leben, wenn der jüngere Sohn der Frau Z., Wladziu, in St. Gertraud weilte. Der wußte im Verein mit ein paar anderen, sehr lustigen und aufgeweckten Herren, die kleine Schar der jungen Frauen und besonders die der jungen Mädchen so durcheinander zu bringen, daß ich abends manchmal meinen Diener ins Speisezimmer hinunterschicken mußte, um die jungen Leute zu bitten, etwas weniger lärmend vorzugehen, damit ich meines Schlafes nicht zu entbehren brauche. Manchmal wurde die Bitte erfüllt, manchmal aber auch nicht.

Ein besonders lustiger Vogel war Herr Klinnert, Direktor der Graf Henckelschen Zellulosefabrik im nahen Frantschach. Wer hätte es gedacht, daß dieser junge, lebenslustige, in guter Stellung befindliche Mann nicht lange nach seiner Heirat mit einem hübschen Mädchen, Tochter des evangelischen Pfarrers Rolf, der mehrere Jahre nacheinander in St. Gertraud war, sich in einem Wahnsinnsanfall das Leben nehmen würde!

In einer heiteren Stunde ernannten wir Herrn Laurent Schmidt wegen seines würdigen Aussehens und seiner lasterhaft langen, aber immer mit Pathos vorgebrachten Erzählungen zum Großauguren von St. Gertraud (dem Delphi des Lavanttales) und übergaben ihm in einer schönen Rolle ein auf Pergament prachtvoll kalligraphisch geschriebenes Ernennungsdekret, in dem alle seine Schand-, Helden- und Tugendtaten angeführt erschienen und an dem an goldener Kette der Griechische Erlöserorden (von dazumal) angehängt war. Herr Schmidt erschien zu dieser Feier in einer weißen griechischen Toga mit kahlem Haupte, dem wir den verdienten Lorbeerkranz aufsetzten. Von da ab wurde Herr Schmidt nur der Großaugur genannt, was ihn ebensooft ärgerte als schmeichelte.

Der Umgang mit Herrn Höfner und dessen Gespräche über die

geflügelten Insekten erweckten in mir von neuem meine Jugendlust, Schmetterlinge zu fangen, aufzuspannen und schön einzukasteln. Als ich aber eines Abends nach der Musik Herrn Höfner erzählte, ich hätte am Nachmittag einen Zitronenfalter gefangen, dessen obere Flügel weiß, dessen untere schwefelgelb wären, blickte er mich erstaunt an, schob seine Brille auf die Stirn und sagte ganz kategorisch: „Das kann nicht sein.“ Ich brachte den Zitronenfalter herunter, Höfner starrte ihn an, sprang dabei beinahe vom Sessel, schob die Brille wieder auf die Augen und sagte: „Wissen Sie, Exzellenz, damit ist der Beweis erbracht, daß es unter den Schmetterlingen auch Hermaphroditen gibt, was man bisher nicht glaubte.“

Ich schenkte dieses Unikum Herrn Höfner, und damit begann für dasselbe eine Weltreise, von der es bei Lebzeiten gewiß keine Ahnung hatte. Er schickte den Zitronenfalter an verschiedene europäische und zuletzt sogar an eine amerikanische Schmetterlingssammlung, von der er dann unter Beilage von 25 Dollar wieder zu Herrn Höfner zurückwanderte.

Meine Schmetterlingsfexerei war in dieser, meiner Jahre Herbstzeit so groß, daß, um meine Jugend ganz zu versinnlichen, nichts fehlte als der gewisse hintere weiße Zipfel! Ohne Schmetterlingsnetz, Nadeln und Schachteln ging ich überhaupt nicht aus.

Aber damit war der Sport, den ich in St. Gertraud trieb, noch nicht aus! Frau Z. malte auf losen, lichtgrauen Kartons, in denen ellipsenförmige Ausschnitte für die Aufnahme von Kabinettphotographien waren, um den unteren Teil derselben Blumenbukette nach Vorlagen oder nach der Natur. Auf einem derselben malte sie einen Schmetterling, über den ich mir zu bemerken erlaubte, er sei nicht sehr schön! „Ja, so machen Sie mir einen schöneren,“ meinte sie. Darauf sagte ich: „Kritisieren und selbst machen ist nicht dasselbe — ich will es aber versuchen!“

Ich nahm den schönsten der großen Füchse aus meiner Sammlung, die ich hatte, heraus und machte mich daran, ihn aufs genaueste in Aquarellfarben wiederzugeben. Augen hatte ich ebenso gute wie unverwüstliche — und jetzt!!! Der Schmetterling gelang so gut, daß einige Gäste behaupteten, er sei gar nicht gemalt, sondern die Flügel aufgeklebt und nur der Leib gemalt. Dann, dachte ich mir, muß ja des Herrn Fuchses Farbenpracht, Zeichnung und Schmetterlingsstaub gut nachgemacht sein; und nun malte ich auf 25 Blumenbukette der Frau Z. je einen Schmetterling, wobei ich mir die farbenprächtigsten und schönstgezeichneten aussuchte. Ich zeige dieselben heute noch meinen Besuchern mit einem gewissen Stolz. Ein

Künstler, dem ich sie vorlegte, meinte: „Exzellenz, das ist keine gewöhnliche Malerei, das haben Sie mit ‚Andacht und Liebe' gearbeitet. Wenige Augen sind so gut und scharf, daß sie unbewaffnet — ohne Augen- oder Vergrößerungsgläser — das Feine der Zeichnung und Malerei, den Flügelstaub, der darauf zu kleben scheint, wahrnehmen können." Und doch hatte ich alles mit freiem Auge gemalt.

Den 25 lichtgrauen Kartons, für ein Album bestimmt, folgten bald 25 ganz lichtbraune Kartons für ein zweites Album, mit 25 neuen Buketten und ebensovielen Schmetterlingen, von denen ich aber nur den Leib malte und wirkliche Schmetterlingsflügel aufklebte; eine sehr heikle Arbeit, bei der man kaum atmen darf, denn jeder Atemzug, der die zum Gummieren bereitliegenden Flügel trifft, weht sie über den Tisch auf den Boden, von dem sie ohne Lädierung nicht leicht aufgehoben werden können. Bei sehr vorsichtigem Behandeln und Gummieren der rückwärtigen Seiten der Flügel bleibt der Schmetterlingsstaub auch fest auf den vorderen Seiten derselben. Auch diese Arbeit wurde in St. Gertraud vollendet.

Mit der früher beschriebenen Schmetterlingsmalerei war der erste Schritt zur ernsthaften Malerei in Oel geschehen, die ich ein Dezennium meiner Pensionszeit pflegte und erst aufgab, als das Licht meiner Augen wenigstens zur Hälfte erlosch — doch davon später am richtigen Orte.

Die Leser, welche die Beschreibung des durch neun Jahre alljährlich im Sommer zugebrachten Urlaubs in St. Gertraud durchblättern, dürften glauben, daß meine Generalgenieinspektorstätigkeit keine sehr große gewesen sein könne, wenn sie mir eine jährliche Abwesenheit von zwei Monaten und so viele andere Beschäftigungen gestattete. Ihnen sei bekanntgegeben, daß diese zwei Monate in die sog. tote Geschäftszeit fielen, in der die meisten Spitzen der Behörden selbst auf Sommerfrische gingen, ich aber während der ganzen Zeit meinen schriftlichen Dienst fortmachte, oft Stöße von Akten erledigte, Gutachten abgab, Pläne entwarf und oft selbst zeichnete. Abgesehen davon, daß mein erster zugeteilter Stabsoffizier zeitweise selbst mit Akten nach St. Gertraud kam, konnte ich, telegraphisch berufen, binnen kürzester Zeit in Wien sein.

Gegen Schluß des Jahres 1880 ward mir noch die große Freude zuteil, daß Seine Majestät vor einer Sitzung bei Allerhöchstdemselben sich sehr lobend über die eingehende und charakteristische Beschreibung meiner Generäle ausdrückte.

Um das zu erhärten, was ich früher über meine Tätigkeit in den mir bewilligten Urlauben sagte, müßte ich eigentlich anführen,

ich habe in denselben so und so viele Akte erledigt, so viele Gutachten und Kritiken abgegeben und so viele Pläne skizziert oder entworfen.

Die Tätigkeit eines Generalgenieinspektors ist gegenüber der von anderen hohen Stellen ausgeübten eine ganz besondere und dadurch, daß ihm kein Geschäftsapparat zugewiesen ist, wie sie das Reichskriegsministerium und das Militärkomitee haben, eine rein persönliche. Das, was ich als Generalgenieinspektor in meritorischer und stilistischer Art zu geben hatte, mußte das Charakteristikum meiner Person und meines Denkens und Wissens werden; infolgedessen konzipierte ich alle wichtigeren Aktenstücke selbst und darf deshalb behaupten, daß es unter den hohen Funktionären der Militärhierarchie wenige gegeben haben dürfte, die eigenhändig so viel arbeiteten wie ich.

Es wurde mir auch von mancher Seite zu erkennen gegeben, daß es denn doch nicht nötig wäre, so viel persönlich zu schaffen; insbesondere meinte man, selbst zu projektieren und zu zeichnen sei doch nicht nötig. Das wäre aber ganz entgegen meinem Lebensprinzip gewesen, das lautete: „Was du selbst machen kannst, mache selbst." — Ich erinnere mich sehr gut, wie eines Tages in einem späteren Jahre der belgische Generalgenieinspektor Brialmont in meine Kanzlei kam, um mir sein Prachtwerk, betitelt: „La fortification du temps présent" zu übergeben. Er fand mich gerade an der Arbeit, wie ich ein Fort für den Ort X. entwarf und zeichnete. „Was," rief er, „Sie zeichnen noch selbst? Das tue ich schon längst nicht mehr." — Ich erwiderte: „Dann haben Sie eben Kräfte, die für Sie projektieren und zeichnen. Und bringen diese Kräfte das, was Sie sich denken, auch immer richtig und in richtiger Zeit zu Papier?" — „Das nicht," meinte Seine Exzellenz, „es dauert oft lange genug, bis ich mit dem, was die anderen unter meiner Angabe zustande bringen, zufrieden bin." — „Sehen Sie, Exzellenz, weil ich das auch finde und gefunden habe, so skizziere und zeichne ich lieber selbst, als mich in endlosen Kritiken und Explikationen zu ergehen; denn die Sprache des Ingenieurs ist und bleibt schließlich doch: Maßstab, Parallele, Zirkel und Blei. Mit ein paar Strichen sagt man oft mehr als mit Worten." Der Schluß dieses Gespräches war, daß er mir zugab, ich hätte eigentlich recht, aber bequemer wäre seine Methode.

Ich hatte einmal in meiner Kanzlei einen Offizier zugeteilt zum Zwecke des Projektierens. Er war voll Geist, Wissen und Ehrgeiz; die Arbeit hatte Eile, ich verlor vor immerwährendem Korrigieren die Geduld und — zeichnete sie selbst.

Das Jahr 1881 war ein ziemlich inhaltreiches. Schon am

12. Januar legte ich dem Reichskriegsministerium das Programm für die Inspizierungen des Jahres vor; das Reichskriegsministerium genehmigte es.

Ich wollte in einer ersten Reise ganz Südtirol bzw. die dort ausgeführten und proponierten Befestigungsanlagen ansehen, in einer zweiten Linz und das Regiment in Krems besichtigen, in einer dritten die Bauten in Kärnten, in einer vierten die Bauten in Galizien ansehen und dabei eine Streitfrage über die Wahl äußerer Punkte in der Ceresinagruppe zur Entscheidung bringen und schließlich noch, nach meinem Urlaube in St. Gertraud, Fiume und Pola inspizieren.

Für die Inspizierung in Südtirol war mir das Land in Beziehung dessen, was dort zur Sicherung geschehen sollte, sehr wohl bekannt; weniger Kenntnis hatte ich jedoch von dem, was geschehen war. Der damalige Truppendivisions- und Militärkommandant zu Innsbruck, Seine Exzellenz Feldmarschalleutnant Franz Graf Thun-Hohenstein, war um sein Südtirol sehr besorgt und dabei ein unruhiger und ungeduldiger Herr, dessen Diensteifer es nicht erwarten konnte, daß auf dem langsamen Wege bureaukratischer Entwicklung vielleicht doch nach und nach etwas Zeitgemäßes und wirklich Gutes entstehen könnte.

Da Seine Exzellenz wußte, wie gut ich die Verhältnisse in Südtirol kenne und wieviel mir selbst daran liege, daß dieses schöne, aber nicht leicht zu befestigende Land, das wie ein Keil in fremdes Land eingetrieben und daher von diesem umgeben war, endlich nach einheitlichem Plane gesichert werde, so besuchte er mich bei seinen gelegentlichen Anwesenheiten in Wien beinahe jedesmal, um mit mir bald über dies, bald über jenes, was in Südtirol vorgenommen werden sollte, Rücksprache zu pflegen. Leider gingen unsere Ansichten hinsichtlich der zu erbauenden Fortifikationen ziemlich auseinander; er huldigte dem Grundsatze: „Lieber etwas als nichts," ich dem: „Lieber nichts als etwas, was nicht für alle Fälle entspricht."

Nach seinem Grundsatze wurde für einen Pappenstiel an bewilligtem Gelde auch ein Pappenstiel an Fortifikationen ausgeführt, bei denen man im Ernstfalle wahrscheinlich Enttäuschungen erlebt hätte. So erinnere ich mich, daß er, als ich ihm für einen prachtvollen Punkt, von dem aus eine Geschützwirkung beinahe allseitig nötig und möglich war, den Bau eines Werkes mit einem Panzerturm vorschlug, ganz konsterniert aufsprang und meinte: „Für das Geld, was ein Werk mit einem Panzerturm kostet, kann ich sehr viele Punkte in Südtirol befestigen." Das Werk mit Panzerturm steht nun aber doch und nebenbei eine Anzahl von — wenn auch

nicht idealen, so doch ganz guten — widerstandsfähigen Werken. Diese sind der großen Zähigkeit zuzuschreiben, die Seine Exzellenz Graf Thun der Frage widmete, bis er endlich eine Geldsumme zugewiesen erhielt, die das Entstehen dieser Befestigungsanlagen gestattete. War ich auch nicht einverstanden mit der Art, wie diese entstanden, d. h. daß man für diesen Fall exzeptionell einzelnen, wenn auch sehr begabten Offizieren in der Frage plein pouvoir gab, so mußte ich nach dieser Inspektion doch lobend hervorheben, daß um eine verhältnismäßig geringe Summe vierzehn Punkte befestigt wurden. Mit den hierbei in Vorschlag gebrachten neuen Prinzipien konnte ich mich deshalb nicht einverstanden erklären, weil ich der Ansicht war und noch bin, daß sich die fortifikatorischen Prinzipien nicht geändert haben, sondern nur deren körperliche Versinnlichung infolge des Fortschrittes der Waffen, insbesondere der Geschütze.

Nach der Rückkunft von dieser Inspizierung wurde mir zu meiner Ueberraschung und Freude mit Allerhöchster Entschließung vom 6. April 1881 die Würde eines Geheimen Rates verliehen.

Da die bisherige Befestigung von Südtirol noch gar manche Lücken aufwies, brachte das tätige Militärkommando in Innsbruck neue Anträge beim Reichskriegsministerium vor, über die dasselbe kommissionelle Beratungen unter meinem Vorsitze anbefahl. Die kommissionellen Anträge samt einem Gutachten von mir wurden gutgeheißen, und infolgedessen entstanden zur Ergänzung der Befestigungen von 1880 im Jahre 1881—1882 vier neue Werke. Mit dem hierbei befolgten dienstlichen Vorgange war man wieder in das alte Fahrwasser von Anregung, Vorlage, Begutachtung und Ausführung zurückgelangt.

Da es mir nicht zusteht, über jede einzelne in Vorschlag gebrachte Befestigung zu schreiben, so erwähne ich nur, daß ich bei allen durch den obengeschilderten Vorgang zur Mitwirkung berufen ward, daß ich also mit gutem Gewissen sagen kann, ich habe an den in dieser Zeit in Frage stehenden und in Ausführung gekommenen fortifikatorischen Anlagen im Bereich unserer Monarchie tätig mitgewirkt.

Diese Mitwirkung wiederholte sich durch die ganze Zeit (zwölf Jahre) in dieser Form, und so werde ich, um den Leser nicht zu ermüden, nur dann hiervon etwas erwähnen, wenn sich dabei etwas ganz Besonderes ergab.

Die zweite Inspizierungsreise führte mich nach Krems und Linz. In ersterem Orte inspizierte ich das 1., 3. und 5. Bataillon des 2. Genieregiments, welches der sehr tätige und tüchtige Regiments-

kommandant Oberst Friedrich Ritter von Pollini kommandierte. Die Inspizierung, die bis ins Detail vorgenommen wurde, hätte gewiß auch einen Truppengewandteren vollauf befriedigt. Der Geist im Offizierskorps war ausgezeichnet, und ich erinnere mich gern an das heitere Festessen und die Trinksprüche, die dabei gehalten wurden. Gehörte ich auch nie zu denen, die alles glauben, was einem bei solchen Gelegenheiten Schmeichelhaftes gesagt wird, so erwärmte mich der glänzende Toast, den der Regimentskommandant losließ, doch bis ins Innerste meines Herzens. Ich fühlte mich nie wohler als in der Umgebung der Offiziere meiner Waffe.

Von da ging es nach Linz. Ueber diese Stadt, ihre Umgebung und ihren strategischen Wert haben die Ansichten im Laufe der Jahre viele Wandlungen durchgemacht. Gewiß ist es aber, daß der Erbauer dieses verschanzten Lagers, Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Maximilian, mit seinen Ansichten über Fortifikation seiner Zeit bedeutend voraus war. Er gestaltete Linz zu einem verschanzten Lager, das in bezug auf seine Größe nicht weit von den jetzigen Ansichten zurück war. Er umgab Linz auf dem rechten Donauufer mit 23 und Urfahr am linken Ufer mit 9 sogenannten maximilianischen Türmen, überdies war die Donau durch Werke gesperrt und der Pöstlingberg durch fünf Türme in eine Art Kastell verwandelt; aber auch in der Wahl der Punkte zeigte der kaiserliche Herr großes Geschick und kaum minderes im Aufbau derselben, da sie trotz ihrer bedeutenden Höhe (3 Stockwerke) das natürliche Terrain nicht hoch überragten und gegen Feindesseite für zwei volle Stockwerke Erdvorlagen hatten.

Selbst die bautechnischen Konstruktionen und Ausführungen waren sehenswert. Ich besah wenigstens mit Interesse noch zwei der restlichen Türme, die zum Belage und als Magazine dienten; denn Linz ist, wie bekannt, seit langem schon als Festung aufgelassen und die meisten der Türme sind verschwunden.

Die dritte Inspektionsreise wurde gemacht, um die Bauten in Malborghetto und Flitsch zu besichtigen. Dieselben standen unter dem Kommando des schon öfters erwähnten Oberstleutnants Gustav Graf Geldern-Egmond zu Arçen, dem speziell für Flitsch Geniehauptmann 1. Klasse August Ritter von Noe zugeteilt war. Die letztgenannte Befestigung interessierte mich ganz besonders, weil ich dazu das Projekt verfaßt hatte. Die Sperre von Malborghetto bot wieder dadurch viel Interesse, daß das Terrain für die Anlage eines den neuesten Anforderungen entsprechenden Werkes sehr viele Schwierigkeiten bot, die jedoch vom Bauleiter mit seinem gewohnten Geschick überwunden wurden.

Die vierte Inspektionsreise führte mich nach Krakau, Przemysl und Lemberg. In Krakau und Przemysl, in dem die Festungsbauten im vollen Zuge waren, gab es ebensoviel zu sehen, als für mich jetzt darüber zu schweigen. Geniechef und zugleich Befestigungsbaudirektor war zu jener Zeit Generalmajor Anton Werner, der bei seinem ausgeprägten praktischen Sinne die Bauten mit ebensoviel Geschick in Szene setzte als überwachte.

Außer den Befestigungsanlagen waren in Krakau, Przemysl und Lemberg noch viele Unterkünfte u. s. w. zu inspizieren.

Nach meinem Urlaub in St. Gertraud inspizierte ich Fiume und Pola. In Fiume interessierte mich außerordentlich die Torpedofabrik des Herrn Withead, der mich in alles, selbst in die Geheimnisse der Torpedos, Einblick nehmen ließ. Ich war von der Feinheit der inneren maschinellen Teile ganz überrascht. Herr Withead zeichnete eben eigenhändig, wie ein Torpedo aus dem Hinterteil eines Schiffs unter Wasser abgefeuert werden könne.

Ich dachte mir sofort, eine solche Abfeuerung könnte ja auch von einer Torpedolandbatterie aus geschehen, und verwirklichte diese Idee durch ein dahingehendes Projekt, das ich zur Vorlage brachte und als unterseeische Torpedobatterie für Hafenverteidigung bezeichnete. Man erkannte mein Projekt und meine Idee für lebensfähig, ausgeführt wurde sie jedoch nicht.

Die Festungsbauten in Pola standen unter der Direktion des Geniestabsoberstleutnants Otto Beck von Nordenau. Das war der richtige Mann für diese interessanten, mit so vielem Neuen auszurüstenden Bauten. Ich hatte dafür nur vorzügliche Offiziere gewählt und in Antrag gebracht. Worin das bestand, was ich zu besichtigen hatte und mit größtem Interesse besichtigte, darf ich nicht sagen.

Die Verfassung der fünf Inspizierungsberichte, bei denen es an Zeichnungen und Anträgen nie fehlte, war immer eine große und oft recht schwierige Arbeit.

Im Verlaufe dieses Jahres hatte ich die langweilige Expatriierung meines Sohnes Paul aus der Schweiz und seine Aufnahme in die österreichische Staatsbürgerschaft, mit der Heimatszuständigkeit in der Stadt Graz, durchgeführt. Er hatte sich entschlossen, und wir Eltern waren damit einverstanden, in die österreichische Armee einzutreten. Wir gaben ihn in die sehr gut renommierte Kavalleriekadettenschule in Mährisch-Weißkirchen, in der er die Jahre 1881, 1882 und 1883 zubrachte und aus der er als Kadett zum Dragonerregimente „Alexander Prinz von Hessen und bei Rhein Nr. 6" ausgemustert wurde.

Im Verlaufe dieses Jahres spitzte sich die Bewegung in den Okkupationsgebieten und der Krivošije bis zu offenem Aufstande zu.

Ich habe schon früher erwähnt, daß zwar die Okkupation, nicht aber die wirkliche Pazifikation Ende des Jahres 1878 durchgeführt erschien. Die Bevölkerung war niedergekämpft, Ordnung und Ruhe dem Aeußern nach hergestellt, aber die Bewohner waren mit dem Beginn der Pazifikation nicht zufrieden. Die Türken zeigten sich als die scheinbar Ruhigsten, die Serben und spanischen Juden fischten wie immer im Trüben, und die Christen, an Zahl gering, geographisch zerstreut, hatten von alledem, was sie erwarteten, vorläufig nichts erhalten und gehörten deshalb ebenfalls zu den Unzufriedenen. Die Regierung konnte selbstverständlich ihre schwierige Arbeit nicht mit dem Umsturz alles Bestehenden beginnen. Sie mußte vorläufig das Bestehende belassen und dieses in feste Bahnen lenken, dann erst, nach gesammelten Erfahrungen, die Zukunftspläne für kulturelle Entwicklung und den Uebergang in europäische staatliche Ordnung studieren, bevor sie, und das nur nach und nach, zur Tat schritt.

Es war des Schaffens außerordentlich viel, um Land und Bevölkerung aus den desolaten und chaotischen Zuständen heraus und in geordnete Verhältnisse zu bringen. Es war um so schwerer, als sich die drei Religionssekten scharf gegenüberstanden und jede derselben das Heil von verschiedenen Anordnungen, Einführungen und Gesetzen erhoffte.

Eine der wichtigsten Fragen bildete die Agrarfrage. Ihre Lösung wurde von den bisher geknechteten und verachteten Christen sofort nach dem Einmarsche unserer Truppen von der Regierung erwartet, und da dies nicht erfolgen konnte, wurde auch dieser Teil der Bevölkerung unzufrieden und ging ins feindliche Lager über.

Wie bei jedem Kulturbeginn wanderten anfangs mit den Kulturträgern nichts weniger als gute Elemente mit in das eben besetzte Land. Gesindel aller Art strömte mit hinein, und daher waren insbesondere die Türken, nach den Charaktereigenschaften weitaus der beste Teil in den fraglichen Gebieten, über das, was die Kultur anfangs brachte: liederliche Dirnen und schlechte Waren aller Art, nichts weniger als entzückt, begruben deshalb ihre Hoffnungen vorläufig und wanderten zum großen Teile aus.

Mit der Besserung dieser Einwanderungszustände, denen die Regierung scharf entgegentrat, kehrten nach und nach viele der Ausgewanderten wieder zurück.

Die Unzufriedenheit aller drei Religionssekten wurde durch Emissäre aus Nachbarländern und sogar durch solche vom Auslande

genährt, bis es endlich gegen den Winter 1881—1882 zum offenen Aufstande, in Form von da und dort auftauchenden kleineren und größeren Räuberbanden und sogar organisierten Insurgentenscharen, kam.

Die Regierung war gezwungen, diesem Zustande mit starker Hand planmäßig entgegenzutreten. Da diese Banden und Scharen alle Schlupfwinkel des Landes kannten und benutzten, bald da, bald dort, besonders längs der Grenzen erschienen und wieder verschwanden, und die Bewohner ihnen aus Furcht vor Racheakten Vorschub leisteten, kam es zu einem förmlichen Guerillakrieg, der an die Truppen die größten Anforderungen stellte, die man sich denken kann. Mit Stolz kann aber behauptet werden, daß sie diesen vollständig entsprachen.

Die Bewegung begann in der Herzegovina früher als in Bosnien, und dort spielte der seit 1869 schon bekannte Stojan Kovačević neuerdings eine große Rolle. Daß sich die Krivošijaner der Bewegung anschlossen, ist selbstverständlich. Im Jahre 1869 lehnten sie sich gegen die Rekrutierung unter der Begründung auf, daß sie nach dem Gesetz vom Jahre 1814 davon frei seien, und jetzt, da sie zur Landwehr pflichtig werden sollten, war dies für sie ein Grund, sich der Bewegung in der Herzegovina anzuschließen.

Die Vorbereitungen zur Niederwerfung bestanden in zahlreichen Truppenergänzungen und Nachschüben aller Art und nahmen ziemlich viel Zeit in Anspruch. Dann begann die eigentliche Bekämpfung sowohl in Bosnien als auch in der Herzegovina und Süddalmatien. Da dieser Teil in geographischer Beziehung eng mit der Herzegovina im Zusammenhange steht, so wurden, um in diesen zwei Ländern einheitlich militärisch vorgehen zu können, die Truppen der Herzegovina dem Statthalter von Dalmatien, dem damaligen Feldmarschalleutnant Stephan Freiherr von Jovanović, unterstellt. Es konnte wohl kaum für diesen Posten ein besserer höherer General gewählt werden; denn Feldmarschalleutnant Jovanović kannte Land und Leute, deren Art der Kriegführung von früher her genau und beherrschte auch ihre Sprache.

Die eigentlichen Feindseligkeiten in der Herzegovina und Südbosnien begannen im Januar, im Cattareser Bezirk im Februar 1882.

Da ich aber nur meine Erlebnisse schreibe und nicht die Geschichte dieses Aufstandes, so muß ich die Leser, die sich dafür interessieren, auf das offizielle Werk des Generalstabes, „Der Aufstand in der Herzegovina, Südbosnien und Süddalmatien 1881—1882. Wien 1883“, verweisen. Aus diesem Werke geht hervor, was die

Leser interessieren dürfte, daß bis zur Beendigung der Insurrektionsbewegung eine lange Zeit, beinahe ein Jahr, verstrich und innerhalb dieser Zeit die unglaublich große Zahl von 227 einzelnen, kleineren und größeren Affären, darunter über 40 Gefechte, stattfanden, die jedoch nur einen Verlust von 336 Toten, Verwundeten und Vermißten verursachten.

Im Verlauf der Bekämpfung der Insurrektion gelangte von den zwei kommandierenden Generalen, besonders von Feldmarschalleutnant Jovanović, eine solche Masse von Berichten und Anträgen, darunter sehr viele in Form von Telegrammen, an das Reichskriegsministerium, daß dieses sich förmlich genötigt sah, die Ueberschwenglichkeit derselben zu perhorreszieren. Die telegraphischen Anträge ließen zudem manches an Deutlichkeit zu wünschen übrig, manche Vorschläge wiesen Widersprüche in bezug auf das, was gewünscht oder notnotwendig war, auf, und manches war schon anbefohlen.

Um Klarheit und Ordnung in die Sache zu bringen, setzte das Reichskriegsministerium für den 13. März 1882 eine Kommission ein, der Seine Exzellenz der Chef des Generalstabes mit Offizieren desselben, ich mit Offizieren der Geniewaffe und die bezüglichen Ressortabteilungsvorstände beigezogen wurden.

Die Kommission erkannte die Unmöglichkeit, vom grünen Tische aus die gewünschte Klarheit zu schaffen, und einigte sich in dem Beschlusse, das Reichskriegsministerium möge Seiner Majestät in einem alleruntertänigsten Vortrage die Entsendung einer Kommission in die Insurrektionsgebiete anempfehlen, die aus mir, dem Oberstleutnant Wilhelm Ebhardt des Geniestabes, zugeteilt der achten Abteilung des Reichskriegsministeriums, dann dem Major Theodor Millinković des Generalstabes zu bestehen habe.

Oberstleutnant Ebhardt war von allen Anträgen, die von den zwei kommandierenden Generalen in den Okkupationsgebieten gestellt waren, vollkommen unterrichtet. Major Millinković kannte Land und Leute und war der dortigen Landessprache mächtig.

Seine Majestät genehmigte den Antrag des Reichskriegsministeriums, und dieses erteilte mir und den zwei beigegebenen Stabsoffizieren den Befehl, sofort nach Dalmatien und den Okkupationsgebieten abzureisen. Es war dies also keine Inspektions-, sondern eine Missionsreise, die dadurch ihre volle Weihe erhielt, daß Seine Majestät geruhten, mich in Audienz zu empfangen, um mir Allerhöchst mündlich noch die Weisungen zu geben, worauf ich mein Augenmerk zu richten und worüber ich speziell zu berichten haben werde. Seine Majestät hatten überdies die Gnade, mir einen Bogen

zu überreichen, auf dem die Fragen, die ich zu beantworten hatte, von Seiner Majestät höchsteigenhändig niedergeschrieben waren. Ohne den Inhalt derselben, wie es mir nicht zukommt, näher zu bezeichnen, darf ich darüber doch erwähnen, daß ich schon vor der Beantwortung derselben in nicht geringer Besorgnis war und jetzt dachte, das werde ein schwieriger Missionsbericht werden, bei dem jedes Wort, das ich zu schreiben habe, wohlüberlegt sein wolle.

Wir sammelten alles an Akten, Berichten und Karten, was für die Erfüllung unserer Mission von Nutzen sein konnte, unter anderem auch die strategische Basis für die fortifikatorischen Anträge, die der Chef des Generalstabes für unsere Mission hatte ausarbeiten lassen.

So ausgerüstet traten wir diese schwerwiegende Mission am 18. März früh an und erreichten Triest am Abend.

Den 19. benutzten wir, um uns mit dem Militärbaudirektor über Arbeiter, deren Lohn und andere Verhältnisse zu verständigen, falls man für die Bauten im Cattareser Bezirk und in der Herzegovina auf einen Arbeiterzuschub von Triest zu rechnen gezwungen wäre, was sogar wahrscheinlich erschien.

Abends fuhren wir mit einem uns vom Lloyd zur Verfügung gestellten sog. Schnelldampfer kleinsten Kalibers gegen Dalmatien ab. Der Dampfer war lang und schlank wie eine Tanne; sein Salon, in dem wir schlafen sollten, hatte kaum Raum für drei ausgestreckte Männer, wie wir waren. Es war vorauszusehen, daß das Schiff beim geringsten Wellengange in eine stampfende oder rollende Bewegung geraten müsse; es stand aber nichts zu befürchten, denn es war herrliches Wetter und ruhige See. Wir schliefen vorzüglich und erwachten guten Mutes, frühstückten mit Appetit und legten in unserem Diensteifer sofort Akten und Karten auf den kleinen Tisch, um in einem förmlichen Kriegsrate den Feldzugsplan zu beraten, den wir gegen Personen oder Ansichten zu führen haben dürften. Mittlerweile wurde die See immer unruhiger, und es begann das befürchtete Rollen des Schiffes. Major Millinković wurde blaß, hob den Kopf von den Akten auf, tastete mit beiden Händen nach demselben, stand auf, meinte: „Es ist mir schlecht" und war, eh' wir es recht sahen, aufs Verdeck verschwunden. Oberstleutnant Ebhardt und ich hielten noch stand, aber nicht lange; ersterer ergriff auch die Fahnenflucht aufs Verdeck. Damit war der Kriegsrat gesprengt, die Stimmenmehrheit von mir allein nutzte nichts. Die Schiffsbewegung wurde immer stärker, wir zwei eben Genannten konnten uns nur mit Mühe am Takelwerk festhalten.

Gegen Mittag und nachdem wir in den Kanal di Spalato eingefahren waren, beruhigte sich die See, wir konnten zu Mittag speisen und, bevor aufgedeckt wurde, unsere Kriegsratsakten, die in gräßliche Unordnung geraten waren, ordnen.

Um 4 Uhr nachmittags kamen wir in Spalato an. Da wir vor 6 Uhr nicht weiterfahren konnten, benutzten wir die Zeit, um die Merkwürdigkeiten der Stadt, insbesondere die Reste des Palastes des Diokletian anzusehen. Nach ruhiger Weiterfahrt landeten wir um 9 Uhr morgens am 21. März im Hafen von Gravosa, woselbst uns der Geniechef Oberst Karl Markl und der Geniedirektor Major Alexander von Zaręba empfingen und sich bei mir meldeten.

Es versteht sich von selbst, daß wir sofort nach unserer Etablierung in Ragusa zu Feldmarschalleutnant von Jovanović eilten, um uns bei ihm zu melden. Er empfing uns zwar außerordentlich freundlich, lud uns gleich zum Essen ein, aber ein gewisses Mißtrauen gegen uns und unsere Sendung konnte er doch nicht ganz verbergen. In dem Gespräch, das ich nach unserer gemeinsamen Meldung mit ihm allein hatte, suchte ich ihn über alles auszuholen und auszufragen, was mir zur seinerzeitigen Berichterstattung notwendig erschien, konnte aber gar manches noch nicht vollauf erfahren, da Feldmarschalleutnant von Jovanović sprungweise über vieles auswich. Ich dachte mir, er werde dies im Verlaufe der weiteren Verhandlungen wohl aufgeben, wenn er zur Erkenntnis komme, daß wir in allen Fällen vollkommen objektiv bleiben und dabei nie vergessen, daß er doch der eigentliche, verantwortliche Kommandant sei, dem wir ja nicht entgegenzutreten, sondern mit dem wir gemeinschaftlich die künftigen Anträge zu stellen hätten. Aber so viel sahen wir schon, daß er in sehr aufgeregter Stimmung war, die wir aber weniger unserem Erscheinen als dem Leben, das er führte, zuschreiben mußten. Er lebte bis tief in die Nacht hinein, gönnte sich in dieser nur wenig Ruhe und war schon in aller Früh wieder zu Pferd oder an der Arbeit; dabei aß und trank er gut und viel. Ganz überrascht war ich durch seine wiederholte Frage, ob ich den Geniechef herbefohlen habe. Ich erwiderte: „Nein, aber ich finde es natürlich, daß er als dein Geniechef hier ist." Hierauf sagte Feldmarschalleutnant von Jovanović: „Ich brauche ihn nicht hier, er langweilt mich mit seiner Gelehrsamkeit und seinen breiten Auseinandersetzungen."

Wie ich den Geniechef kannte, fand ich diesen Ausspruch zwar nicht gerecht, aber begreiflich; es ging mir auch nicht anders. Aber um gerecht zu bleiben, muß ich dem Geniechef doch zugestehen, daß er wissenschaftlich, im Fache wie im allgemeinen, und auch sozial ein

hochgebildeter Mann war, dabei ein Bewunderer von Naturschönheiten, ein gewandter Jäger und ausdauernder Tourist.

Ich fand es übrigens ganz dienstgemäß, daß er sich uns anschloß, da alle Anträge, die wir zu machen hatten, im Bereiche seines Geniechefsterritoriums lagen und er daher, falls dieselben zur Ausführung kommen würden, die Oberaufsicht darüber zu führen hätte.

Das Lob, das Feldmarschalleutnant von Jovanović den anderen Offizieren meiner Waffe spendete, die in Ragusa und dem Cattareser Kreise zu arbeiten hatten, mußte mich als deren Chef sehr erfreuen.

Nach dem Essen nahm Feldmarschalleutnant von Jovanović den Major Millinković zu einer Spazierfahrt mit, auf der das Gespräch fast alle Fragen und Anträge berührte, die zu beantworten und zu stellen waren. Nach der Rückkunft von dieser Fahrt stellte uns der Kommandierende seinen Dampfer „Andreas Hofer" für die Weiterfahrt nach Castelnuovo zur Disposition. Wir empfingen, wohl kaum unbegründet, den Eindruck, als ob Feldmarschalleutnant von Jovanović froh sei, uns so bald los zu haben; wenigstens von Ragusa, denn es war ja unausbleiblich für ihn, uns noch weiters und öfters zu genießen.

Wir fuhren um 9 Uhr abends ab und kamen wohlbehalten um 5 Uhr 30 Minuten früh in Castelnuovo an. Generalmajor Winterhalder, sein Generalstabsoffizier Hauptmann Franz Conrad von Hötzendorf und sein Ordonnanzoffizier kamen an Bord, um sich bei mir zu melden und die weitere Expedition in die Krivošije zu besprechen, der sich die Erwähnten selbstverständlich anschlossen und zu der Konteradmiral Anton Ritter von Wiplinger die „Fasana", die hier vor Anker lag, zur Disposition stellte.

Wir übersiedelten auf diese, fuhren sofort ab und kamen schon um 6 Uhr 30 Minuten früh in Risano an. Hier lag das Panzerschiff „Erzherzog Albrecht" unter Kommando des Linienschiffskapitäns Moritz Freiherrn Manfroni von Manfort, eines damals in der Armee wohlbekannten Mannes, vor Anker. Seine ausgezeichneten Taten hatten ihm schon in verhältnismäßig jungen Jahren, und zwar am Gardasee 1866 das Ritterkreuz des Theresienordens und bei weiteren Anlässen den Eisernen Kronenorden III. Klasse und das Militärverdienstkreuz, beide mit der Kriegsdekoration, eingebracht. Eben hatten auch die Gegner seine wohlgezielten, mit hoher Elevation abgegebenen Schüsse gegen die Abhänge oberhalb Perasto, auf denen sie mit feindseligen Absichten herumkletterten, zu spüren bekommen.

Es war das erstemal, daß ich die Bocche di Cattaro sah, und zwar vorderhand nur teilweise. Ich war durch die Naturschönheit

überwältigt, so viel ich auch von derselben gehört und gelesen hatte. Ein Vierwaldstätter See, aber, wenn auch nicht von höheren Gebirgen umgeben, durch die steil aus dem Meer aufsteigenden, zerklüfteten, immerhin auch sehr hohen Berge grotesker als jener. Man muß diese Gegend gesehen haben, um die Schwierigkeit der Kriegführung hier zu begreifen.

Hierbei möchte ich jetzt schon eine Bemerkung machen, durch die manche unserer Befestigungsanträge ihre Erklärung finden. Die Bevölkerung, lauter wilde Gesellen, die stets mit einem Arsenal von Waffen herumgehen, fühlt sich nur dann besiegt, wenn man sich in den Besitz der höchsten Punkte ihres Landes gesetzt hat. Solange sie auf den Feind heruntersieht, fühlt sie sich nicht besiegt. Nichts hat diesen kriegslustigen und grausamen Bewohnern mehr imponiert, als daß wir es wagten, trotz aller Bauschwierigkeiten viele der höchsten Gipfel mit fortifikatorischen Werken zu krönen. So bildet das Wachhaus auf der „Gliva" bei Trebinje einen großen Gedenkstein für beinahe die ganze Herzegovina, da man es von überall sieht.

Oberstleutnant Eduard Rziha des Infanterieregimentes Nr. 43, der uns an der Riva empfing, hatte schon für Reitpferde Sorge getragen, so daß wir bald nach unserer Ankunft in Risano über Ledenice den Aufstieg in die eigentliche Krivošije beginnen konnten. Damit begann eine Expedition, die uns durch ein vollkommen kriegsmäßig besetztes Gebiet, das schon an und für sich sehr interessant und eigentümlich war, führte, in dem erst in allerjüngster Zeit, am 11. März 1882, einer der letzten und erbittertsten Kämpfe ausgefochten worden war.

Ich lernte in dem Führer unserer Expedition, dem Generalmajor von Winterhalder, einen äußerst gediegenen, ruhigen, überlegten, für das Wohl seiner Truppen besorgten Mann kennen, dessen ich mich zeitlebens mit wärmster Anhänglichkeit erinnern werde. Er war von den ihm unterstehenden Offizieren und Truppen hoch verehrt, was sich überall bei unserem Erscheinen deutlich zeigte. Kaum minder gern erinnere ich mich der Bekanntschaft, die ich damals mit dem jungen, geistvollen Hauptmann des Generalstabes, Conrad von Hötzendorf, machte, dem jetzigen Chef des Generalstabes, der damals gewiß schon einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die gediegenen Pläne zur raschen Besiegung der Insurrektion im Cattareser Gebiet ausübte.

Der Mangel an Entwicklungsraum, um auf die sehr steil ansteigenden Höhen des Mittelrückens der Krivošije zu gelangen, führte zur Anlage von Serpentinenwegen von vielen kurzen Serpentinen mit

meist zu engen Wiederkehren. Von Risano führt ein Weg bei mäßiger Steigung bis zu einem Quellbrunnen, der dadurch geschichtlich wurde, daß dort der 1869er Aufstand seinen blutigen Anfang nahm: dort wurde der eine Patrouille vom Infanterieregimente Erzherzog Albrecht Nr. 44 führende Oberleutnant Graf Nostitz-Rieneck überfallen und erschossen, seinem Leichnam wurde das Haupt vom Rumpfe getrennt. Ein Ring, den er an der Hand trug, wurde von den Montenegrinern, die den Ueberfall verübten, geraubt und später, nach Beendigung des Aufstandes, dem Bruder des Ermordeten, dem Major Grafen Nostitz-Rieneck, von einem Montenegriner, vielleicht dem Mörder selbst, im Kaffeehaus auf der Marina zum Kauf angeboten. Der Bruder besah den Ring und erkannte ihn. Ob er ihn gekauft hat, weiß ich nicht.

Von diesem Brunnen an teilen sich die Wege; der rechtsseitige führt nach Ledenice, der linksseitige nach Greben.

Unsere Karawane setzte sich bald nach der Ankunft in Risano zu Pferde. Ich hatte einen Schimmel mit schöner, roter Schabracke.

Der Weg bis zum Paß von Ledenice ist sehr ungleich; bis zum erwähnten Brunnen sehr gut, dann in bezug auf Steigung, Länge der Serpentinen und Wegbeschaffenheit sehr verschieden und selbst an gefährlichen Stellen ohne Parapetmauern. Unterwegs bestiegen und besahen wir das im Bau begriffene, auf einer Vorkuppe befindliche Fort, das manches zu wünschen übrig ließ.

Die Bauten in der Krivošije standen unter der Geniedirektion von Cattaro bzw. dessen Geniedirektor, Major Anton Costa-Rossetti von Rossanegg, der zwar ein sehr eifriger und ehrgeiziger Offizier war, dem es aber doch an dem rechten Zeug zur Besiegung der nach jeder Richtung schwierigen Aufgaben fehlte. Er publizierte unter der Chiffre „A. v. R.“ im Jahre 1902 eine nicht uninteressante Broschüre über erlebte Episoden in Cattaro und der Krivošije, in die sich aber doch manche Irrtümer eingeschlichen haben. Ich verzeih' ihm die Geschichte mit meinen „feinen Stiefeletten“, von denen ich in Wien etwelche besaß, aber keine mithatte. Ob meine beleidigten Reiterstiefel es ihm aber verzeihen, weiß ich nicht.

Zurückkehrend zu dem Ledeniceweg, sei noch erwähnt, daß von Ledenice superior nach Grkovac der Weg eben und beinahe horizontal ist. Bei Grkovac, das am südlichen Ende des Lupoglavpasses liegt, erweitert sich derselbe zu einem Kessel, der, entsprechend fortifiziert, eine ansehnliche Stellung bilden kann. Von den bei Grkovac rechts und links hoch ansteigenden Goli Vrh (1317 m) und Veli Vrh

(1285 m) muß man eine außerordentliche Rundschau haben; von beiden zusammen beinahe über die ganze Krivošije.

Wir bestiegen beide Berge nur so weit, als Wege zu militärischen Posten gebahnt waren, merkten uns aber das Gesehene genau vor, so daß es noch heute wie festgenagelt in meinem Gedächtnis sitzt. Hätte ich noch meine guten Augen, so würde ich eine Handzeichnung davon machen.

Hinsichtlich des Goli Vrh bemerke ich, daß er unter den Einwohnern und dann auch unter dem Militär ein recht gefürchteter Herr war. Er hatte für Blitzschläge eine ganz ungewöhnliche Anziehung; die militärische Besatzung erlitt durch sie eine ziemliche Anzahl von Verlusten an Toten und Schwerverletzten. Bei der permanenten Besetzung dieses Berges mußte für die zweckmäßige Blitzableitung sogar das Technische Militärkomitee zu Rate gezogen werden.

Es ist selbstverständlich, daß wir an Ort und Stelle alles berieten, was für die dauernde Besetzung der zwei Berge und Grkovac und Ledenice zu geschehen habe.

Daß ich am 22. März 1882 wohl nicht denken konnte, zwei Jahre später in dem Fort auf dem Goli Vrh mit einem Oberleutnant der Infanterie Violinduette zu spielen, ist ebenso gewiß, als daß es nicht bald gelingen wird, einen Generalgenieinspektor zu erhalten, der mir das nachmacht.

Die zwei miserabeln Ortschaften Ledenice superior und Ledenice inferior waren ab-, die Bewohner durchgebrannt. Das für die Jugend der Krivošijaner ganz anständige Schulhaus besetzte die Gendarmerie. Gegen Grkovac feuerten ab und zu einzelne Krivošijaner oder Montenegriner ganz unnützerweise von den westlichen Hängen der Grkovac gegenüberliegenden Berge Schüsse ab.

Die Besichtigung des beschriebenen Teiles dauerte bis gegen vier Uhr, dann ging's nach Risano zurück, wo wir in der Offiziersmenage sehr gut bei Musik speisten. Daß ich in dem Speisesaal eine Ditmarsche Hängelampe neuester Konstruktion mit Sonnenbrenner vorfand, die ich in Wien noch nicht besaß, hat mich nicht wenig überrascht.

Nach diesen nicht geringen Tagesstrapazen legten wir uns in den uns zugewiesenen Logis nieder und schliefen einen uns stärkenden und erquickenden Schlaf, der uns zu der weiteren Expedition mit neuen körperlichen und geistigen Kräften ausrüstete.

Am 23. März sieben Uhr früh bestiegen wir die Pferde, um über Greben, Knezlac, Napoda nach Crkvice zu reiten. Der Serpentinen-

weg nach Greben wäre nach seinen Steigungsverhältnissen sogar fahrbar, wenn er nicht etwas zu schmal wäre und nicht so enge Wiederkehren hätte; diese Fehler zu beheben würde aber große Arbeit und Kosten verursachen.

Das im Bau begriffene Werk „Greben“, welches niedriger als Ledenice liegt, wurde besichtigt und für den Fortgang des Baues von mir im Einverständnis mit Generalmajor von Winterhalder einige Zutaten anbefohlen.

Die Umschau von Greben ist eine ziemlich allseitige gegen Osten, Süden und Westen. Beide Aufstiege nach Ledenice und Greben sind aber durch eine feindliche Besetzung des Plateaus von Ubalac, falls der Feind über Feldgeschütze verfügt, stark gefährdet, und daher ist eine dauernde Besetzung dieses Plateaus absolut notwendig. Für Gebirgsgeschütze sind die Distanzen zu groß.

Der Aufstieg nach Greben nahm eine gute Stunde in Anspruch; dann führt der Weg über Knezlac, bekannt durch den daselbst geschlossenen Frieden nach der 1869er Insurrektion, in das Defilee bei Napoda.

Knezlac und Grkovac weisen keinen sehr großen Höhenunterschied auf und ließen sich durch einen Weg, als kürzeste Kommunikation zwischen der westlichen und östlichen Krivošije, sehr gut verbinden.

Die Verkarstung zwischen Knezlac und Grkovac ist aber eine ganz ungewöhnliche, und die Gangbarkeit dieses Teiles wird durch die aneinandergereihten, tiefen und mit zackigen, scharfen und spitzen Rändern versehenen Dolinen für gewöhnliche sterbliche, mit Stiefel und Armatur versehene Menschen ganz ungangbar. Ich sah dieses Gebiet erst ein paar Jahre später, als durch dasselbe eine Straße von Knezlac bis Grkovac gebaut war, die man nach der Trassierung eine Kunststraße nennen kann. Und wer hat sie erbaut? Jedenfalls ein sehr geschickter Ingenieur — und zwar mein ehemaliger Oberstleutnant L., der Zivilingenieur geworden war.

Eine Anekdote sagt von diesem Gebiete, bevor die Straße erbaut war, es hätte sich ein von Gendarmen verfolgter, dem Gefängnis entwichener Mörder in dieses Gebiet geflüchtet, und, da die verfolgenden Gendarmen sich zwischen den Dolinen derart vergangen hätten, daß sie nicht mehr herauszukommen vermochten, hätte sie der Mörder, gegen das Versprechen, die Verfolgung aufzugeben, endlich aus dem Dolinenlabyrinth herausgeführt. Se non è vero, è ben trovato!

Dieses Defilee ist von den nördlichen, dasselbe begleitenden und beherrschenden Höhen vollständig zu übersehen. Deshalb fanden wir

auch die höchste Kuppe dieser Höhen — Napoda benannt — militärisch besetzt; überdies war auch eine Kuppe links der Straße, mit Bäumen bewachsen, von der aus die Straße gegen Crkvice gut bestrichen werden konnte, mit einer halben Kompagnie besetzt.

Ueber das Schicksal dieser kleinen Position behielten wir uns weitere Beratungen vor.

Um elf Uhr trafen wir in der von Truppen stark besetzten Position von Crkvice ein. Ich glaubte in ein Wallensteinsches Lager zu kommen, in dem es zwischen lagernden, speisenden, arbeitenden und sich hin und her bewegenden verschiedenen Truppengattungen lebhaft und recht feldmäßig herging.

Der westliche Hauptausläufer des Veli Vrh reicht bis an die Straße, die von Crkvice zum Handefilee herunterführt, das den Ausgang zur Dragaljer Ebene bildet. Der letzte Teil dieses Ausläufers ist ein unglaubliches Gewirr von über- und aufeinander liegenden Felsblöcken verschiedener Größe und Gestalt, zwischen denen sich tiefe Einschnitte, wahre Löcher, befinden. Von da ab, also von links der Straße, zieht sich ein künstlich aufgeworfener, ansehnlicher Erddamm bis zu einer, die Position im Westen abschließenden Kuppe, von der aus man eine nahezu allseitige Aussicht genießt.

Ungefähr auf der Mitte des Dammes stehen die Reste eines ehemaligen Wachhauses, in dem sich im Jahre 1869 eine ganz kleine Besatzung lange und mutig gegen überlegene, die Kula einschließende Feinde hielt.

Von der Ungangbarkeit einzelner Teile dieses Karstgebietes überzeugten wir uns durch eine ganz mißlungene Probe, die nicht weit abgelegene Position auf dem früher erwähnten Ausläufer des Veli Vrh zu erreichen, auf der, nach Antrag des Feldmarschalleutnants von Jovanović, eine Defensionskaserne für 600 Mann zu erbauen gewesen wäre. Es war uns älteren Herren nicht möglich, über das Gewirr von Felsen und deren tiefe Zwischenräume wegzuklettern; das brachten nur jüngere Kräfte und unter großer Mühe zustande.

Am östlichen Ende des Dammes standen zwei elende Wegräumerhäuschen, die für Unterkunft hergerichtet wurden.

Die genaue Besichtigung der ganzen Position, wie die Anordnung von vielerlei kleineren Arbeiten, die für den Augenblick notwendig erschienen, beanspruchte den ganzen Rest des Tages; dann zogen wir uns, müde genug, in die für uns hergerichteten Lagerstätten zur nächtlichen Ruhe zurück. Ich und andere hatten unser Nachtquartier in einem der zusammengeflickten Wegräumerhäuschen, in dem wir, auf frischem Stroh gelagert, ausgezeichnet schliefen.

Um sechs Uhr früh des 24. März stiegen wir von neuem zu Pferde, um bei sehr zweifelhaftem Wetter von Crkvice gegen das Handefilee herunter zu reiten. Der Höhenunterschied zwischen Crkvice und der Dragaljer Ebene beträgt zwar zirka 250 m, trotzdem fällt die Straße dadurch, daß Serpentinen eingefügt sind, sanft abwärts und ist verhältnismäßig gut.

Wenngleich die wichtigsten Punkte dieses Terrains militärisch besetzt waren, so erschien es Generalmajor von Winterhalder doch notwendig, unseren Vormarsch durch eine starke Seitenpatrouille in der linken Flanke gegen Samardiz und die darüber liegenden Waldparzellen sicherzustellen. Für die rechte Flanke war eine solche Sicherung nicht notwendig, weil ungefähr auf halbem Wege, auf einem Hügel, eine Schanze erbaut war, die Infanteriebesatzung hatte und in der zwei Feldgeschütze aufgestellt waren, welche die Straße nach dem Defilee Han, die Niederung bei Samardiz und die Osthänge der Berge daselbst unter Feuer hielten. Ungeachtet dieser Sicherheitsmaßregeln ertönten aus den erwähnten Waldparzellen Gewehrschüsse, deren Kugeln unsere Karawane erreichten, in der ich auf meinem Schimmel und dessen roter Schabracke jedenfalls der beste Zielpunkt war.

Nach ungefähr einstündigem Ritte kamen wir im Handefilee an. Selbstverständlich waren die dasselbe bildenden Anhöhen militärisch besetzt; insbesondere die linksseitigen, steiler und höher aufsteigenden Gebirge stärker als die rechtsseitigen, niedrigeren zwischen Han- und Lupoglavpaß.

In der westlichen Gebirgsgruppe ist die höchste Spitze der Jankov Vrh (950 m). Aber eigentlich gibt es fünf Spitzen, zwischen denen zwei tiefe Dolinen liegen. Der Sattel zwischen den zwei bedeutendsten Spitzen nennt sich Zagwodzdak. Seine Einnahme im Jahre 1869 weist blutige und teilweise grausame kriegerische Episoden auf.

Wir stiegen von den Pferden und ließen sie bei den Truppen zurück. Da die Besetzung des Jankov Vrh und Umgebung schon einige Zeit gedauert hatte, fanden wir für unseren Aufstieg Fußwege angelegt. Unser Erscheinen rief auch hier, wie überall, wo wir hinkamen, große Begeisterung hervor, die in volltönenden „Hurras" Ausdruck fand.

Der Geniechef, der als guter Tourist gewandt neben mir daherschritt, konnte es nicht unterlassen, mich auch in diesen erhebenden Momenten mit seinen gelehrten Auseinandersetzungen und Erklärungen zu unterhalten beziehungsweise zu langweilen, und griff, wenn ihm der

oberirdische Faden ausging, zum unterirdischen und sprach von geologischen und geognostischen Verhältnissen, Steingattungen, Entstehung der Gebirge, auf die wir eben hinaufkletterten, u. s. w. u. s. w.

Nachdem wir alles Geschehene und im Werden Begriffene an Sicherungsanlagen angesehen und Anordnungen für noch zu Schaffendes gegeben hatten, schickten wir uns an, herunter und nach Crkvice zurückzureiten. Uns zum ehemaligen Fort Dragalj zu begeben, hatte Feldmarschalleutnant Jovanović durch seine am 10. März anbefohlene Sprengung desselben durch Genietruppen unnötig gemacht. Ich hatte die telegraphische Mitteilung dieser Sprengung in Wien zur Einsicht erhalten und sie damals recht bedauert, denn ich sah voraus, daß man die Dragaljebene nicht ohne dauernde Anlage lassen werde, und befürchtete, daß dieselbe minderwertiger ausfalle, als es das gesprengte Fort war.

Für den Rückritt nach Crkvice wählten wir den alten, schlechten Weg, der östlich vom jetzigen lag und durch Bodenerhebungen ziemlich gedeckt erschien. Uebrigens hatte der Himmel dafür gesorgt, daß uns ein Wiederanschießen von seiten der Insurgenten auch auf dem neuen Wege nicht begegnet wäre, denn jener hatte sich ganz verfinstert, so daß man nur auf nähere Distanzen sehen konnte, und kurze Zeit, nachdem wir von Han weggeritten waren, ging ein förmliches Unwetter nieder, das aus heftigem Schneegestöber, Windstößen, Hagel und Regen bestand. Bis wir aber um elf Uhr in Crkvice anlangten, hatte sich das Unwetter ziemlich gelegt.

Nachdem wir gespeist hatten, ritten wir nach Risano hinunter, woselbst wir um halb vier Uhr nachmittags ankamen. Der Wind hatte sich wieder erhoben und es stürmte später heftig die ganze Nacht hindurch.

Damit war unsere Exkursion in die Krivošije beendet. Wiewohl wir in derselben, besonders in ihrem südlichen Teile, nicht alles gesehen hatten, so waren wir doch durch die Beschreibungen, die uns darüber von dem Generalmajor von Winterhalder und dessen Generalstabschef gegeben wurden, so vollauf unterrichtet, daß wir uns zutrauen konnten, ein Urteil über die bisherigen Anträge zu fällen. Wenn wir auch von der zehnstündigen Exkursion dieses Tages sehr ermüdet nach Risano zurückkamen, so benutzten wir den Nachmittag und Abend doch dazu, unsere Ansichten geordnet zu Papier zu bringen.

Nach stürmischer Nacht und häufig durch das Unwetter gestörtem Schlafe bestiegen wir bei strömendem Regen am 25. März um acht Uhr früh die „Fasana“, die uns nach Cattaro brachte. Feldmarschalleutnant von Jovanović, der schon vormittags hätte

ankommen sollen, kam erst nachmittags an. Die dadurch zur Verfügung stehende Zeit wurde von uns Missionsmitgliedern zu weiteren Arbeiten benutzt.

Nachmittags fand unter Vorsitz des Feldmarschalleutnants von Jovanović eine Sitzung statt, der außer uns Missionsmitgliedern Generalmajor von Winterhalder mit seinem Brigadegeneralstabshauptmann Conrad von Hötzendorf beiwohnte. Der Vorsitzende erschien uns sehr unruhig und nervös, was wir aber begreiflich fanden. Wir standen vor einer schwierigen Aufgabe, denn wir hatten, falls zwischen den genannten Herren und uns Meinungsverschiedenheiten sich ergeben sollten, es mit Männern zu tun, deren Ansichten aus einem vollkommen begründeten Selbstbewußtsein entsprangen, da ihre Ansichten auf den eben erzielten glänzenden militärischen Erfolgen fußten, durch die in eigentlich nur drei Tagen die Insurrektion niedergekämpft worden war. Andererseits hatten wir in Wien vom Reichskriegsministerium und ich selbst von Seiner Majestät so strikte Befehle erhalten, uns von allen überschwenglichen Anträgen in Beziehung auf permanente Bauten und Größe der Besatzungen fernzuhalten, daß wir uns verpflichtet fühlen mußten, unter der Devise: „Es ist das Beßre oft des Guten Feind", falls unsere Ansichten von jenen der anderen Mitglieder abweichen sollten, den Kampf für die unseren womöglich durchzufechten.

Bevor wir auf die einzelnen Fragen eingingen, wurde das vom Chef des Generalstabes ausgearbeitete Elaborat, das die militärische Basis für das Anzutragende bildete, vorgelesen.

Feldmarschalleutnant von Jovanović wurde im Verlauf der Sitzung immer unruhiger und nervöser und meinte endlich, vom Sessel aufspringend, er sei denn doch der verantwortliche Kommandant hier und seine Ansicht daher die maßgebende. Ich suchte meine Ruhe zu bewahren und meinte, wir seien weit entfernt davon, ihm entgegentreten zu wollen; wir wären auch nicht hergesendet worden, dies zu tun, sondern im Gegenteil, um mit ihm vereinigt Anträge zu stellen, auf deren baldige Durchführung man hoffen könne, insbesondere, wenn dieselben auch in Beziehung auf die wahrscheinlich zu erreichenden Geldmittel möglich erscheinen.

Die Besatzungsfrage bildete mehr einen Streitpunkt als Anzahl und Art der zu erbauenden Werke (Kulas), Wachhäuser, Kasernen für Truppen und Gendarmerie. Wir trugen allseits nur Friedensbesatzungen an, weil in Kriegszeiten durch den Kriegsbelag nahezu die doppelte Besatzungszahl entstand. Dagegen ließen wir nicht außer acht, die Größe aller Nebenräume (Proviant-, Pulvermagazine

und Zisternen) auf eine bestimmte Zeit für volle Kriegsbesatzung zu berechnen.

Der 26. März war bestimmt, die bestehenden Befestigungen um Cattaro herum zu besichtigen, Anträge zu formulieren und insbesondere zu eruieren, ob sich auf einer Kuppe nordwestlich des kleinen Ortes Praciste, der außerhalb des Kastells liegt, in Beziehung des Terrains und der Grenze zwischen Montenegro und Oesterreich etwas Vernünftiges, Permanentes anbringen ließe.

Ich war zum erstenmal in Cattaro und bedauerte daher sehr, daß wir keine Zeit erübrigen konnten, um die interessante alte Festung des näheren zu besichtigen. Was an äußeren Befestigungen um Cattaro herum damals existierte und für die Zukunft beantragt wurde, steht mir nicht zu, hier zu erörtern; hingegen darf ich erwähnen, daß zwei derselben und ein Pulvermagazin von meiner Hand herstammen.

Mittags waren wir zum Diner bei Jovanović geladen, bei dem wir infolgedessen, daß wir mehrere hundert Serpentinen verschlungen hatten, einen Appetit entwickelten, der unseren liebenswürdigen Gastgebern gewiß Freude gemacht hat. Es ist allezeit wahr, daß Essen und Trinken, wenn es mit Maß und Ziel geschieht, auf die Gemüter einen beruhigenden Einfluß ausübt. Nach dem Diner stellten wir alles für den Antrag an das Reichskriegsministerium zusammen und hatten die große Befriedigung, daß Feldmarschalleutnant von Jovanović unsere Zusammenstellung unterschrieb. Generalmajor von Winterhalder und sein Generalstabsoffizier schienen mit dem Unterschreiben von seiten ihres Kommandierenden nicht ganz einverstanden zu sein.

Der nächste Vormittag war bestimmt, um 7 Uhr früh den alten Montenegriner Weg hinauf nach Praciste zu reiten. Wer einen solchen Weg nicht gesehen hat, macht sich von dem Zustande desselben keinen Begriff. Gewiß ist es, daß, seitdem die neue Straße, eine wahre Chaussee, nach Montenegro gebaut war, gar nichts mehr für den alten Weg geschah. Dazu kam noch, daß es den Morgen regnete, neblig war und die Steine glatt und schlüpfrig waren. Wir hatten von dem anfangs sehr kurzen, dann längeren, gewiß über hundert Serpentinen zählenden Weg noch keine zehn abgeritten, als ich erklärte, lieber zu Fuß zu gehen, als auf solchen Wegen weiterzureiten. Ich ging dabei meist auf den Deckplatten der sog. Parapetmauer. Einige der mich begleitenden Herren taten wie ich, andere blieben zu Pferde.

Oberst Markl war trotz aller Unbilden der Witterung gelehrter denn je. Mit einer erschreckenden Ruhe strömten seine langen Aus-

einandersetzungen mir durch allen Nebel hindurch ins Ohr, und ich hatte so gar keinen Sinn dafür, was er leider nicht merkte, da ich zu artig war, es ihm zu sagen und um eine kleine Redepause zu ersuchen.

Gegen 1/2 10 Uhr langten wir auf den Höhen oberhalb Praciste an, überlegten alles, was zur Konzeption eines Projektes nötig erschien, kamen aber zur Erkenntnis, daß, abgesehen von der Nähe der Grenze, die zu Beschwerden seitens Montenegros führen könnte, ein Bau daselbst sehr schwierig und fortifikatorisch unzureichend werden müßte. Aus diesem Dilemma half uns Major Costa-Rossetti von Rossanegg, der behauptete, die Grenze führe mitten durch das in Aussicht genommene Emplacement. Die später darüber gepflogenen Untersuchungen erwiesen, daß dies so sei, und damit war unsere so mühsame Tournee ganz nutzlos geworden. Gegen Mittag waren wir wieder in Cattaro und zwar, wenigstens ich, todmüde. Ich denke noch heute mit Schrecken an den Serpentinenüberfluß in diesem Gebiete zurück.

Mittags waren wir zu Feldmarschalleutnant von Jovanović auf dem „Andreas Hofer" geladen; nach dem Diner setzten wir alle für ihn und nach Wien zu sendenden Telegramme auf; dann fuhr er nach Ragusa ab. Wir blieben den ganzen 28. März noch in Cattaro, um unsere Arbeiten zu vollenden, und schifften uns abends auf der „Fasana" ein, mit der wir um 6 Uhr früh über Castelnuovo nach Ragusa zurückfuhren. In Castelnuovo stiegen wir ans Land, um uns von Generalmajor Winterhalder und seinem Generalstabsoffizier zu verabschieden. Aus den über unsere Anträge, beziehungsweise auch jene von Feldmarschalleutnant Jovanović, mit den genannten Herren geführten Gesprächen entnahmen wir, daß sie mit denselben nicht ganz einverstanden seien. Sie bemängelten hauptsächlich die zu geringen Besatzungen und hatten ihre Bedenken offenbar auch Feldmarschalleutnant Jovanović mitgeteilt.

Nach herrlicher Fahrt und gutem Diner kamen wir um 2 Uhr in Gravosa an. Sofort nach der Ankunft in Ragusa begaben wir uns zum Kommandierenden, aus dessen Stimmung wir den Einfluß von Generalmajor Winterhalder merken mußten, da er uns rundweg erklärte, er bedauere, seine Unterschrift unseren Anträgen gegeben zu haben, aber da ließ sich nichts mehr machen, die Anträge waren bereits beim Reichskriegsministerium in Wien. Aus dem allem ist aber deutlich zu ersehen, wie schwierig sich unsere Mission gestaltete.

Auf den nächsten Tag war Generalmajor Winterhalder zu einer Sitzung nach Ragusa bestellt, die um 10 Uhr vormittags stattfinden sollte.

Da die neuen Kommissionen sich in die Länge zogen und wir Missionsmitglieder noch die Kostenberechnungen zu allen Anträgen zusammenzustellen hatten, die schließlich nur ganz unwesentliche Abänderungen erhielten, um sie dem Reichskriegsministerium schriftlich zu übersenden, so verblieben wir diesen Tag und den 31. März noch in Ragusa, um alles spruchreif zu machen.

Die Zwischenpausen in unserer Arbeit benutzten wir, um die fortifikatorisch außerordentlich interessante, mit allen Befestigungswitzen in Beziehung auf Abschnitte, Defilierungen, Rondengänge auf den Festungswerken versehene Festung, die allerdings veraltet und deshalb gegen die Seeseite aufgelassen war, anzusehen.

Besonders interessant ist die Defilierung gegen die im Norden naheliegenden Höhen des über 200 m betragenden Plateaus von Sergio, auf denen das alte Fort Imperial liegt, zu dessen Besichtigung wir aber keine Zeit fanden, die ich mir jedoch für meine Person für eine spätere Zeit vorbehielt.

Am 1. April fuhren wir zu Wagen nach Trebinje; der Weg bis zu dem Punkte, wo er die Küste verläßt und nach Norden einbiegt, ist ansteigend und bietet während der ganzen Zeit eine prachtvolle Aussicht aufs Meer und die schöne, beinahe geschichtlich gewordene Insel Lacroma. Von der Abbiegung der Straße ins Innere an sieht man von einzelnen Punkten das reizende Brenotal, das durch die Schönheit seiner Bewohnerinnen bekannt ist, von denen wir zu unserem Vergnügen in Ragusa und später in der Herzegovina einige sahen, woselbst sie als Dienstboten und in Kaffeehäusern sehr gesucht sind. Der Weg von Ragusa nach Trebinje war seinerzeit ein sehr gefürchteter. Das Terrain, ein Hügelland ohne ausgesprochenen Charakter, begünstigte Ueberfälle außerordentlich; um diesen räuberischen Taten zu begegnen, sah sich die türkische Regierung veranlaßt, die Kuppen jener Hügel, von denen aus die Straße gesehen und beschossen werden konnte, bis zur Trebinčicabrücke mit 18 gemauerten, zur Verteidigung eingerichteten Türmen, Kulas genannt, zu besetzen. Die Punkte waren mit vielem Geschick ausgewählt. An der Grenze bei Drieno stehen außerdem mehrere Kulas und ein Zollgebäude, die zusammen einen befestigten Grenzpunkt repräsentierten. Nach unserer Okkupation wurden die nicht unbedingt notwendigen und halb zerfallenen Kulas aufgelassen, die besseren renoviert und mit Infanterie und Gendarmerie besetzt.

Um 11 Uhr vormittags kamen wir in Trebinje an und suchten sogleich den Divisionskommandanten Feldmarschalleutnant Guido Freiherrn von Kober auf, dessen Generalstabschef Major Franz Forstner

Edler von Billau war. Der General war leidend; er hatte sich auf dem anstrengenden Marsche, den seine Division am 9. März in drei Kolonnen über schneebedeckte Berge und vereiste Pfade gegen die Krivošije machte, bedenklich erkältet und konnte infolgedessen unsere Rekognoszierungsritte um Trebinje herum, die auch ziemlich anstrengend waren, nicht mitmachen; hingegen begleitete uns sein Generalstabschef und der Geniedirektor. Auch hier fanden wir wieder, daß die türkischen Kulas auf sehr guten Punkten lagen, soviel sie auch in bezug auf Bau und Einrichtung zu wünschen übrig ließen.

Bei dem Wunsche, Trebinje besser befestigt zu sehen, konnten wir selbstverständlich auf keine dieser türkischen Anlagen rechnen, aber auch nicht auf die Dub-Höhe und das Emplacement, wo die Jovanović-Batterie lag, denn erstere Höhe lag zu weit ab und letzteres war gut für den seinerzeitigen Anmarsch von Stolac aus, aber nicht für einen Ausmarsch aus Trebinje.

Es war uns unmöglich, nach allen Punkten zu kommen, die wir in unseren Antrag aufzunehmen gedachten, denn Wege hinauf existierten meist nicht, und dort, wo sie vorhanden waren, waren sie so miserabel, daß sie wohl gangbar für Menschen mit Sandalen erschienen, nicht aber für solche mit schweren Reiterstiefeln. Bestiegen mußten sie aber werden; wenn nicht durch uns, so durch geeignete Bergkraxler.

Interessant war der Markttag in Trebinje, der eben stattfand, durch die malerischen Kostüme, die man da sah; die Männer sind meist schlanke, hohe Gestalten mit intelligenten Gesichtern; die Weiber, zur Arbeit verdammt, mögen jung ganz hübsch sein, werden aber unter der Last ihrer schweren Arbeit frühzeitig alt, runzlig und sonnverbrannt. In Gegenden, wo die Männer rauchen, sind diese meist schlechte Arbeiter, wo geschnupft wird, sind sie besser (Südtirol); wo aber der Tschibuk obwaltet und dem Mann dadurch nur ein Arm zur Arbeit bleibt, zieht es dieser vor, gar nichts zu tun und dem Weibe das Schaffen zu überlassen. Gar oft sahen unsere Soldaten von weitem die in Pausen des Rauchens vom Rücken über die Schulter hervorragenden Rohre des Tschibuks als Gewehre und die Träger statt als friedliche Bewohner als Raubgesellen an.

Da für Trebinje der Anträge, die wir zu stellen vorhatten, sehr viele und dabei von verschiedener Art waren, so blieben wir noch einen zweiten Tag daselbst, um unsere Arbeiten für diesen Punkt fertigstellen zu können.

Der Auftrag von Feldmarschalleutnant Jovanović, auch die Gegend um Plana in das Befestigungsnetz einzuziehen, erschien uns

von Haus aus schon wegen des Namens der Gegend, Plana (Ebene), nicht tunlich.

Von nun an, den 3. April, begleitete uns stets eine ansehnliche Militäreskorte. Wir ritten unter Bedeckung derselben am dritten früh, natürlich immer nur im Schritt, und passierten das an den Nordhängen des Gliva-Gebirgsstockes gelegene gefürchtete lange Defilee, dem noch andere kürzere folgten, nach Mosko.

Hier erwartete uns die von Oberstbrigadier Anton Galgótzy entgegengesendete Eskorte und, was nicht zu verachten war, ein gutes Frühstück, das uns der Kommandant des dortigen Militärdetachements in liebenswürdigster Weise vorbereitet hatte.

Die Tätigkeit der Truppen zu ihrer Sicherung in isolierten Lagen war sehr groß und gerade in Mosko überaus anerkennenswert. Nicht weit von Bilek kam uns der Oberst mit Suite entgegen. Ist er jetzt als Feldzeugmeister und zuletzt Generaltruppeninspektor in unserer Armee auch eine zu bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit, als daß es nötig erschiene, meinerseits noch dazu meinen Text zu geben, so fühle ich mich doch gedrungen, der wenigen Tage, die ich nun mit ihm zubrachte und deren ich mich wegen seiner Zuvorkommenheit dankbar erinnere, hier zu erwähnen.

Der Herr Brigadier ist ein Soldat von echtem Schrot und Korn. Etwas zur Originalität im Aeußern und im Ganzen neigend, ist er ein wissenschaftlich hochgebildeter und dabei äußerst wohlwollender Mann, zielbewußt, bestimmt und streng, am strengsten aber gegen sich selbst. Hat er sich von der Zweckmäßigkeit einer Anordnung überzeugt, so scheut er vor keiner Verantwortung zurück; mehr kann man von einem höheren Militär und Menschen nicht verlangen.

Das erste, wo wir Halt machten, war ein unansehnlicher Han am rechten Ufer der Čepelica (einem rechtsseitigen Zuflusse der Trebinčica) nahe der Brücke über dieselbe. In diesem schmutzigen Han hauste eine der schönsten Serbinnen, die ich je sah; sie kredenzte uns in malerischer Tracht auf einem schön ziselierten Tassenbrette in schönen Schälchen einen vorzüglichen Kaffee mit einer Würde und einem Anstand, als ob sie höfische Etikette gelernt hätte.

Wir fühlten uns durch das Genossene und Gesehene förmlich neu belebt für die kommenden Strapazen und ritten wohlgemut nach dem 476 m hoch gelegenen Kessel von Bilek, dem Schauplatz resultatvollen Wirkens des Herrn Brigadiers, Obersten Galgótzy, hinauf. Müde, wie wir waren, und weil es schon dämmerte, unternahmen wir den Tag nichts mehr, als unsere Quartiere zu beziehen und abends mit den Offizieren und dem Oberstbrigadier zu soupieren.

Dafür wurde den nächsten Tag in aller Früh mit den Begehungen um Bilek begonnen.

Bilek liegt, obwohl sehr hoch, doch in einem Kessel, elliptisch von Anhöhen umgeben, zwischen denen sich mehr oder minder tiefe Einsenkungen befinden. Der Kessel hat zwei Ausgangspunkte; den aus ihm ansteigenden Weg nach Norden und den gegen die Trebinčica nach Süden fallenden. Oestlich von letzterem Wege ist das Terrain schluchtartig, sehr tief eingeschnitten; es entspringt in dieser Schlucht sehr wasserreich der ebengenannte Fluß, so daß er schon von seinem Ursprung an ganz ansehnlich ist. Im weiteren Verlauf fließt er bei Trebinje vorbei, wendet sich dann gegen Westen, um in der Popovo Polje zu verschwinden und als Ombla in der gleichnamigen Bucht bei Gravosa wieder zu erscheinen.

Die Rekognoszierung der Höhen von Bilek nahm den Vor- und Nachmittag in Anspruch. Sie wurde uns aber durch die genaue Kenntnis, die Oberst Galgótzy von allem und jedem hatte, sehr erleichtert. Diesem Umstande ist es auch zu verdanken, daß wir bald über die zu stellenden Anträge ins klare kamen, bis auf eine Frage, ob die Befestigung einer — und zwar wichtigen — Kuppe jetzt schon in Antrag genommen werden oder der Zukunft vorbehalten bleiben solle. Nachdem aber die Natur leider dafür gesorgt hatte, daß die Anlage einer entsprechenden Befestigung größer werden mußte, als es die militärische Lage von Bilek erforderte, so war ein Haushalten in den Anträgen wohl geboten.

Wir saßen abends schon gemütlich zuhause und bereit, uns zur Ruhe zu begeben, als die Depeschen eintrafen, die das Auftauchen einer Räuberbande (ich glaube sogar von dem berüchtigten Stojan Kovačevic) in Plana und Umgebung signalisierten. Oberst Galgótzy teilte mir das mit und ordnete, entschlossen wie er war, für morgen in aller Früh eine Expedition gegen Plana an, um die Räuberbande zu überrumpeln und abzufangen.

„Da dürfen wir wohl mit," sagte ich. — „Ja," erwiderte er. „Aber Revolver laden!" — „Sind schon geladen!" war meine Antwort.

Am fünften sehr früh begann die Expedition. Hauptkolonne auf der Straße gegen Plana; links über Stock und Stein eine Seitenkolonne, beide unter den nötigen militärischen Sicherungsmaßregeln.

Bei einer kleinen Kapelle links von der Straße, von der man in eine ziemlich tief eingeschnittene sumpfige Polje und vor sich Plana sehen konnte, machten wir halt. Ein Mann, der uns entgegenkam (ich glaube, es war sogar ein Geistlicher), wurde sofort

festgenommen und ausgefragt. Derselbe sagte aus, der Schmied in Plana müsse alles wissen, denn die Räuber wären bei ihm gewesen. Auf dieses hin wurde eine Abteilung nach Plana gesendet, um den Schmied herauszubringen. Dem Ansehen und der Kleidung nach gehörte er jedenfalls zu den Besten des Ortes. Eine wahrhafte Hünengestalt mit schönem, intelligentem Antlitz. Unter Androhung, daß er, wenn er die Wahrheit nicht bekenne, sofort nach Bilek geführt und dort eingesperrt werde, bis er die Wahrheit sage, sagte er — nichts, was gewöhnlich der Fall ist, denn die Furcht vor der Rache der Räuber war bei diesen Bewohnern vorderhand viel größer als das Vertrauen zu dem Schutze, den ihnen die Behörden gewährten, so daß es schwer war, aus den Leuten irgend etwas über die sie terrorisierenden und brandschatzenden Räuber herauszubringen. Vorderhand war eben die Pazifikation unserer Okkupationsgebiete noch nicht so weit gediehen.

Der Detachementskommandant, der nach Plana gesendet worden war, erzählte uns noch vom Weinen, Bitten und Beschwören der bildschönen Tochter für ihren abgeführten Vater, aber das half nichts. Mir tat es wirklich innerlich leid um diesen schönen Mann, der nun gefesselt mit uns ziehen mußte. Da es aber auf einmal hieß, die Räuber hätten in einem Orte, dessen Namen ich vergessen habe, jenseits der Polje genächtigt und seien vielleicht noch dort, entsendete unser Brigadier eine größere Abteilung dahin, die dort aber auch nichts fand, als die Spuren der erwähnten Nächtigung in den noch vorhandenen Feuerstellen für ihre Kochkessel. Damit war die aussichtsvolle Expedition ohne Ergebnis beendet. Aber trotzdem war diese Art so schneller Ausführung die richtige, um solches Raubgesindel zu überraschen und abzufassen.

Große, von vielen Kolonnen ausgeführte, in ein förmliches Kesseltreiben ausartende Expeditionen mit Gebirgsausrüstung erfordern so große Vorbereitungen, daß sie den Räubern bekannt werden müssen und ihnen das Loch weisen, wo sie rechtzeitig aus dem Kessel herauskommen können. Ich erinnere mich, in Ragusa Plänchen gesehen zu haben, die in verschiedenen Farben die Wege verzeichnet enthielten, die mehr als ein Dutzend Kolonnen zu gehen hatten, um schließlich an Ort und Stelle einen Kreis zu bilden, in dem mitten drin die Räuber sich befinden sollten; sie befanden sich aber nicht drin; die als Zeichnung schönen Plänchen sahen aus wie solche eines verwickelten Karussells.

Beim letzten Mittagsmahl in Bilek — ich saß neben unserem Brigadier — erreichte dessen Liebenswürdigkeit die höchste Spitze.

Er war ein Feind aller Extrawürste für ihn; aber eine solche hatte er sich doch ausgebeten: einen Knochen mit viel „Mark“, so hergerichtet, daß ihm die Bergwerksarbeiten für das Herausbringen des Markes erspart blieben. Ich sah diesen Knochen einen Tag früher mit Neid an. Das entging dem forschenden Auge unseres Brigadiers nicht, und den nächsten Tag überließ er denselben mir. Der Knochen mit seinem Inhalt erfreute mich, aber noch mehr die damit erwiesene Aufmerksamkeit.

Befriedigt von unserem Aufenthalt und dessen Resultaten in Bilek verließen wir am 6. April um 1/4 7 Uhr früh Bilek, um unter Eskorte nach Trebinje zurückzureiten. Nachdem wir da gegessen hatten, fuhren wir im Wagen nach Ragusa. Noch denselben Abend sprachen wir bei Feldmarschalleutnant Jovanović vor.

Die nächsten vier Tage blieben wir in Ragusa und hatten die Genugtuung, daß Feldmarschalleutnant Jovanović sich mit unseren Anträgen, ohne irgendeine wesentliche Abänderung zu verlangen, einverstanden erklärte, wodurch wir in der Lage waren, sie mit allem Zugehör, Tabellen und Kostenberechnungen, reif zur Absendung an das Reichskriegsministerium, fertigzustellen.

Zwischenpausen in der Arbeit benutzten wir nun doch, um das Plateau von Sergio und die auf demselben liegenden zwei Werke, Fort Imperial und Carkavizza, und später das Fort Royal samt der Insel Lacroma, auf der es liegt, anzusehen: ein herrliches Eiland, an das sich traurige Erinnerungen knüpfen; des Wandels auf Erden ist eben überall genug und wie oft vollziehen sich die Wandlungen in Form von Katastrophen!

Am elften fuhren wir mit dem Dampfer bis Stagno, besichtigten die Salinen und die Befestigungen, gingen zu Fuß über die schmale Landenge nach Stagno piccolo und fuhren auf einem neuen Dampfer die Narenta aufwärts nach Metkovich.

Das sumpfige Narentadelta samt dem nicht unansehnlichen Orte Metkovich ist äußerst fieberhaft; die armen Leute sehen auch dementsprechend aus. Die Urbarmachung dieses verhältnismäßig sehr großen Sumpfgebietes wird noch viel Geld beanspruchen. Wie weit dieselbe bis heute gediehen ist, weiß ich allerdings nicht. In Metkovich wurde übernachtet, abends aber des Fiebers wegen nicht ausgegangen, da die Zeit vor Sonnenuntergang die gefährlichste ist.

Den andern Tag früh fuhren wir zu Wagen nach Domanović, wo wir die verteidigungsfähige, ziemlich stark mit Infanterie besetzte Unterkunft ansahen. Da uns vom fortifikatorischen Gesichtspunkte aus noch manches zu ihrer Verteidigungsfähigkeit zu fehlen schien, so besprachen wir mit dem Kommandanten dieses Postens das, was

uns in Zukunft zu machen noch nötig erschien und was im Verlaufe der Zeit auch geschah. Hier und überall, wo Truppen, sei es provisorische oder ständige Quartiere bezogen hatten, war die nähere Umgebung von der Kultur schon beleckt; doch zeigte sich diese nicht immer in den idealsten Formen. Es lagerten oft in miserablen Holzbuden zweifelhafte Krämer mit 27-Kreuzer-Waren und Speisen und Getränken von sehr minderem Werte.

Diesen militärischen Ansiedlungen näherten sich auch zeitweise herumziehende böhmische Musikanten und Akrobaten, um mit ihren Kunststücken die Soldaten zu erheitern und zu belustigen.

Da die Gemüse im Lande, mit Ausnahme des Knoblauchs, noch nicht kultiviert wurden, so gaben sich meist die Offiziere mit ihren Dienern und Soldaten mit erwähnter Kultur ab.

In Domanović gelang es einem solchen Offiziere, Rettiche in allen Farben vom schönsten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz hervorzuzaubern, die uns auf einer runden großen Schüssel in einem Kranz, der von Weiß über Grau, Gelblich, Hell- und Dunkel- bis Hochrot und Schwarz schattiert war, vorgesetzt wurden. Dazu wurde herrliche Butter (Surrogate für dieselbe waren noch nicht bekannt) und — ich bitte den Leser nicht zu erschrecken — sehr zarte geräucherte Bärentatzen, guter Wein, vorzüglicher Kaffee nebst anderem serviert, so daß das Ganze mehr einem englischen Lunch als einem Gabelfrühstück in den Okkupationsprovinzen glich.

In Bilek sah ich in dem großen Gemüsegarten neben der türkischen Kaserne einen Jägermajor tiefsinnig und ernst auf seine Hand blicken, in der er eine Menge Papierschnitzel hatte; ich dachte, er brüte über eine Disposition zu irgendeiner militärischen Uebung. Ich ging zu ihm hin und fragte: „Ja was studieren Sie denn so, Herr Major?“ Er erwiderte: „Ich studiere die lateinischen Namen auf all den erhaltenen Gemüsesamenpaketchen, um diese auf die richtigen Plätze zu verteilen.“

Nachmittags kamen wir in Mostar an, wo es recht lebhaft zuging und man alle möglichen orientalischen Kostüme sah. An der Narenta liegend, die zwischen Mostar und Zahumje ziemlich schäumend, mit meist sehr klarem und schönem Wasser gegen Süden fließt, ist Mostar eine echte Türkenstadt; es liegt in einem vom Podvelez und Hum gebildeten, ziemlich engen Defilee und ist daher lang und schmal und nur von einer größeren breiteren Straße durchzogen. Sehenswert ist die alte türkische Brücke, die in einem einzigen Bogen die Narenta überspannt und über welche die Straße, stark ansteigend und fallend, führt.

Der Podvelez ist ein hoher, plateauartiger, ausgedehnter Absatz des Velezgebirges (1837 m) und fällt im allgemeinen gegen Westen und Süden, also gegen Mostar, und zwar mit vielen Terrainrinnen versehen, steil ab. Der höchste Punkt des Plateaus ist 870 m. Der Hum (436 m) ist ein einzelnstehender, dickleibiger Berg, der sich von manchen Seiten spitz ansieht, aber trotzdem oben eine ganz bedeutende Ausdehnung hat.

Nachdem wir unsere Logis im Hotel bezogen hatten, gingen wir noch den Abend zum Truppendivisionskommandanten, einem ehemaligen Genieoffizier und Kameraden von mir, Feldmarschalleutnant Leo Ritter von Schauer, um mit ihm alles zu besprechen, was hinsichtlich der Befestigung von Mostar, Ausbildung des Nord- und Südlagers und aller sonst nötigen Bauten in Antrag zu bringen wäre. Hierbei besprachen wir auch, wie und wo wir die Begehung des Umterrains vornehmen sollten, und beschlossen, den nächsten Morgen den Podvelez zu Pferd zu besteigen und abzureiten. Während jetzt von der Nordspitze Mostars eine sehr gute Serpentinenfahrstraße auf den Berg hinauf und Wege oben allseits herum und gegen die Südseite Wege herunterführen, mußten wir zu Pferd einen in einer Rinne liegenden Serpentinenweg zum bereits bestehenden Wachhaus (830 m) mühsam hinauf und dann auf dem weglosen Plateau über Stock und Stein herum und schließlich auf einem miserablen Fußpfad gegen den Südausgang von Mostar herunterreiten.

Die Partie war ebenso mühsam als wirklich interessant. Wer den Podvelez und den Hum besitzt, besitzt Mostar. Der Defileeein- und -ausgang von Mostar im Norden und Süden müßte hierbei jedenfalls abgeschlossen werden.

Ueber die zu proponierenden Befestigungsanlagen waren wir bald im klaren, aber wie weit wir vorderhand mit unseren Anträgen gehen sollten, darüber herrschten Meinungsverschiedenheiten. Ich vertrat die Ansicht, alles Notwendige jetzt schon in Vorschlag zu bringen, damit seinerzeit ein einheitliches Ganzes entstehe, aus dem heraus vorläufig das Wichtigste und nach und nach dann das andere als Ergänzung hervorgezogen und erbaut werden könne. Die Begehung des Podvelez und die Besichtigung der zwei Wachhäuser darauf dauerte bis zum Nachmittag, den wir dann dazu benutzten, das Nord- und Südlager anzusehen und unsere mit Feldmarschalleutnant von Schauer vereinbarten Anträge für den Podvelez aufzuarbeiten.

Den vierzehnten morgens früh 6 Uhr ritten wir auf den Hum. Anfangs benutzten wir die neue Straße gegen Ljubusky,

von der dann ein schlechter Reitweg auf den Hum abzweigt. In unserem Gefolge befand sich auch ein Vertreter des Roten Kreuzes, Graf S. Derselbe hatte auf einem Packpferde eine Menge Delikatessen von Getränken und Speisen mit heraufgeschleppt. In der freudigen Voraussicht, daß das Rote Kreuz diese milden Gaben für uns bestimmt habe (natürlich durch Vermittlung des Grafen), besichtigten wir eingehend und schnell den ganzen oberen Teil des dickleibigen Hums und kamen zur Einsicht, daß eine Befestigung desselben mehrgliedrig werden müsse. Dann aber begaben wir uns an den Ort, den der Herr Graf zu unserer Traktierung ausgesucht hatte, woselbst wir uns um ihn und die Gegenstände, die wir verzehren sollten, herumlagerten und unter Lobessprüchen auf das vorsorgliche Rote Kreuz so ziemlich alles verzehrten, was uns von diesem geboten worden war.

Nachmittags inspizierte ich die Geniedirektion, welcher Herr Oberstleutnant Hugo Hartmann vorstand; ein eifriger, lebenslustiger und glücklicherweise wohlhabender Mann, der seinen ganzen Ehrgeiz gegenüber der Mission dareinsetzte, uns mit allen nur erdenklichen Leckerbissen und Weinen von nah und fern, worunter natürlich auch Champagner war, zu traktieren und dabei nicht zu begreifen, daß uns dieses großartige Traktament mehr unangenehm als angenehm berührte. Leider hatten wir nicht Zeit genug, die ganz interessante, malerische Umgebung von Mostar näher anzusehen. Ein Aquarellmaler würde mit der Wiedergabe der reizenden Motive, die sich in nächster Nähe von Mostar vorfinden, gewiß lange nicht fertig werden.

Am fünfzehnten fuhren wir über Domanović nach Stolac. Das Kastell in Stolac, für unsere Zwecke zu groß und auf alte Gewehrschußdistanzen von überhöhenden Gebirgen im Norden und Nordwesten eingesehen und bedroht, bietet im dermaligen Zustand mehr eine Verlegenheit als einen Nutzen. Um letzteren zu erhalten, müßten am Kastell große Veränderungen vorgenommen werden. Landschaftlich sieht es sehr hübsch und interessant aus. Nachdem wir noch die umliegenden Höhen zu Pferde über niederträchtige Wege, oft förmlich stiegenartig, erklommen hatten, sahen wir, in die Stadt zurückgekehrt, noch alle dort in Ausführung begriffenen Bauten an, bei denen nach unserer Ansicht manches zu tadeln und abzuändern war. Abends waren wir zum Souper in der Offiziersmenage des Infanterieregiments Georg Prinz von Sachsen Nr. 11 geladen, welchem der Regimentskommandant, Oberst Ernst Czibulka, präsidierte. Der Oberst mußte gehört haben, daß ich ein großer Freund ernster Musik

sei, denn auf einmal ertönten aus dem Nebenzimmer die Klänge, aber nicht einer Militärmusik, sondern eines Quartetts von Schubert in D-Moll („Der Tod und das Mädchen"), in so hinreißender Weise, daß mir, in der Erinnerung daran, wie oft ich selbst mit tiefinnerer Erregung dieses Quartett gespielt hatte, Tränen in die Augen kamen, die ich natürlich zu verbergen wußte; das hatte ich mir wohl im Traume nicht gedacht, ein Quartett von Schubert in Stolac zu hören. Die österreichischen Soldaten sind doch gute Kulturträger!

Den sechzehnten kehrten wir über Domanović nach Mostar zurück, und da wir nun einige Stunden für uns hatten, benutzten wir sie, um die äußerst interessante Quelle der Buna bei Blagaj zu besichtigen. Die Buna wird bei der Quelle schon ein Fluß, offenbar auch eines jener in irgendeiner Polje verschwindenden Gewässer, die unterirdisch weiterlaufen, bis sie wieder eine Oeffnung finden, um ans Tageslicht treten zu können.

Ohne nach Mostar zurückzukehren, setzten wir von Blagaj den Weg nach Nevesinje fort, wobei wir eine Höhe von 1048 m erreichten, um dann wieder gegen genannten Ort auf 927 m herabzusteigen.

Die Höhe und das ausgedehnte Plateau bringen es mit sich, daß das Klima rauh und selbst in den Sommermonaten frisch ist. Es werden daher zur heißen Jahreszeit abwechslungsweise Truppen auf Sommerfrische dahin disloziert.

In Nevesinje mußte dem bereits an Bauten viel Geschehenen noch gar manches zugefügt und auch die den Ort beherrschenden Anhöhen, insbesondere der sog. „Grad", mit Befestigungsanlagen versehen werden, da die jetzigen ganz unzulänglich erschienen.

Beim Besichtigen einer Kaserne ließ der Herr Major und Kommandant derselben auf dem Gange durch einen Soldaten ein Ofenheiztürchen aufmachen, und da spazierten aus demselben fröhlich und täppisch zwei junge Bären heraus, die sich uns bei Inspizierung der anderen Kasernenzimmer freudig anschlossen, was uns und den Soldaten großen Spaß machte.

In Nevesinje entwarf und zeichnete ich nicht nur die Kula für den Grad, sondern auch die permanente Batterie am Vermacz bei Cattaro. Beide Werke wurden ausgeführt, und ich sah beide bei einer späteren Inspektion bereits vollendet.

Am achtzehnten ritten wir nach Mostar zurück, besichtigten hierbei aber nochmals die Höhen um Nevesinje; die Nacht darauf brachten wir in Mostar zu, um am neunzehnten über Jablonica, dann am zwanzigsten früh nach unserer letzten Missionsstation nach

Sarajevo zu fahren. Da in Jablonica viel zu sehen und wir für dasselbe als einen wichtigen Punkt Anträge zu stellen hatten, blieben wir den Tag und die Nacht in Jablonica. Das sehr stark steigende, dann wieder fallende Defilee gegen Konjica war damals derart zu Ueberfällen geeignet, daß wir die uns zugedachte Militäreskorte nicht ablehnten. Von Konjica trennt sich die Straße von der Narenta und folgt, stark gegen die Ivan planina aufsteigend, der engen, tief-eingeschnittenen, wilden Presanicaschlucht.

Wir waren eben im Begriff, um ein scharfes Eck, welches die Straße macht, mit unserem Wagen zu biegen, als wir von weitem zwei Pferde ohne Wagen gegen uns im raschen Galopp, schweißtriefend, von Dunst umhüllt, herankommen sahen. Wir stiegen augenblicklich aus, ließen durch den Kutscher den Wagen an die innere Felsenwand zufahren und erwarteten, was nun die Pferde machen würden. Wir stellten uns auf der Straße auf, hoffend, die Pferde werden vor dem Hindernis, das wir boten, haltmachen, blieben aber unsererseits doch sprungbereit gegen den Wagen an der Wand. Als die Pferde uns sahen, fielen sie in Trab und ließen sich, offenbar befriedigt, ihren riesigen Galopp aufgeben zu können, ruhig von uns fangen und von den Dritteln befreien, die, während des Rennens an ihre Hinterfüße schlagend, sie stark alarmiert hatten.

Wir setzten unseren Weg mit den zwei Pferden, die wir rückwärts an den Wagen banden, ruhig bis zur nahen nächsten Post fort, wo wir den Wagen zertrümmert und den Postbeamten und Postillon verwundet in einem Hause darniederliegend vorfanden. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß die zwei Verwundeten in entsprechender Pflege standen, setzten wir den Weg über die Ivan planina (1010 m Höhe) nach Tarčin und weiters nach Sarajevo fort.

Das Wetter war im höchsten Grade unangenehm, regnerisch, windig und kalt. Mein Sohn Hans kam uns trotz des schlechten Wetters bis zur letzten Poststation Blažuj, wo Pferde gewechselt wurden, entgegengeritten.

In Sarajevo war damals kommandierender General für Bosnien und Herzegovina Feldmarschalleutnant Hermann Freiherr Dahlen von Orlaburg, sein Generalstabschef Oberst Ludwig Ritter Schwitzer von Bayersheim, Geniechef Oberst Milos Komadina und Geniedirektor Oberst Justus Dall' Agata. Wir begaben uns denselben Abend noch zu Feldmarschalleutnant Baron Dahlen, der uns in liebenswürdigster Weise empfing und uns zum Tee und Souper bei sich behielt; seine reizende jüngere, ledige Tochter machte hierbei in

so exquisiter Weise die Honneurs, daß das Gebotene, durch ihren Zauber versüßt, doppelt gut mundete.

Mit diesem Empfang war aber noch lange nicht alles erschöpft, was wir an dem physisch schwerkranken Mann, der durch seinen Geist, seine Willenskraft und Uebersicht alles, was in seinem Generalate geschah, sozusagen vom Bette aus dirigierte, bewunderten. Er kam uns im Gegensatze zu Feldmarschalleutnant Jovanović mit vollstem Vertrauen entgegen, legte uns, was bisher angeordnet und in Szene gesetzt worden war und gewünscht wurde, und warum und zu welchem Zweck, so deutlich auseinander, daß wir eigentlich das Ganze mit wenig Ergänzungen nur zu ordnen, zusammenzustellen und zur Vorlage an das Reichskriegsministerium spruchreif zu machen hatten. Wenngleich die Befestigung Sarajevos vorderhand noch nicht zu den brennenden Fragen gehörte und man einstweilen mit dem Bau der verschiedenen Kulas, Kasernen und verteidigungsfähigen Unterkünfte an der Grenze und auf den Hauptetappenstraßen mehr als hinlänglich zu tun hatte, so war doch vorauszusehen, daß die Frage der Sicherung von Sarajevo in nächster Zukunft zur Sprache kommen werde. Es war daher für uns Kommissionsmitglieder, die voraussichtlich in Wien mit der Lösung dieser Frage zu tun haben würden, ein Gebot der Notwendigkeit, die Tage, die uns noch zur Disposition standen, vollauf auszunutzen, um das Umterrain von Sarajevo nach dieser Richtung genauer zu rekognoszieren. Landschaftlich ist dasselbe geradezu bezaubernd schön und in der Blütezeit ein wahrer Blütengarten, dabei voller Abwechslung. Das im Osten von Sarajevo liegende Kastell beherrscht die Stadt, denn es erreicht eine Höhe von über 600 m und liegt daher durchschnittlich um mehr als 100 m höher als die Stadt. Unmittelbar östlich vom Kastell befinden sich tiefe Schluchten, durch welche die Poljanska Miljačka und die Mokranjska Miljačka fließen, die sich vor dem Eintritt nach Sarajevo vereinigen.

In letzterer Schlucht führt die Straße tiefeingeschnitten neben dem Flusse gegen Višegrad, und längs dem ersteren Flusse tritt die Straße aus dem Kastell ansteigend gegen Mokro und über die Romanja planina im weiteren Verlaufe nach Zvornik und ein Zweig davon ebenfalls nach Višegrad. Im Südosten bildet das Trebović-gebirge mit seinem nördlich vorgelagerten Plateau von Dragula-Orlovac, dessen Spitze 1600 m hoch ist, die höchste Wand der Sarajevo in Hufeisenform umgebenden Gebirge, von denen im Norden der Pasinbrdo und Hum, im Süden die Vrača die markantesten Punkte sind. Das alles zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd zu

besichtigen und dabei unsere Ausarbeitungen zu vollenden, nahm die Tage bis zum fünfundzwanzigsten abends in Anspruch.

An einem dieser Tage, als ich in das Hotel zum Speisen trat, bemerkte ich, von der Hausflur aus in den Hof sehend, einen ungewöhnlichen roten Schein. Ich ging in den Hof und fand da nebst dem Hotelbesitzer einen Türken, der mit seinem Gehilfen einen großen, beinahe den ganzen Hof einnehmenden türkischen roten Teppich ausgebreitet hatte, ein anderer kleinerer Teppich lag noch im Ballen in der Ecke. Der Hotelier hatte die Teppiche für sich bestellt und war schon mit dem Türken handelseinig; als er aber sah, daß mir der Teppich ungemein gefiel, trug er sich an, mir die Teppiche zu überlassen und zwar um den Preis, den er eben ausgemacht hatte; ich sagte „Top“ und sandte die Teppiche nach Wien, wo sie fast 22 Jahre in meiner Wohnung paradierten, allseits stets gefielen, sich aber doch nicht als so haltbar erwiesen, wie ich erwartete.

Nun war der Schluß unserer Missionsreise gekommen; sie hatte vom 18. März bis 27. April gedauert und war für mich die interessanteste aller Dienstreisen, die ich bisher und in Zukunft zu machen hatte. Ich mußte sie ganz beschreiben, denn durch karge Bruchstücke hätte sich der Leser kein richtiges Bild von dem machen können, was diese Missionsreise involvierte.

Für uns Missionsmitglieder war damit aber die Arbeit noch nicht erledigt, denn der Missionsbericht, der jetzt in Wien zu verfassen war, um den hohen Behörden ein Ganzes zu liefern, verlangte noch große Mühe; aber diese drückte mich nicht. Ich hatte an Oberstleutnant Ebhardt und Major Millinković so tüchtige Mitarbeiter, daß ich ihnen vieles überlassen konnte; was mich drückte, war die Beantwortung der von Seiner Majestät eigenhändig geschriebenen und mir persönlich übergebenen Fragen. Wie sollte ich diesen Bericht formell gestalten, damit Seine Majestät sofort erkenne, was ich als absolut Richtiges, Mutmaßliches, Beschreibendes und Erzählendes untertänigst zu unterbreiten habe?

Noch bevor ich zum Schreiben des Berichtes kam, hatte ich über Befehl Seiner Majestät bei Allerhöchstdemselben gleich nach der Rückkunft persönlich zu erscheinen, um mündlich Bericht zu erstatten, über den Seine Majestät Allerhöchst sehr befriedigt erschien und anbefahl, den schriftlichen Bericht möglichst bald folgen zu lassen. Ich schrieb den Bericht, der speziell für Seine Majestät bestimmt war, in drei Tinten: die schwarze versinnlichte das zuletzt Angeführte, die rote das Mutmaßliche und die blaue das absolut Richtige.

Während der untertänigste Bericht an Seine Majestät schon

früher eingesendet wurde, folgte am 11. Mai der Totalbericht über die Mission. Seine Exzellenz der Reichskriegsminister äußerte sich über den Bericht sehr zufrieden und mit den Anträgen einverstanden. Und nun begann in den Okkupationsgebieten eine seltene, mehrere Jahre dauernde Bautätigkeit, für die der Reichskriegsminister mit der ihm eigenen Zähigkeit stets das Geld zu beschaffen wußte; aber nicht nur ihm war die Möglichkeit einer solchen systematisch durchgeführten Bautätigkeit zu verdanken, sondern auch dem Oberst Julius Bingler, Chef der 8. (Ressort-) Abteilung, der einer der hochbegabtesten, charaktervollsten und liebenswürdigsten Offiziere war. Das Entgegenkommen dieses Herrn Obersten, mit dem ich in immerwährenden dienstlichen Beziehungen stand, erleichterte mir meine Stellung sehr bedeutend. Kamen hie und da auch Meinungsverschiedenheiten vor, so wußte Genannter dieselben in seiner angeborenen Courtoisie immer glatt auszugleichen.

Sehr viele der nunmehr über zwei Dezennien bestehenden Bauten wurden in der damaligen 8. Abteilung des Reichskriegsministeriums unter meiner Mitwirkung projektiert oder zum mindesten revidiert und korrigiert.

Ueber unsere damaligen Anträge hinaus wurde im Laufe der Zeit noch vieles gebaut, so daß gegenwärtig einem Einfall von außen oder einem Aufstand von innen stark vorgebeugt ist und ersterem jedenfalls an gewissen stark befestigten Punkten Halt geboten würde.

Am Ende der Darstellung der Mission und der auf Basis derselben jahrelang dauernden, systematischen Bautätigkeit in Süddalmatien und den Okkupationsgebieten wird es dem Leser begreiflich erscheinen, wenn ich mir schmeichle, nicht wenig zu dem Zustande beigetragen zu haben, in dem sich diese Länder in bezug auf ihre Verteidigungsfähigkeit gegenwärtig befinden.

Am 20. Mai trat in meinem kleinen Personal eine wichtige Veränderung ein: der mir durch zwei Jahre treu zur Seite stehende Oberst Leopold Weeger wurde zum Kommandanten des 1. Genieregiments ernannt und zu mir als Ersatz Oberstleutnant August Müller Edler von Rheinwall desselben Regiments bestimmt. Es wäre undankbar von mir, wollte ich des ersteren nicht mit einigen Worten gedenken. Oberst Weeger war ein ebenso hochgebildeter als charaktervoller Mann und dabei eigentlich eine Künstlernatur; er zeichnete mit freier Hand und Lineal gleich gut, hatte für Architektur Sinn und Geschmack, spielte gut Klavier und war in allen Arbeiten, die ihm übergeben wurden, ebenso gewandt wie korrekt, dabei ein guter Stilist. Sein Zeichentalent wandte sich später dem

Malen mit Oelfarben zu, und er soll, wie ich höre, in dieser Kunst über den gewöhnlichen Dilettantismus hinaus sein. Uebrigens hatte er auch ebensoviel Sinn für schöne Natur als für ein gutes Glas Wein und schmackhaftes Essen, so daß ich nicht weiß, ob er in Siebenbürgen mehr die schöne Gegend oder den starken exquisiten Siebenbürger Wein und im Bahnhofe von Tarvis mehr das herrliche Gebirgspanorama, das von dort aus zu sehen war, oder die vorzüglichen Beefsteaks, die uns da serviert wurden, bewunderte bzw. genoß. In einer Bahnhofsrestauration in Ungarn erfuhren wir, daß es daselbst Strohwein gebe. Wir verlangten eine Flasche, worauf an einem Nebentische von einem Manne geäußert wurde: „Merkwürdig, daß man in Ungarn schon aus Stroh Wein macht."

Seit Genannter als Feldmarschalleutnant in Wien im Ruhestande lebt, sah ich ihn nur einige Male.

Wir alten Pensionisten leben mit wenigen Ausnahmen jeder für sich allein, so daß es immer eines Zufalles bedarf, um mit ehemaligen, dienstlich oder privatim Nahegestandenen zusammenzukommen. Man denkt an sie, man erkundigt sich nach ihnen, ist aber zu faul und zu bequem geworden, sie aufzusuchen, bis einem sein Partezettel mitteilt, daß er gewesen, und damit einen verpflichtet, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Mittlerweile, als ich auf erwähnter Missionsreise im Cattareser Bezirk und im Okkupationsgebiete war, gingen verschiedene Fragen der wünschenswerten Lösung zu; eine davon war die weitere Entwicklung der Befestigungsfrage in Tirol.

Oberst Julius Vogl, Geniechef des 14. Korpskommandos in Innsbruck und zugleich Befestigungsbaudirektor in Tirol, verfaßte im Verein mit mir eine Denkschrift über diese Frage. Dieselbe wurde auf lithographischem Wege vervielfältigt und an die maßgebenden Behörden und Personen verteilt. Diese Denkschrift zerfiel in drei Teile. Der erste Teil erörtert die Einbruchswege und deren Gruppierung; der zweite Teil befaßt sich mit strategischen Ansichten der Verfasser, wie die Verteidigung Tirols durchzuführen wäre, während der dritte Teil Detailanträge für die Landesbefestigung Tirols in taktisch-fortifikatorischer und bautechnischer Beziehung enthält.

Seine Majestät ordnete unter Allerhöchstseinem Vorsitz für den 22. Mai eine kommissionelle Beratung an, welcher der Reichskriegsminister, der Chef des Generalstabes, die zwei technischen Generalinspektoren, der Vorstand der Militärkanzlei und jener der achten Abteilung des Reichskriegsministeriums beizuwohnen den Befehl erhalten hatten.

Bei diesem Anlaß wurde mir die hohe Ehre zuteil, von Seiner Majestät zu einer Audienz berufen zu werden, in der mir Seine Majestät den schmeichelhaften Auftrag erteilte, für diese Sitzung ein Exposé über die Tiroler Befestigungsfrage mit Rücksicht auf jene Denkschrift zu verfassen und die von der Kommission zu beantwortenden Fragen zu präzisieren, damit die kommissionellen Verhandlungen sich nicht in die Länge zögen.

Da Seine Majestät mit dem von mir verfaßten Exposé zufrieden war, wurde es lithographisch vervielfältigt und an die Kommissionsmitglieder verteilt. Das Resultat der Sitzung war, daß um Trient in diesem Jahre noch einige Werke begonnen und im darauffolgenden Jahre vollendet wurden.

Weitere Fragen, die akut wurden und von da ab bald schwächer, bald stärker auftraten, waren organisatorischer Natur und betrafen organische Bestimmungen des Geniestabes und der Genietruppe, auf deren damalige Resultate, die späterhin weit überholt wurden, ich mich nicht mehr genau entsinne, denen ich als vorübergehend auch nicht weiter nachforschte.

Im Juni inspizierte ich die Befestigungsbauten in Kärnten, die trotz großer Bauschwierigkeiten rasch vorwärts schritten, und dann einzelne Abteilungen des 2. Genieregiments und die Baubehörden in Krems und Wien.

Wichtiger als diese Inspizierungen war eine Mitte November mit dem Chef des Generalstabes vorgenommene Begehung der Ostseite von Przemysl, durch die die Frage der Befestigung dieser Seite endgültig entschieden wurde. Es erfüllte mich mit Genugtuung, daß genannter hoher Chef sich mit den von mir zur Befestigung gewählten und in Antrag gebrachten Punkten einverstanden erklärte. Am Begehungstage war ein so herrliches, heiteres und warmes Wetter, daß wir, anstatt im Schnee herumzuwaten, uns, um ein mitgenommenes Gabelfrühstück zu verzehren, auf einer im schönsten Grün prangenden Wiese bei Siedliska hinlagerten und uns in heiterster Stimmung am Mitgebrachten labten.

Um die Leser nicht mit weiteren Details über die zahlreichen Inspizierungen, die im Jahre 1883 von mir teils aus eigener Initiative, teils im Auftrage des Reichskriegsministeriums gemacht wurden, zu langweilen, erwähne ich nur kurz, wohin mich dieselben führten:

1. nach Triest und Pola, 2. nach Linz, Innsbruck und Trient, 3. nach Preßburg, Budapest, Fünfkirchen, Kaschau, Miskolcz, 4. nach Prag, Olmütz, Wien und Krems, 5. nach Klagenfurt und Malborghetto.

Auf der Inspektionsreise nach Pola und Triest am Ende des März und am Anfang des April nahm ich meinen jüngeren Sohn Paul, Frequentanten der Kavalleriekadettenschule in Mährisch Weißkirchen, mit. Er wollte das Meer sehen und auf demselben fahren. Ich fuhr in der Eisenbahn nach Pola und meinem Sohn zuliebe von da zur See nach Triest. Die vielen Eisenbahnkurven in Istrien und die augenscheinlich schlechte Kuppelung unseres Waggons brachte ihn in eine so schaukelnde Bewegung, daß diese als Vorprobe für eine Seefahrt bei Sturm angesehen werden konnte. Meinem Sohn schlug diese Seetüchtigkeitsvorprobe derart schlecht an, daß er gelb und fahl wurde und klagte, daß ihm todübel sei. Ich ahnte Böses für die kommende Seefahrt. Frisch und munter machte er aber trotzdem die Inspektion in Pola mit, besah sich eingehend die Sehenswürdigkeiten, ließ sich die italienische Kost gut schmecken und freute sich auf die Rückfahrt per mare.

In der Nacht vor der Abfahrt fing Sciroccowetter an, das bekanntermaßen mehrere Tage anwächst, bis es zum Stillstand und Rückgang kommt. Am Tage der Abfahrt, die um ein Uhr mittags erfolgte, blies der Wind schon ganz ordentlich, und es war vorauszusehen, daß wir sofort nach Verlassen des Hafens in bewegte See stoßen müßten. Noch bevor wir in diese hinausfuhren, setzten wir uns zur Table d'hote, die recht zahlreich besucht war; Paul saß neben mir.

Ein paar tüchtige Wellen, die vor dem Hafen das Schiff in eine stark schaukelnde Bewegung brachten, veranlaßten einen nicht geringen Teil der Table-d'hote-Gäste, mit blassem Antlitz schleunigst die Tafel zu verlassen, um das Weitere in der Kabine, jeder für sich, auszufechten.

Ich sah mich nach meinem Sohne um. Er war aber auch verschwunden. Ich nahm ruhig mit den wenigen, die geblieben waren, mein Mittagsmahl ein, das mir sehr gut schmeckte, suchte dann meinen Sohn auf, den ich in seiner Kabine als ein in einen Mantel eingewickeltes, aber nicht verschnürtes Kollo, am Boden kauernd, wiederfand. Ohne ihn in seinem offenbar tief nachdenklichen Zustande zu stören, entfernte ich mich und ging aufs Verdeck. Ich sah ihn erst wieder, als wir in Triest landeten. Die gewünschte Seereise hatte ihm offenbar nicht gut angeschlagen, und ich vermute, daß seine Seetüchtigteitserprobung Anlaß gab, seine oft besprochene Weltreise bisher noch nicht begonnen zu haben. Aber er konnte sich trösten. Es hat sogar Marinehelden gegeben, denen es bei Sturm übel wurde.

Am interessantesten gestaltete sich die Inspizierung der Kärntner Befestigungen, weil Seine Majestät, auf einer Reise nach Graz und Laibach begriffen, einen Abstecher nach Tarvis vornahm, um von da aus die Kärntner Paßbefestigungen zu besichtigen, und ich den Allerhöchsten Befehl erhielt, dieser Besichtigung beizuwohnen.

Wie jedesmal bei solchen Gelegenheiten zeigte sich Seine Majestät ebenso wohlunterrichtet über alles, was bis jetzt geschaffen war, als unermüdlich im Besichtigen des bisher Entstandenen, wie auch im Anhören der Erklärungen des Befestigungsbaudirektors als Beantwortung der von Seiner Majestät gestellten Fragen über ein angriffsweises Vorgehen und die dagegen zu ergreifenden Gegenmaßregeln. Den Schluß dieser interessanten Inspizierung bildete eine kleine Revue über die in Malborghetto befindlichen Truppen, denen auch die für den Bau dislozierte Geniekompagnie beigezogen wurde, obschon diese zwar vollkommen ausgerüstet, aber nur in Arbeitsmontur erscheinen konnte.

Wir Offiziere der Geniewaffe waren über das gnädige Urteil Seiner Majestät, die das Aussehen und das stramme Defilieren mit den Worten belobte, daß man der Kompagnie nicht ansehe, daß sie schon so lange auf Arbeit kommandiert sei, überaus glücklich und gehoben.

Nachdem im Eisenbahnzuge bei glühender Hitze das Diner eingenommen worden war, fuhr Seine Majestät zu Wagen, dem viele andere Wagen folgten, nach Raibl, wo die Leute der kaiserlichen und privaten Gewerkschaften und die Ortsbehörden in voller Parade ausgerückt waren und von Seiner Majestät besichtigt wurden. Am Schlusse der Besichtigung ließ der k. k. Gewerksleiter noch die Wasserspiele fungieren.

In Raibl erhielt ich von Seiner Majestät den Befehl, mich an Allerhöchstseine Seite in den Wagen zu setzen, um während der Fahrt über den Predilpaß gegen Flitsch die auf die Befestigung nötigen Erklärungen abzugeben.

Nachdem das alte Werk am Predil besichtigt war, fuhr Seine Majestät unter dem Donner der Geschütze bergab gegen Flitsch.

Wenngleich ich volles Vertrauen auf Kutscher und Pferde bei dieser Fahrt haben durfte, so war mir doch ängstlich zumute, ob bei dem andauernden Schießen und dessen Widerhall in den Bergen die Pferde des Wagens, in dem Seine Majestät saß, oder eines folgenden nicht scheu werden könnten, was auf der stark abfallenden Serpentinenstraße leicht einen Unfall herbeiführen konnte.

Die Flitscher Klause, die beinahe schon vollendet war, gefiel

Seiner Majestät sehr wohl, und Allerhöchstderselbe äußerte sich, es sei dies nahezu eine ideale Sperre.

Da die Intention vorlag, den übriggebliebenen Bauschutt, statt ihn in die tief eingeschnittene Koritnicaschlucht zu werfen, zur Erbauung einer offenen Batterie links rückwärts des Werkes auf einer Anhöhe zu benutzen, von wo aus die Flitscher Straße gut bestrichen werden konnte, so bat ich Seine Majestät, auf diese kleine Anhöhe zu steigen, um sich selbst von dem günstigen Ausschuß, den man von da hatte, zu überzeugen.

Feldzeugmeister Baron von Kuhn perhorreszierte sofort diese Anlage mit den Worten: „Das ist ja ein Unsinn, da wird ja jeder Artillerist von den beiderseitigen Höhen niedergeschossen, ehe er zum Feuern kommt." Ich erlaubte mir dagegen zu bemerken, daß dies kaum eintreffen dürfte, weil, bevor von der Einführung von Feldgeschützen in diese Batterie die Rede sein könne, die Höhen vom Feinde gesäubert sein müßten, daß aber dann durch das Vorziehen und Einführen der Feldgeschütze das Debouchieren aus dem eigentlichen Defilee wesentlich erleichtert werden müßte. Ich glaubte zu bemerken, daß Seine Majestät meine Ansicht für begründet hielt.

Bei Flitsch trennte sich das Gefolge Seiner Majestät, indem Höchstderselbe mit den Seinen direkt weiterfuhr, wir anderen aber nach Nächtigung in Flitsch über Raibl und Malborghetto nach Tarvis und von da weiter nach Wien bzw. Graz fuhren.

Bei der Inspizierungsreise, die ich in Olmütz, Prag und Budweis vornahm, erinnere ich mich mit Vergnügen an eine komische Episode, die sich in Prag bei der Besichtigung des 4. Geniebataillons des 1. Regiments ereignete, das von Major Johann Gatter kommandiert wurde.

Ich ließ mir die Freiwilligen des Bataillons vorführen, um sie einer persönlichen Prüfung zu unterziehen. Den am Flügel stehenden Freiwilligen, der mir einen sehr intelligenten Eindruck machte, beauftragte ich, mir den Feldzündapparat zu erklären. Diese Erklärung gelang so ausgezeichnet, daß mir sofort klar wurde, der Herr Freiwillige wüßte über das Wesen der im Aufschwung begriffenen Elektrizitätsarten etwas mehr zu sagen, als es die Erklärung des Feldzündapparates benötigte.

Ich lud ihn ein, mir über das Wesen der Elektrizität und den Standpunkt, auf dem die Fachwissenschaft zurzeit stehe, etwas mehr zu sagen. Der Herr Einjährig-Freiwillige setzte sich in Positur und begann in prachtvollem Deutsch, wie es die Nordböhmen sprechen, in ausgesuchter Redeweise einen Vortrag über das Befragte und

vieles andere Dazugehörige zu halten, so daß ich ganz verdutzt darüber war und ihm sagte: „Ich danke Ihnen für den Unterricht, den Sie mir über Elektrizität erteilten." Darauf fragte ich ihn, wo er denn dies alles herhabe. Er sagte: „Exzellenz, es schlägt dies ja in mein Fach, ich bin Assistent an der hiesigen Technischen Hochschule, bei der Professor X. Physik und die bezüglichen Fächer tradiert."

Um weiteren Beschämungen meines Wissens durch die anderen Freiwilligen zu entgehen, begnügte ich mich, an dieselben simplere Fragen zu stellen.

Das Bataillon unter der bewährten Führung des genannten Majors befriedigte mich nach jeder Richtung, besonders durch den sichtlich guten und eleganten Geist, der in ihm herrschte und der aufs deutlichste beim Diner zum Vorschein kam, dem ich auf Einladung des Offizierskorps beiwohnte. Es wehte durch das ganze Benehmen der Offiziere während des Diners und nach demselben beim Kaffee und Kegelspiel im Garten ein Anstand, der nichts zu wünschen übrigließ.

Nach dem Diner sagte der Bataillonskommandant, daß mir auch ein musikalischer Genuß zuteil werde, und forderte den jungen Leutnant Hauninger auf, auf seiner Violine etwas zum besten zu geben, was ihm auch hinsichtlich des Ausdrucks und der technischen Fertigkeit, mit der er sein Instrument zu behandeln wußte, zu meiner Bewunderung vollkommen gelang.

In Budweis interessierte mich mehr als die Besichtigung der Militärgebäude die berühmte und weit und breit bekannte Bleistiftfabrik von Hardtmuth. Ich war der Familie nicht unbekannt, ich glaube sogar, zwei Brüder des Fabrikbesitzers waren Ingenieurakademiekameraden von mir. Diese interessante Besichtigung endigte mit einem glänzenden Tee und Souper, das uns Herr Hardtmuth und seine schöne Frau gaben, von dem wir erst spät nachts, beschenkt mit Etuis voll von farbigen Stiften, fröhlich und befriedigt nach Hause wandelten.

Meine mittlerweile ausgearbeiteten Befestigungsentwürfe für Siebenbürgen kamen glücklicherweise, als viel zu kostspielig, nie zur Ausführung, wurden zur Kenntnis genommen und ad acta gelegt.

Interessant war die gegen Ende des Jahres angeordnete Kommission betreffend die Landbefestigung von Pola. Anlaß hierzu dürfte mein Inspizierungsbericht gegeben haben. Weiteres darf ich darüber nicht sagen.

Nun begann eine Reihe kommissioneller Verhandlungen, die zu einer wahrhaften langen Seeschlange anwuchsen, ohne daß wir

Kommissionsmitglieder ihr das Interesse abgewinnen konnten, wie die Naturforscher aller Zeiten der bald in diesem, bald in jenem Meere auftauchenden wirklichen Seeschlange. Es handelte sich bei diesen Kommissionen um die Revision der veralteten Militärbaudienstvorschriften und Neuverfassung derselben. Glücklicherweise hatten wir in dem Schriftführer, dem Militärbauverwalter Johann Allaunek der achten Abteilung des Reichskriegsministeriums, einen Mann, dessen Pflichtgefühl ihn über alle Langweiligkeiten, welche unsere Arbeiten in sich bargen, hinwegsetzte, und der mit einem Eifer die Revision vornahm und die Neustilisierung besorgte, als ob es sich um die Verfassung eines interessanten Gerichtsromanes handelte.

Die Arbeit dauerte meines Erinnerns längere Zeit, bis sie zum völligen Abschluß unter sichtlicher Erschöpfung der Kommissionsmitglieder kam. Es war diese Verfassung, wenn auch eine nützliche, so doch die nüchternste Arbeit, die in meiner Generalgenieinspektorszeit vorkam; aber es muß eben auch solche Arbeiten geben.

Am Schlusse dieses Jahres muß irgendeine politische Phase Veranlassung gegeben haben, daß es dem Reichskriegsministerium erwünscht schien, die Befestigungsentwürfe für die Donau- und Draulinie einer kommissionellen Revision unterziehen zu lassen und mich mittels Erlasses vom 13. Dezember zum Vorsitzenden dieser Kommission zu ernennen.

Fünftes Kapitel

Generalgenieinspektor

(1884—1887)

Ich nahm also in das Jahr 1884 das Bewußtsein hinüber, in diesem Jahre mit einer wichtigen, viel Zeit in Anspruch nehmenden Arbeit betraut zu sein. Dem Auftrage folgte sehr bald ein ganzes Konvolut von Akten, Plänen, Landesbeschreibungselaboraten u. s. w., die mir der Chef des Generalstabes zukommen ließ. Ich zeigte dieses Konvolut den beiden mir zugeteilten Herren mit dem leidvollen Ausrufe: „Und das soll ich alles in kürzester Zeit durchstudieren!" Aber diese „kürzeste Zeit" wurde dringenderer Arbeiten wegen, besonders durch die 66 Tage dauernde Inspektionsreise nach Süddalmatien und in das Okkupationsgebiet und die ihr in Wien folgenden Arbeiten, ziemlich länglich.

Ohne kleinerer Inspizierungen, die ich in Wien vornahm, des weiteren zu gedenken, beschäftigten mich in letzterer Zeit Ideen über die Reorganisation der technischen Truppen sehr; diese fanden in einem Memoire, das ich lithographisch vervielfältigen ließ, vorläufig ihren Abschluß. Dieses Memoire legte ich am 15. Februar dem Reichskriegsministerium vor, übersandte aber gleichzeitig Exemplare davon an den Chef des Generalstabes und an einige mir persönlich bekannte Korpskommandanten, aber auch an den damaligen Vorstand der Militärkanzlei Seiner Majestät, den Generalmajor Leonidas Freiherrn von Popp. Den höchsten Wert legte ich auf die Beurteilung meines Memoires durch den Kommandanten des 2. Korps, Feldzeugmeister Ferdinand Freiherr von Bauer, weil er ein ehemaliger Genieoffizier war. Den Chef des Generalstabes erlaubte ich mir zu bitten, er möchte als derjenige, welcher in derlei Dingen den größten Einfluß und die gewichtigste Stimme besaß, die bereits dringend gewordene Sache in die Hand nehmen.

Ich erhielt in freundlichster Form eine schriftliche Antwort, die darin gipfelte, daß man ihm doch nicht zumuten könne, der Totengräber seiner Pioniere zu sein; ich erwiderte ihm darauf (ob schriftlich oder mündlich kann ich mich nicht mehr entsinnen), er würde ja nicht der Totengräber, sondern der Jesus Christus der Pioniere werden, denn es erscheine mir, wenn die Reorganisation gut ausfalle, von gar keinem Belang, wie man die technischen Truppen und

den zugehörigen Stab in der Zukunft nenne und wie man sie anziehe; man möge sie immerhin alle Pioniere heißen und wie diese jetzt uniformieren, obwohl wir von der Geniewaffe als der älteren in Benennung und Uniformierung ein Vorrecht hätten. Bei einer späteren Gelegenheit, die sich mir bot, mit Seiner Exzellenz dem Chef des Generalstabes darüber zu sprechen, betonte ich, daß ich für die Hauptsache der Reorganisation halte, daß alle technischen Truppen, wie immer sie gegliedert würden, unter eine einheitliche Leitung kämen; dadurch und wegen der größeren, kompakteren Masse, die sie dann bildeten, würden sie gegenüber der übrigen Armee zu mehr Ansehen gelangen, als es gegenwärtig der Fall sei. Die im Felde oft mit- und ineinander arbeitenden technischen Truppen sollten, wie ich mich ausdrückte, unter einen Hut gebracht werden. Daß ich auf diesen Hut nicht aspiriere, gehe daraus hervor, daß ich die Zeitdauer für die Umwandlung in die neue Formation auf sieben bis acht Jahre veranschlagte, eine Zeit, welche wohl über meine aktive Diensttätigkeit hinüberreichen dürfte.

Als ich Seiner Exzellenz sagte, er solle sich selbst den Hut aufsetzen, erwiderte er lächelnd ungefähr, das fehle ihm noch, er hätte ohnehin genug zu tun, und darin hatte er vollkommen recht, denn daß er als Chef des Pionierregimentes für dessen Ausbildung zu sorgen hatte, ist nach meiner Ansicht ein Zuviel.

Der Chef des Generalstabes sollte für die Ausbildung einer einzelnen Truppe nicht berufen sein, er hat genug zu tun mit dem von ihm fertiggestellten ganzen Armeematerial. Damit schloß einstweilen und bis zum Jahre 1890 jede Diskussion über diese Sache zwischen Seiner Exzellenz und mir.

Von seiten des Reichskriegsministeriums erfolgte über mein Memoire keine Enunziation; hingegen kam noch vor meiner Abreise in das Okkupationsgebiet Seine Exzellenz Feldzeugmeister Baron Bauer zu mir in die Kanzlei und meinte: „Wenn es dir gelingt, diese logisch aufgebaute, einfache Organisation durchzuführen, so kann dir die künftige vierte, die technische Waffe ein Monument setzen; aber,“ meinte er weiters, „man neigt in solchen Organisationen immer mehr zu den komplizierten als zu den einfachen;“ und ich füge jetzt — nach vielen Jahren — bei: „Menschen und deren Meinungen ändern sich,“ wie ich das zu meinem Leidwesen erfuhr.

Ebenfalls noch vor meiner Abreise erhielt ich den Auftrag, über eine in Kärnten neuanzulegende Sperre zu beraten. Ich hatte an Ort und Stelle der Geniedirektion in Klagenfurt meine Ideen über diese Sperre an Hand von Skizzen, die ich zur Versinnlichung der

Ideen zeichnete, auseinandergesetzt. Bei der Sperre sollten die neuesten fortifikatorischen Konstruktionen zur Anwendung kommen. Das von der Geniedirektion ausgearbeitete Projekt wurde kommissionell geprüft und das Kommissionsprotokoll darüber zwei Tage vor meiner Abreise dem Reichskriegsministerium vorgelegt.

Am 31. März abends begann die größte Inspektionsreise, die ich in meiner zwölf Jahre dauernden Generalgenieinspektorszeit machte. Ich brachte von ihr die Tag für Tag gemachten Vormerkungen und Zeichnungen über alle Bauten verschiedener Art mit, die wir in den bereisten Ländern gesehen hatten.

Das „Wir" bezieht sich auf meinen Begleiter, den mir vom Reichskriegsministerium als Vertreter der achten Abteilung desselben für diese Reise zugeteilten Oberstleutnant Wilhelm von Ebhardt.

Da auch dieser täglich seine Wahrnehmungen notierte, so wird der Leser es glauben, daß ich auch ohne weitere Aktenbehelfe eine Reisebeschreibung, illustriert mit einer ungemein großen Anzahl von Zeichnungen, Plänen, und später erhaltenen Photographien liefern könnte, welche dem offiziellen Inspektionsbericht, der an Umfang wohl von keinem anderen Inspektionsbericht seither erreicht wurde, gleichkommen müßte.

Einen solchen Bericht, besonders was dessen Illustration anbelangt, darf ich aber nicht verfassen und muß mich daher bestreben, trotz der gebotenen Restringierung, dennoch ein Reisebild zu geben, das dem Leser einen Begriff von dem Umfang unserer Reise und der auf ihr entwickelten Tätigkeit gibt.

Von Triest, wo wir früh ankamen, fuhren wir über Pola—Zara—Sebenico—Spalato—Ragusa nach Cattaro mit den gewöhnlichen Aufenthalten in diesen Städten. In Cattaro kamen wir am 4. April 10 Uhr morgens an. In Zara schloß sich uns selbstverständlich der damalige Geniechef beim Militärkommando Zara, Oberst des Geniestabes Wahlberg, um so eher an, als ihm ganz besonders die Leitung der Bauten im Cattareser Bezirke oblag.

Eine Fahrt von Triest nach Cattaro bei gutem Wetter bietet mit den abwechslungsvollen Bildern der Küste, mit ihren oft reizend gelegenen Ortschaften und Städten, Inseln und Häfen immer einen eigenen Reiz selbst für einen, der im Dienst reist.

Was nun einige dieser, von See aus herrlich erscheinenden Orte betrifft, ist es gut, sich mit der Beschauung von der See aus zu begnügen; denn in den Hafen eingefahren und an das Land gestiegen, verlieren diese Orte durch ihre Unreinlichkeit, elenden Häuser u. s. w. sehr viel.

Die Besichtigung der Bauten im Cattareser Bezirke nahm trotz unserer Unermüdlichkeit eine volle Woche in Anspruch. Leider hatten wir zeitweise dabei recht schlechtes Wetter. Wir besahen in dieser Zeit in Cattaro und der Krivošije insgesamt 19 verschiedene Bauobjekte, worunter eines dazumal zu meinem Schrecken als ein förmliches Lager betrachtet werden mußte, da es mit seinen permanenten Notbauten, provisorischen Unterkünften und Anlagen aus 33 Subobjekten bestand. So hatte ich mir 1882 ein befestigtes Grkovac nicht vorgestellt, da mußte Abhilfe geschaffen werden, was mit der Zeit auch geschah.

Ob es das schwer zu verdauende Frühstück war, das uns Leutnant Kuhn in Vranovobrdo bot, oder das Diner und großartige Souper in Grkovac oder die feuchte und kalte Nacht in der Notunterkunft oder vielleicht gar der Schreck über die erwähnten 33 Subobjekte, die mir den Magen derart verdarben, daß ich zu dessen Beruhigung mehrmals Morphinpulver nehmen mußte, weiß ich nicht.

Das von Leutnant Kuhn gegen mein Wissen und meinen Willen gespendete, außerordentlich splendide Frühstück konnte ich nicht umgehen, weil ich damit den glücklicherweise bemittelten jungen Offizier tief gekränkt hätte. Ich zog es daher vor, meinen Magen trotz der Mäßigkeit, die ich beim Frühstück bewies, kränken zu lassen.

Der Ritt über die schmale, nicht überall mit Geländern oder Parapetmauern versehene sogenannte Hochstraße, die gegen 500 m oberhalb Risano und dessen Golf an einem äußerst steilen Abhang hinführt, war um so beschwerlicher, als sich Magenkrämpfe bei mir bemerkbar machten. Aber da half nichts. Nach Grkovac mußten wir kommen, dort dinieren, nachmittags besichtigen und abends bei überladenen Tischen mit ausgesucht schwer verdaulichen Delikatessen und unter grandioser Beleuchtung soupieren, dann nach dem Souper bis gegen Mitternacht den zauberkünstlerischen Vorführungen des Geniedirektors von Zamboni zusehen und sie bewundern.

Hier kam es mir zum vollen Bewußtsein, daß das oft beschwerliche Reisen und Inspizieren in diesen steinigen Karstgebieten immer noch leichter war, als sich durch die vielen Essereien, die einem in liebenswürdigster und zuvorkommendster Weise geboten wurden, gesund durchzuschmuggeln. Ich kann daher nicht sagen, daß diese Besichtigungstage zu meinen schönsten Erinnerungen zählen, wenn sie auch zu den interessantesten gehören.

Bei aller Anerkennung der Leistungen der die Bauten führenden Offiziere überkam mich bei gar manchen ungünstigen Bauanlagen und Details ein arges fortifikatorisches Leid. Manches war zu ändern,

manches aber nicht. Bei einigen trug die Unerfahrenheit der jungen Bauleiter und jene der für solche Arbeiten nicht geschulten Bauunternehmung die Schuld.

Der Geniechef hätte im vorliegenden Falle eher seinen Wohnsitz in Cattaro, Risano oder Crkvice nehmen müssen, statt nur sporadisch daselbst zu erscheinen, um Geschehenes zwar tadelnd zu bemerken, aber nicht leicht ungeschehen machen zu können, da die Bauten in manchen Fällen schon zu weit vorgeschritten waren.

Trotz den kritisierenden Bemerkungen über das, was ich im Cattareser Kreise sah, muß ich doch bekennen, daß diese im allgemeinen mehr dem Detail der Ausführungen als den Anlagen galten. Der fortifikatorische Zunftmeister beurteilt eben solche Bauten sehr streng, weiß aber dabei sehr gut, daß der Wert des Geschaffenen im Kriegsfalle mehr von zielbewußter und energischer Verteidigung abhängt als von Details, die, ob so oder so angeordnet, von keinem Einfluß auf jene sind.

Einer kleinen Episode in Crkvice muß ich doch gedenken. Man logierte mich in der Kaserne in das Zimmer Nr. 13 ein. Zu Mittag, als ich mein Serviettenband ansah, erblickte ich auf demselben die Nr. 13. Nun sagte ich zu dem Arrangeur der Tafel: „Jetzt fehlt nur noch, daß dreizehn zu Tisch sitzen," worauf erwidert wurde: „Vorläufig sind wir nur zwölf, aber der dreizehnte, ein Kadettoffiziersstellvertreter, wird gleich erscheinen."

Da nach einer Sage der dreizehnte innerhalb eines Jahres sterben soll, bat ich, um einer Schuld künftig nicht geziehen zu werden, man möge den Kadettoffiziersstellvertreter an einen Katzentisch setzen, ihm aber als Ersatz dafür als erstem servieren, was auch beim ersten Gange geschah, dann aber nicht mehr. Hoffentlich lebt der übrigens damals bildsaubere Kadettoffiziersstellvertreter heute noch frisch und gesund.

Am 11. April fuhren wir mit einem Lloyddampfer nach Gravosa (Ragusa), wo uns der Geniechef des 15. Korps, Generalmajor Hermann Chiolich von Löwensberg, empfing, um mit mir Rücksprache über das weitere Inspizierungsprogramm in seinem Geniebereiche zu pflegen und uns auf allen fortifikatorischen Irrfahrten zu begleiten.

In Ragusa meldete sich bei mir auch der dortige Platzkommandant, Oberst Dorotka von Ehrenwall, der sehr viel Interessantes von den Vorgängen im Hauptquartier des Feldzeugmeisters Ritter von Benedek aus dem Jahre 1866 vor der Schlacht bei Königgrätz aus persönlichen Wahrnehmungen zu erzählen wußte, die

er als Zugeteilter beim Hauptquartier zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Sie waren so interessant, daß ich es im geschichtlichen Interesse wiedergeben würde, hätte ich nicht Furcht, Erzähltes nicht ganz genau wiedergeben zu können.

Weinkrämpfe, die ihn dazumal überkamen, untergruben jahrelang seine Gesundheit, und es bedurfte seiner ganzen Kraft, um bei der Darstellung des Erlebten nach 18 Jahren, die seither verflossen waren, nicht neuerdings in einen Weinkrampf zu verfallen.

Nach einem Tee und Souper, den uns Inspizierenden der Geniedirektor von Ragusa, Major Freiherr von Montigny, gab, bei dem ich auch nächtigte, reisten wir am anderen Tag, am 12. April, auf dem bekannten Weg nach Trebinje ab, woselbst mein von mir seit Jahren hochgeschätzter, talentvoller, arbeitsamer und kenntnisreicher Major August Ritter von Noé Geniedirektor von Trebinje und Bilek war.

Der Aufenthalt in Trebinje dauerte vom 12. bis 19. April mittags; der Besichtigung daselbst wohnten außer uns und dem früher genannten Geniechef noch der Kommandant der 18. Infanterietruppendivision, Generalmajor Baron Winterhalder, der Kommandant der 2. Gebirgsbrigade, Generalmajor Georg Freiherr von Babich, der Artilleriedirektor des 15. Korps, Oberstleutnant Baron Dumoulin, der Artillerieinspizierungskommandant von Mostar, Major Semrad und freiwillig der Geniechef von Zara bei. Abgesehen davon, daß die Ausdehnung der Befestigungsanlagen um Trebinje sehr groß war, lagen dieselben alle meist sehr hoch (bis 1220 m) und konnten nur zu Pferde im Schritt erreicht werden.

Die Bautätigkeit während des Jahres 1883/84 bei dieser Geniedirektion war eine geradezu erstaunenswerte, und haben sich bei diesen Bauten in fortifikatorischer und bautechnischer Beziehung hier und da Detailfehler eingeschlichen, so sind diese der geringen Zahl der bauleitenden Offiziere und, wie im Cattareser Bezirk, der ungeschulten Unternehmung zuzuschreiben. An Eifer und gutem Willen fehlte es der Unternehmung keineswegs, und die ganz ungewöhnlichen Bauschwierigkeiten wurden von ihr mit Eifer und Verständnis überwunden.

Auch in der Stadt war in baulicher Beziehung ungemein viel geschehen. Zählte doch das sog. verteidigungsfähige Lager allein 26 Bauobjekte, und doch waren in baulicher Beziehung noch viele Wünsche von seiten des Brigadekommandos, des Geniechefs und des Geniedirektors vorgebracht worden. Unter den sehenswerten Bauten muß ich speziell noch die nunmehr von der Landesregierung fertig-

gestellte Brücke über die Trebinjčica bei Dražindo und die noch nicht ganz vollendete Eisenbrücke im Süden von Trebinje erwähnen.

Ueber das Gewünschte und die von uns bemerkten Mängel, deren sofortige oder in Antrag zu bringende Behebung wurde kommissionell beraten, darüber ein Kommissionsprotokoll verfaßt und dieses an das Reichskriegsministerium eingesandt.

Aber auch in kultureller Beziehung waren seit dem Jahre 1882 in Trebinje große Fortschritte wahrzunehmen.

Der Brigadier der 2. Gebirgsbrigade, Generalmajor Georg Freiherr von Babich, stammte aus der Militärgrenze, sprach die Landessprache und wußte durch persönliches Einwirken auf die Kmeten (Ortsvorsteher) von diesen sehr viel zu erreichen, sorgte mit Geschick dafür, daß in der Stadt und in seinem ganzen Bezirk Ordnung und Sicherheit herrsche, Schulen von der Jugend besucht werden und die Schüler fleißig lernen.

Um den Ausbau der Stadt Trebinje in geregelte Bahnen zu lenken, durften Neubauten nur im Einklang mit dem von ihm verfaßten Stadtbauplan geschaffen werden. Er wollte seine Straßen, wenigstens die neuentstehenden, geradlinig wissen. Die alten Straßen der Türken und die türkischen Läden waren freilich nicht in eine gerade Richtung zu bringen.

Der Türke ist charaktervoll und sehr konservativ, und unsere vorläufig in das Land hineingebrachte Kultur imponierte ihm im Grunde des Herzens sehr wenig; andererseits imponierten mir im allgemeinen ihre fortifikatorischen Bauten in bautechnischer Beziehung gar nicht, und ich glaube nicht fehlzugehen in der Behauptung, daß viel von dem Gelde, das die türkische Regierung für ihre fortifikatorischen Anlagen aussetzte, für andere Zwecke als für den Bau benutzt wurde. Dennoch blieb ich vor einer Kula stehen, bewundernd, wie sinnreich deren Verteidigung konstruktiv angeordnet war. Ich zeichnete diese Kula genau ab und projektierte nach ihr eine solche mit einigen die Bestreichung noch verbessernden Abänderungen für Prašište bei Grab, wo noch eine Kula zu bauen war. Diese wurde dann von einer Geniekompagnie tadellos ausgeführt.

Glücklicherweise hatten wir in Trebinje sehr gutes Wetter und waren in gesellschaftlicher Beziehung recht gut aufgehoben; an Damen, die Offizierskreise zu beleben und im Zaum zu halten wissen, fehlte es allerdings, denn mit Ausnahme von ganz wenigen, wozu Major Ritter von Noé gehörte, waren die verheirateten Männer ohne Frauen in der Herzegowina.

Das Diner im Kreise der Offiziere befriedigte mich nach jeder

Richtung, noch mehr aber der Kaffee nach dem Essen in einem sog. Kaffeehause, das eine Familie aus dem Brenotale gegründet hatte und in dem drei schöne Schwestern im reizenden Brenokostüm mit Selbstbewußtsein und Anstand kredenzten.

Das Souper, bei dem es vom Pianissimo über Crescendo ins Fortissimo überging und die leichten Rauchwölkchen nach und nach zu einem fürchterlichen Qualm sich verdichteten, behagte mir ebensowenig als das späte Aufbleiben, um so mehr, als mein Magen, der sich noch zeitweise des ihm in der Krivošije zugefügten Leides erinnerte, der Diät im Essen, Trinken und Rauchen bedurfte.

Am 19. April, 2 Uhr nachmittags, ritten wir, an Zahl etwas vermindert, über die seit 1882 neugebaute Straße, die das Räuberdefilee nördlich von Trebinje umging, nach Mosko ab. Verlassen hatten uns die Generalmajore Freiherr von Winterhalder und Babich, dann Oberst Wahlberg und Major Semrad.

Mosko war mittlerweile zu einem reinen Militärdorf angewachsen, zu dessen Verteidigung in seiner ziemlich isolierten Lage mehr Truppen nötig sind, als es eine verteidigungsfähige Unterkunft nach neuem, für die Okkupationsländer erfundenem Stil am Klenak, der meiner Ansicht nach der richtige Zwischenpunkt war, erfordern würde.

Generalmajor Galgótzy kam uns auch diesmal mit seinem Stabe entgegen. An der Čepelica machten wir aber nicht mehr halt, um uns von der bei 1882 erwähnten schönen Serbin Kaffee servieren zu lassen; Kaffeehaus, Serbin und alte Brücke waren verschwunden; wir machten halt, um die unterhalb der früheren Brücke gelegene neue steinerne Bogenbrücke zu besichtigen, die mittlerweile von der 6. Feldkompagnie des 2. Genieregiments (Bauleiter Oberleutnant Wilhelm Albrich von Hermannsheim, zugeteilt Leutnant Wilhelm Wlaschütz) gebaut worden war und ein gemauertes Wachhaus am linken Ufer erhalten hatte. Die Brücke entsprach ganz, das Wachhaus hatte einige kleine Mängel, die teilweise behoben wurden. Die Brücke hatte aber eine Vorgeschichte. Der Herr Generalmajor traute diesem Brückenbogen bezüglich seiner Stabilität nicht vollständig. Er wollte einen Beweis, daß der Bogen halte, und ließ daher einen solchen im Kasernenhofe des Trebinjčicaetablissements ausführen, und erst als dieser sich als vollkommen gelungen und haltbar erwies, die Brückenwölbung in Angriff nehmen.

Unser Aufenthalt in Bilek dauerte bis zum Abend des 24. April.

Die Bautätigkeit in den Jahren 1883/84 war auch hier eine ungemein große gewesen und umfaßte, in vier Bauleitungen ein-

geteilt, gegen 20 fortifikatorische und andere Militärobjekte, zudem eine bedeutende Anzahl von Straßen zu ihnen und gegen Sicht gedeckte Verbindungsstraßen der Werke untereinander.

Die fortifikatorischen Projekte waren größtenteils auf Grund von Horizontalschichtenaufnahmen und Plänen, die schon im Jahre 1882 begonnen wurden, in der achten Abteilung unter meiner Mitwirkung gezeichnet worden und verlangten bei der Ausführung nur ganz geringfügige Abänderungen. Viele der Bauobjekte waren ganz und der Rest nahezu vollendet. Bautechnisch waren die Bauten durchschnittlich sehr schön ausgeführt. Kleine Mängel wurden bald behoben.

Die Unterstützung, die der einsichtsvolle und tatkräftige Brigadier den bauleitenden Offizieren zukommen ließ, förderte die Arbeit ungemein.

Während unseres Aufenthalts in Bilek hatten wir meist schlechtes Wetter. Indes lagen wir dabei keineswegs auf der faulen Haut, sondern benützten die regnerische Zeit zu kommissionellen Verhandlungen über vieles, was nach der Besichtigung gefordert werden mußte oder wenigstens erwünscht schien, dann zur Abfassung der bezüglichen Kommissionsprotokolle und zu Abschlußverhandlungen mit der Unternehmung Gerstle & Komp. Den letzten Tag bestiegen wir noch einen Punkt, der von vielen zur Anlage eines Werkes als sehr wichtig angesehen wurde. Ich hatte diese Ansicht darüber schon im Jahre 1882; was damals hinsichtlich dieses Punktes nicht in Antrag gestellt wurde, kam später zur Ausführung, aber nicht wie ich es wünschte und sogar projektiert hatte.

Das Leben, das wir hier führten, war dasselbe wie in Trebinje. Wo immer österreichisches Militär zahlreich garnisoniert, erklingen von den Militärkapellen oder eigens zusammengestellten kleineren Musikbanden österreichische Weisen, die einem selbst in so schlechtem Wetter, wie wir's in Bilek hatten, erheben und erquicken und, wenn gewisse geschichtliche Märsche erklingen, sogar begeistern, oft aber auch Schmerzen, die tief im innersten Herzen liegen, mehr als gut ist, aufwühlen.

Bis hierher war mir die Gegend schon bekannt. Nun kamen neue dazu.

Der 25. April bleibt mir wegen des Erlebten in steter Erinnerung. Um 1/2 7 Uhr stiegen wir bei erträglichem Wetter zu Pferde und ritten unter Führung von Generalmajor Galgótzy längs der von ihm geschaffenen Grenzkordonbauten gegen Korito. Hierbei zeigte er uns die Details der von ihm geleiteten und entworfenen verteidi-

gungsfähigen Unterkünfte, die, wenn sie auch vom fortifikatorischen Standpunkte aus manches zu wünschen übrig ließen, doch ihrem Zweck entsprachen und — worauf der Generalmajor sehr stolz war — dem Staate nichts kosteten, da er sie von den Truppen ausführen ließ und das nötige Material größtenteils aus der Umgegend selbst entnahm. Er wurde damit jeder Abrechnung enthoben, so kurz dieselbe auch über ärarische Gelder mitunter lautete und, wie ich weiß, für einen Straßenbau nichts anderes enthielt als:

20000 fl. empfangen,
20000 fl. verausgabt,
bleibt 0.

Galgótzy m. p.

Während unseres Rittes meinte der Generalmajor zu mir: „No, sollen die Herrn im Reichskriegsministerium solche Inspektionen dem Herrn Generalgenieinspektor nachmachen.“

Nach längerem Ritt auf den Kordonwegen bogen wir gegen die sog. Chaussee von Korito ein. Dieselbe machte als geradliniger, weißer Streifen einen Eindruck, als ob wir jetzt, wie der Schwyzer sagt, „in a Gallöpli infalle könnten“. Aber der Generalmajor warnte uns davor, und mit Recht; denn diese vermeintliche Chaussee, in echt türkischer Weise erbaut, war bald derart ausgewaschen, daß der nackte Karstfelsgrund zum Vorschein gekommen war und ab und zu Felskatarakte aufwies, bei deren Auf- oder Abstieg Reiter und Roß sich leicht ihre Knöchel verstauchen oder brechen konnten.

Vor dem ersten solchen Katarakt blieben wir, erstaunt über die türkische Straßenbaukunst, stehen und bogen dann bald rechts, bald links von der Straße ins Feld ab, bis wir in Korito anlangten.

Auf meine Frage, ob wir denn in Korito etwas zu essen bekämen, die nach solchem Ritt gewiß natürlich war, meinte der Herr Generalmajor: „Hoffentlich ja!“ Nicht nur zu essen bekamen wir, sondern ein förmliches Diner, das mit Champagner endete. Und dieses lange und gute Diner gab uns zum Abschied der sonst sehr kurz angebundene, aber herzensgute Brigadier.

Es war gut, daß wir vorläufig von innen naß und warm geworden waren, denn der Regen, der sich mittlerweile eingestellt hatte und bis zu unserer Ankunft im Etablissement Gacko bei Avtovac ununterbrochen stärker oder schwächer andauerte, durchnäßte uns durch und durch, so daß uns selbst die Wärme durch den Champagner von Korito nicht zu trocknen vermochte.

Von diesem Orte ab ging es zuerst über einen holprigen Weg hinauf, dann über einen schlüpfrigen Weg bis Cernica hinunter.

Hier warteten wir auf unsere Packpferde, und dann ging es in dichtem Nebel bei rieselndem Regen wieder steil bergauf. Die Straße wurde immer unkenntlicher, bis wir endlich oben am Anfang des sehr hoch gelegenen, sumpfigen Gacko Polje den Weg ganz verloren und die Pferde beim Weitergehen, obwohl wir uns an dem Rand von Terrainerhöhungen hielten, immer tiefer einsanken. Mittlerweile waren auch unsere Packpferde außer Sicht geraten; offenbar hatte deren Militäreskorte einen anderen Weg eingeschlagen.

Wir standen samt den paar Soldaten, die uns begleiteten, recht hilflos da und dachten schon an das Zurückkehren nach Cernica. Während dieses Zauderns sahen wir eine dunkle Masse durch den Nebel sich schlängelnd und vorwärtsbewegend näherkommen. Unsere Revolver herausnehmend und die Eskorte zur Vorsicht mahnend, erwarteten wir den nahenden Trupp, der sich beim Näherkommen als starke Patrouille entpuppte, die uns der Herr Kommandant aus Gacko entgegengesandt hatte, um uns auf dem Wege, den sie gekommen war, glücklich bis auf den langen Damm über das zuletzt in einem See endigende Polje zu führen.

Der Kommandant kam uns auf diesem schmalen Damm so fesch auf seinem Pferde karakolierend und dabei meldend entgegengeritten, daß er mich in letzter Stunde zum nassesten Abschluß beinahe über den Damm in den Sumpf gedrängt hätte.

Ich bat ihn, alles zeremonielle Melden vorläufig beiseitezulassen und uns vorausreitend möglichst schnell nach Gacko zu bringen. Dort angelangt, mußten wir uns von Offizieren frische Wäsche und Kleider erbitten, da unser Gepäck noch nicht da war und möglicherweise samt Pferden in irgendeinem Teile dieses Hochgebirgssumpfes lag. Das war zwar nicht der Fall, aber es kam sehr spät an. Wir hatten schon soupiert und uns in unsere Gemächer einfachster Art zurückgezogen, als ein „Hallo", das in der Torhalle erklang, uns die Ankunft des Gepäcks ankündigte.

Nun muß ich doch nochmals auf Generalmajor Galgótzy zurückgreifen, um von dessen Wirksamkeit in seinem Bezirke in kultureller Beziehung etwas zu erwähnen.

Alleinherrschaft in richtiger Hand ist jedenfalls die beste, wohlfeilste und am rascheſten zum Ziele führende Regierungsform. Das hat Generalmajor Galgótzy, in dessen Händen sich alle Zivil- und Militärgewalt vereinigte, durch die Sicherheit nach außen und nach innen, die Reinlichkeit allerorts in Stadt und Ortschaften, auf Wegen und Stegen, die musterhafteste Disziplin in Zivil und Militär, die er in seinem Bezirke zu handhaben wußte, bewiesen. Ein besonderes

Augenmerk richtete er den Straßenbauten zu. Er sah in einem guten Kommunikationsnetz eine der notwendigsten Kulturarbeiten. Er war streng, kurz, aber durchaus nicht ohne Herz, wie es manchmal den Anschein hatte. Es war keine leichte Arbeit, den Mißständen, die sich unter der türkischen Regierung in allem und jedem eingenistet hatten, zu begegnen. Abwärts geht es im Leben eben überall rasch, aufwärts langsam und schwer.

Nun muß ich aber vom Generalmajor Galgótzy Abschied nehmen, sonst könnte ich erleben, daß er mir noch aus dem Ruhestand, in den er leider eben jetzt, wo ich dies niederschreibe, getreten ist, zurufen würde: „Wer wird denn solang und soviel schreiben!" Ich könnte darauf nur antworten: „Lieber Freund, verzeihe, es war eben ein Herzenserguß!"

Am 26. April besichtigten wir die zahlreichen Bauobjekte um Gacko-Avtovac, die leider eine solche Ausdehnung einnahmen, daß sie nur schwer zu verteidigen waren. Beim Wachhaus fanden sich genügend kleine Fehler vor, von denen einer mein ästhetisch-fortifikatorisches Gefühl tief beleidigte; man mußte, um in die richtige Anschlaghöhe zu den Gewehrscharten im Aborte zu kommen, auf dessen Urinrinne steigen.

Die nördlichen Höhen von Avtovac, auf denen dieses Wachhaus lag, waren seinerzeit von den Türken mit zwölf verschiedenen Befestigungswerken bedacht worden, von denen die meisten nunmehr ob ihres miserabeln Zustandes und auch aus anderen Gründen aufgelassen wurden.

Der Ort Avtovac macht den Eindruck von Pfahlbauten längstvergangener Zeiten, zu denen die Bewohner wegen des mitunter hohen Wasserstandes der Mušica und des nahegelegenen Sumpfgebietes Zuflucht nahmen.

Nachmittags ritten wir von Avtovac (d. h. vom Etablissement Gacko) nach dem Orte Gacko ab, der, wie Ueberreste noch zeigten, von den Türken mit Schanzen umgeben worden war und in dem eine über dem Orte gelegene erträgliche türkische Kaserne von unseren Truppen belegt war. In dieser hatten wir in banger Erwartung, was sich in der Nacht bewegen und beißen könnte, unser Nachtquartier aufgeschlagen. Ich zog es, wie oft dieses erwähnten Umstandes halber, vor, mich gestiefelt und gespornt aufs Bett zu legen und dieses vorsichtshalber mit Insektenpulver, das ich immer bei mir führte, reichlichst zu bestreuen, da ich leider zu denen gehöre, die wahrscheinlich ob ihres süßen Blutes zu den besten Bissen für alle beißenden kleinen Tiere gehören.

Nach einer dennoch gut verbrachten Nacht ritten wir nach Fojnica, besahen dort die neuerbaute verteidigungsfähige Unterkunft, stellten einige Mängel ab und ritten denselben Tag über Zalom, wo auch Gendarmerie und Infanterie untergebracht war, unter starkem Regen, der sich mittlerweile eingestellt hatte, nach Nevesinje.

Von hier an war infolge des schlechten Wetters die echt türkische Straße wieder in so miserabeln Zustand geraten, daß wir, Straßengräben und sonstige Quergräben überspringend, es vorzogen, auf den Feldern neben der Straße zu reiten. Ein gleiches tat auch ein Beg, der uns auf einem wunderschönen Schimmel mit seinem Gefolge im Galopp entgegenkam.

Schöne Leute, diese Begs der Herzegovina, in der die männlichen Bewohner überhaupt schöne Gestalten mit ausdrucksvollen und intelligenten Gesichtern sind! Vielleicht sind auch die Weiber in ihrer Jugend schön, aber sie werden wegen der schweren Arbeit, die ihnen von den Männern aufgebürdet wird, sehr bald alt, runzlig und garstig. Die Bevölkerung ist durchweg ernst und schweigsam. Lachen sieht man selten. Es ist dies wohl das Resultat der jahrhundertelangen Bedrückung unter türkischer Herrschaft.

Am 27. April blieben wir den ganzen Tag in Nevesinje, da auch hier seit 1882 sehr viel, nämlich sieben neue Objekte gebaut worden und daher anzusehen waren. Und doch fehlte noch vieles, insbesondere ein gemauerter Lagerabschluß und eine ihn verteidigende Flankierungsanlage. Aber es fehlten auch die zwei jungen Bären von 1882, die, groß und wild geworden, den Weg alles Irdischen gegangen wurden.

Gefreut hat mich, die von mir entworfene, eigenartig konstruierte Kula am Grad (963 m) schön ausgeführt und vollendet zu sehen.

Am 28. um 2 Uhr nachmittags fuhren wir nach Mostar. Im Vorbeifahren besichtigten wir ein weiteres Objekt, das seit 1882 entstanden war; dann aber auch die im Süden von Mostar gelegene, die Mostarebene um 88 m überragende sog. Baumhöhe, die man ganz unbegründeterweise als den wichtigsten Punkt für eine Befestigungsanlage im Süden von Mostar ansah. Abgesehen von zugänglichen, ausgebreiteten Gegenpositionen bot die geringe Ausdehnung der Höhe selbst nach starker Abhebung viel zu wenig Platz für ein ausgiebiges Geschützwerk im westeuropäischen Sinne.

Nachdem Seine Exzellenz der Chef des Generalstabes späterhin auf seiner Inspizierungsreise, von Nevesinje kommend, sich von der Unwichtigkeit dieses Punktes überzeugt hatte, wurde er ein für allemal fallen gelassen.

Wir blieben in Mostar fünf Tage, also bis 2. Mai, da es dort immer noch viel Kommissionelles zu rekognoszieren, festzustellen und für weitere Projektsverfassungen zu skizzieren gab. Insbesondere betraf dies die Anlagen am Podvelež und Hum und die Auswahl eines Punktes statt der Baumhöhe, den wir auf einer Abfallsterrasse des Podvelež fanden und an den sich die zu entwerfende Südfront von Mostar bis zur Narenta gut anschließen ließ.

Um sich einen Begriff von der Anzahl der im Detail zu besichtigenden Bauobjekte zu machen, erwähne ich, daß es in vier großen Gruppen im Nord- und Südlager von Mostar und im Konak daselbst nahezu 83 größere und kleinere Bauobjekte gab.

Gesellschaftlich ging es uns in diesen Tagen in Mostar sehr gut. Teilweise waren wir bei Bekannten eingeladen, teilweise speisten wir im neuen, ganz hübsch ausgestatteten Militärkasino, wo die treffliche Kapelle des Infanterieregiments Erzherzog Karl Nr. 3 spielte und ich in dem Regimentskommandanten Graf von der Schulenburg einen alten lieben Bekannten von Lemberg fand.

Am 3. Mai reisten wir über das schon wiederholt besprochene Domanović, wo auch Ergänzungsbauten entstanden waren, nach Stolac, wo uns der dortige Kommandant der 3. Gebirgsbrigade, Generalmajor Alex. Ritter Czveits von Pottissije, ein wohlhabender Mann, aufs freundlichste einlud, bei ihm abzusteigen, was wir sehr gern annahmen. Bald nach unserer Ankunft war ein Festdiner bei nicht nur reich und schön gedeckter Tafel, sondern auch bei exquisiten Speisen und Getränken mit Musik in dem netten Garten vor dem Hause. Ich saß neben der Hausfrau, mit der sich die Wiedererkennungsszene ergab, deren ich im I. Bande auf Seite 104 erwähnte. An Champagner und Toasten fehlte es nicht. Ueberrascht waren wir beim Eintritt in das mit schönen Schnitzereien versehene, offenbar einem reichen bosnischen Beg angehörige Haus durch den neuen Oelanstrich der Holzbestandteile in ungarischen Farben. Das Anstreichenlassen war nun einmal die schwache Seite des Herrn Generals. Aber ich hatte geglaubt, er begnüge sich dabei mit weißem Kalkanstrich. Nun ward ich eines andern belehrt. Nach dem Essen besichtigten wir alle Neubauten im Lager und Adaptierungsbauten im Kastell, und den anderen Tag in aller Frühe noch die zwei Infanteriewachhäuser mit Geschützstellungen auf dem Komanje brdo und den Ošanic. Dann fuhren wir am Vierten noch über die Karaula Zegulja nach Ljubinje.

Die Karaula lag sehr einsam. Sie war von zwei Subalternoffizieren des Tiroler Jägerregiments erbaut worden und gegenwärtig

unter ihrem Kommando von einem Detachement des Regiments besetzt. Die beiden kleinen Wohnräume der Offiziere waren nett hergerichtet und hatten unter dem nicht wasserdichten Dache als Schutz gegen das Herabträufeln durch das Dach Teerplachen darunter.

Auf dem Schreibtische des Leutnants Adolf Pircher standen in schönen Rahmen die Bilder unseres Allerhöchsten Kaiserpaares. Ich war von der dadurch ersichtlich gemachten Kaisertreue in fernem Land und auf einsamem Posten ganz ergriffen. Diese Bilder waren das rechte Vademekum für Mut und Ausdauer in Kaisertreue in allen Gefahren, denen die kleine Besatzung Tag für Tag ausgesetzt sein konnte.

In Ljubinje, wohin ich auf meinen Inspektionsreisen noch nicht gekommen war, besichtigten wir die teils vollendeten, teils in Arbeit begriffenen Neubauten, ohne uns ihrer sonderlich erfreuen zu können. In diesem Orte ist auch ein altes türkisches, ziemlich ausgedehntes Kastell mit einer Anzahl verwahrloster Objekte, deren einige von uns in Besitz genommen und zum Belag hergerichtet wurden.

In einem der belegten Gebäude übernachteten wir und kehrten am anderen Tag, den 5. Mai, nach Mostar zurück, wo wir mittags eintrafen, den Nachmittag arbeiteten und abends am rechten Narentaufer spazieren gingen, um die vielfach malerischen Objekte, die sich da vorfinden, anzusehen, manche geradezu anzustaunen.

Am 6. Mai reisten wir nach Konjica über Sienica und Jablanica. In allen drei Orten war manches Neue anzusehen. In Konjica verbrachten wir mit den Offizieren der Garnison einen sehr vergnügten Abend, hatten jedoch früher alle Militärbauten am linken und rechten Ufer in Augenschein genommen.

Den nächsten Tag fuhren wir auf der schon im Missionsberichte von 1882 angegebenen Straße nach Sarajevo.

Auf der Paßhöhe der Ivan Planina fanden wir eine große Ansiedlung von, wie es schien, sehr fleißigen Tirolern, die aber, wie ich später hörte, trotzdem zugrunde gingen. Im allgemeinen waren sonst die Ansiedler, die wir da und dort antrafen, ein recht miserables Gesindel, die in furchtbar schmutzigen, gewöhnlich von ihnen erbauten Schuppen und Hütten, die man wirklich nicht „Häuser" nennen konnte, dichtgedrängt wohnten.

In Sarajevo hatte ich das große Vergnügen, meinen Sohn Hans wiederzusehen, der von Visoko, wo er als Bezirksleiter stand, herübergekommen war. Er hatte sich schon bisher mehrfache Anerkennungen erworben, darunter eine Allerhöchste für die Rekrutierungsdurchführung, und von der Landesregierung besonders für einen

Straßenbau Stabnja—Han—Vareš. In Visoko hatte er sich ein Haus gemietet und darin so heimelig eingerichtet, daß bei ihm seine Mutter einen längeren Aufenthalt nehmen konnte. Ich suchte beide dort auf und verbrachte mit ihnen einen sehr angenehmen Tag.

Hans war in Visoko im Besitz aller zu einem Landhaushalte gehörigen vier- und zweibeinigen Tiere. Es gackerte, krähte und grunzte den ganzen Tag ohne Unterlaß fort und fort.

Wie sich meine Frau überall gut einzurichten wußte und Hans ganz der Mann war, das, wie sich's gehörte, zu schätzen, so fehlte es in der Menage dieser Zwei bald nicht an Delikatessen von Nord und Süd und Weinen ausgesuchter Qualität. Ich konnte beruhigt über das materielle Befinden beider getrost weiterreisen und schließlich heimkehren.

Am Nachmittag des Tages unserer Ankunft in Sarajevo machte ich noch meine Aufwartung beim kommandierenden General der Kavallerie Freiherrn von Appel und suchte meinen hochgeschätzten Major von Cerva auf, der gegenwärtig hier Geniedirektor war. So oft ich diesen trefflichen, charaktervollen Offizier sah, kam mir Rovigo (1866) in Erinnerung.

Für den 8. Mai lauten meine Vormerkungen: Geniedirektion inspiziert, Visiten gemacht und empfangen, Briefe geschrieben und erhalten, zu glänzendem Diner beim kommandierenden General eingeladen, nachmittags und abends mit Hans gewesen und soupiert.

Nachdem wir am Vormittag des nächsten Tages für unsere Lieben in der Heimat noch in allen möglichen türkischen und spanischen Judengeschäften Einkäufe gemacht hatten, um ihnen sinnreiche Erinnerungen aus dem Teil der ottomanischen Welt mitzubringen, die unser und doch nicht unser war (Berliner Vertrag), stiegen wir zu Pferd, um den längsten Ritt während unserer Inspizierungsreise zu beginnen.

Es galt, denselben Tag das 31 km entfernte Trnovo zu erreichen und das dortige Etablissement zu besichtigen.

Der Weg dahin war von Genietruppen erbaut worden. Die Trassierung war keine sehr glückliche. Es ging oft bergauf, bergab ohne ersichtlichen Grund und öfters in zu kurzen Serpentinen. Der Weg führte durch den prachtvollen Graber Buchenwald ansteigend, auf der Höhe ziemlich eben, bis zirka 7 km vor Trnovo, fiel dann sehr rasch ins Tal der Zelesnica ab und führte dann, nach Uebersetzung dieses wasserreichen und ziemlich tief eingeschnittenen Baches mittels einer sehr gefälligen, ziemlich weit gespannten hölzernen Sprengwerksbrücke mit steinernen Landpfeilern, am linken Ufer fast

eben bis Trnovo. In der ersten Hälfte von Sarajevo ab passierte er Rutschterrain, so daß er öfters über diese Stellen neu gemacht werden mußte. Komisch war dabei, daß man durch eine Verankerung an das Rutschterrain hoffte, dem Weg zu wohltuender Ruhe zu verhelfen. Daß diese Operation schon einigemal mißglückt war, zeigten die drei bis vier abgerutschten Wegteile unterhalb eines neuen Verankerungsversuches. Es war dieser Wegstreckenbau wie die Arbeit des Mannes, der einen Ast absägen sollte, den Ast aber statt vor sich hinter sich absägte. Es gibt eben Sisyphusarbeiten verschiedener Art.

Die in den Jahren 1882/83 erbaute, verteidigungsfähige Unterkunft von Trnovo war sehr gelungen und, abgesehen von hinreichender Besatzung an Infanterie und Gendarmerie, mit allem versehen, was zu einer isoliert stehenden, selbständigen Unterkunft notwendig war. Es waren Post, Telegraph, Stall für Zug- und Reitpferde, Verpflegsdepots mit Bäckerei und gutes Trinkwasser vorhanden und alles fein säuberlich in den Zwischenräumen der Gebäude mit Mauern eingeschlossen und das Ganze durch Gewehrfeuer gut flankiert. Ich erwähne dies ein für allemal, um dem Leser einen Begriff zu machen, aus was eine verteidigungsfähige Unterkunft in isolierter Lage als Etappenstation bestehen und was sie enthalten mußte. Da solche Etappenstationen für die mit Gebirgsausrüstung marschierenden Truppen und deren zahlreiche Pferde ein nächtliches Asyl bieten mußten, waren ein geräumiger Hof, wie Verpflegsvorräte und hinlängliches und gutes Trinkwasser eine Bedingung sine qua non.

Am 10. Mai ritten wir weiter, wieder durch einen prachtvollen Buchenwald über den Rogojsattel nach Krbljina. Der Rogojsattel war wegen der gefahrvollen Ueberfälle, die dort aus dem Walde leicht geschehen können, von den Türken mit einer alten türkischen Kula befestigt, die in ihrem dermaligen Zustande und auch wegen der Lage, die mir nicht richtig erschien, für die Bewachung ungenügend war, was sich leider nicht zu lange Zeit darauf als richtig erwies, denn der Oberleutnant, der in Krbljina garnisonierte und bei dem wir speisten, wurde auf diesem Sattel, als er ihn einmal allein passierte, ermordet.

Nach dem Essen ritten wir nach Kalinovik, das tief liegt und von Höhen umgeben ist. Ohne die zwei höchsten davon oder wenigstens die höchste mit fortifikatorischen Anlagen zu krönen, ist ein Halten der ausgedehnten und unmöglich in ein Befestigungswerk zusammenzuziehenden Anlagen kaum denkbar. Bezüglich der noch fehlenden Bauten wurden Anträge gestellt.

Am 11. Mai kam ein böser und langer Ritt, denn die Wege von Kalinovik nach Ulok Obrnja waren selbst als Reitwege oft recht schlecht, steil abfallend und ansteigend. Besonders gegen den Grajisalicibach fiel der Weg sehr steil ab, um sofort auf der anderen Seite steil anzusteigen und die sog. Insurgentenhöhle zu passieren. Gegen den Ort Ulok, der an der Narenta liegt, ging es natürlich wieder abwärts.

Die Befestigung Obrnja liegt auf einer Anhöhe oberhalb Ulok, ist recht ausgedehnt und war damals schon zwei Jahre in Arbeit, ohne daß sie ganz vollendet worden wäre, da alles von Militärarbeitern mit nur wenigen, von weither geholten Zivilprofessionisten ausgeführt werden mußte. Auch hier ergab die Besichtigung die Notwendigkeit kleiner Abänderungen, Weglassungen und Zutaten. Jedenfalls ist es schwerer, in solchen von der Kulturwelt abgelegenen Gegenden einen kleinen Bau zu führen als in unseren österreichischen Provinzen einen großen, und es verdienen daher die einen solchen Bau führenden Offiziere trotz der kleinen Mängel, die wir vorfanden, ungeteiltes Lob.

Denselben Tag noch ritten wir, allerdings sehr müde und bis spät in die Nacht hinein, nach Kalinovik zurück.

Am Vormittag des 12. Mai wurde derselbe Weg, den wir gekommen waren, nach Trnovo zurückgeritten, dabei aber nochmals der Rogojsattel rekognosziert, an Ort und Stelle ein Wachhaus skizziert und die Skizze in Trnovo einem Genieoffizier zur Ausarbeitung übergeben. Den Nachmittag blieben wir in Trnovo, wo wir auch nächtigten, um den nächsten Tag, 13. Mai, nach Sarajevo zu reiten.

Den Nachmittag des Dreizehnten und den ganzen Vierzehnten benutzten wir, um in den Kanzleien der Geniedirektion die angehäuften Arbeiten der Erledigung zuzuführen. Vom Fünfzehnten früh ab kamen wir in einen Teil von Bosnien und des Vilajets Novibazar, das wir (ich und Oberstleutnant von Ebhardt nämlich) bisher noch nie gesehen hatten. Wir sahen hierbei viel Interessantes, auch in bezug auf landschaftliche Schönheiten und Aussichten, förmliche Panoramen der im Süden gelegenen Montenegriner Gebirge.

Aber auch Fauna und Flora konnten wir bewundern. Ich sah als alter Schmetterlingsfex nicht bald irgendwo eine solche Fülle dieser geflügelten schönen Tierchen wie auf diesen unseren nächsten Irrfahrten. Es reizte mich oft förmlich, aus dem Wagen zu springen, um den schönen Seglern, Schwalbenschwänzen, Apollos, Pfauenaugen und Distelfaltern nachzurennen. Aber ich hatte kein Netz und

war mir doch bewußt, daß das Schmetterlingsfangen nicht gerade in die Dienstesobliegenheiten meiner Inspektion gehöre.

Wir besichtigten diesen Tag die Bauten in Pale, Prača und auf dem Ranjensattel, wo der Abwechslung wegen ein schön gezimmertes Blockhaus stand. Bei der Besichtigung in den zwei erstgenannten Orten ergaben sich ungefähr wieder dieselben kleinen baulichen Fehler und deren Abstellung von unserer Seite.

Gegenüber diesen Wiederholungen bei all den baulichen Besichtigungen tat einem die des prachtvollen Gebirgspanoramas vom Ranjensattel aus, an der gar nichts auszusetzen oder hinzuzufügen war, förmlich wohl. Wir hielten uns auf diesem Sattel deshalb länger auf, als es des Blockhauses wegen notwendig gewesen wäre.

Der Weg von da nach Goražda an der Drina, woselbst eine Geniedirektion unter Major August Ruef aufgestellt war, zeigte sich, was Trassierungs-, Steigungsverhältnisse und Erhaltung anbelangt, sehr verschieden und führte oft durch sehr schöne Wälder, in denen Windbrüche arg gehaust haben mußten, da ungeheuer viel große Baumstämme umherlagen und verfaulten.

Am nächsten Tage fuhren wir längs der Drina auf schlechter und vom rechten Ufer bedrohter Straße nach Foča. Die Drina ist ein herrlicher Fluß mit reizenden Geländen und meist klarem grünlichem Wasser. Die Vormerkungen, die ich über diese Straße machte, enthalten kein besonderes Lob auf die zwei Offiziere, denen der Bau der Straße und deren Erhaltung oblag. Wir fuhren, wo immer nur es möglich war, um Radbrüche zu vermeiden, neben der Straße über Felder.

Den Vormittag des 16. Mai kamen wir in Foča, einem ziemlich ansehnlichen Städtchen, an. Es liegt am Ausgang eines sehr schönen Drinadefilees zwischen reizend geformten und schön bewaldeten Gebirgen. Der Konak liegt ziemlich mitten im Orte; der Kommandant der 8. Gebirgsbrigade, Generalmajor Joseph Wattek, hatte dort seinen Wohnsitz. Ich stieg auf seine Einladung bei ihm ab. Der Herr Brigadier war, wie es schien, schon längere Zeit nicht ganz wohl und darum in der einsamen, am äußersten Ende des Landes gelegenen, jeder Unterhaltung und Aussprache entbehrenden Garnison nicht in rosigster Laune, was ihn aber nicht abhielt, uns in jeder Weise über die Verhältnisse in Foča eingehend aufzuklären und uns auch bei der Besichtigung der drei sogenannten, im Süden, Norden und Osten befindlichen Militärlager und anderer Militärobjekte zu begleiten.

Da die nicht eben rosige Laune des Generalmajors unter den

Offizieren der Garnison natürlicherweise bekannt war, meinte ein Witzbold, man hätte die Garnison nur deshalb in drei Gruppen geteilt, damit er wenigstens an dieser Zerstreuung Freude habe.

Zur Rekognoszierung der Foča umgebenden Anhöhen konnte er wegen seines Unwohlseins nicht mitreiten. Er kannte sie aber so genau, daß wir über alles, was uns interessierte, sei es diesseits oder jenseits der Drina und der in die Drina mündenden Čehotnica gelegen, uns leicht mit ihm verständigen konnten.

Ueber die Čehotnica wurde in jüngstvergangener Zeit eine annähernd 70 m lange Jochbrücke mit Landpfeilern von der Landesregierung unter Zuhilfenahme von Militärarbeitern und solchen im Robotwege und eines Pionieroffiziers als Leiter des Baues sorgfältig und hübsch ausgeführt.

Die Drinabrücke lag gegenüber dem Nordlager und damit außerhalb der Stadt. Sie wurde in eigener Regie gebaut und war eine Holzgitterbrücke nach System Howe. Zur Zeit meiner Inspektion wurde emsig an ihr gearbeitet; die Leitung war zuerst dem Hauptmann Ehrlich des Pionierregiments, später dem Oberleutnant Ballas der Geniewaffe übertragen. Es ging bei diesem Bau nicht spiegelglatt ab, so daß er wahrscheinlich im Wege der Vergebung an eine solide Brückenfirma nicht teurer zu stehen gekommen wäre.

In die Details der Besichtigung der Lager und sonstigen Militärbauten gehe ich, um Wiederholungen zu vermeiden, nicht weiter ein.

Foča ist, ohne im Besitz der Anhöhen zu sein, bei einem ernsten Angriff nicht zu halten, und die Befestigung der Anhöhen, die wir den Siebzehnten und Vormittag des Achtzehnten rekognoszierten, müßte, wie oft, zu einem viel zu großen verschanzten Lager führen, dessen Ausführung eine Summe beanspruchen würde, die für den zu erreichenden Zweck zu groß wäre. Die noch im Bereiche der Fočaer Brigade liegenden Kordonsbauten sahen wir uns nicht an, ließen uns aber darüber referieren.

Den 18. Mai nachmittags fuhren wir zur besseren Verdauung den holprigen Weg nach Goražda zurück.

Am 19. Mai 6 Uhr früh ging's über Čajnica nach Plevlje; diesmal mit fahrender Militäreskorte, da Räuberbanden ihr Unwesen trieben.

Die verteidigungsfähige Unterkunft in Čajnica befriedigte mich in keiner Hinsicht, da die Lage durchaus fehlerhaft und als Etappenstation zu weit von der Straße und den Stallungen entfernt war;

ebensowenig gefiel mir die nächste Kordonstation Svietlo Borje, die in ihrer Anlage viel zu ausgedehnt war und trotz ihres Abschlusses durch eine Unzahl von Palisaden viel zu viel Truppen zur Verteidigung beansprucht hätte. Was nachher mit diesem Militärkordonsdörfchen geschehen ist, weiß ich nicht mehr.

Die nächste Station war Boljanić mit Post- und Telegraphenamt, wo wir auch über Nacht blieben.

Immer Unzufriedenheit zu äußern ist mir zu langweilig, und so will ich der verteidigungsfähig sein sollenden Unterkunft, die ich hier vorfand, nicht des näheren gedenken.

Den nächsten Tag, den 20. Mai, erreichten wir unser Endziel Plevlje, in dem einerseits die Türken unter Brigadier General Suleiman Pascha und andererseits Teile unserer 1. Gebirgsbrigade unter Generalmajor Josef Reicher garnisonierten. Auf diesem ausgesetzten Grenzposten gab es begreiflicherweise zwischen Befestigungsanlagen, vom Jahre 1879 herstammend, und Miliäretablissements aller Art und einem Kasinobau im Alhambrastile viel zu sehen. Das Militär schien mir mehr zu allen möglichen Bauarbeiten, Garten- und Gemüseanlagen und Kasinobauten als zur Militärausbildung verwendet zu werden. Diese schien mir die schwache Seite des sonst gerade militärisch tüchtigen, tatkräftigen und gescheiten Brigadiers zu sein. Es verdankt auch Stolac seine Schwimmschule und sein Kasino diesem Umstande seine Entstehung. Ich glaube, daß die Schwimmschule aus Mangel an Badenden und das Militärkasino mit seinem Vorgarten am Bregavafluß an Ueberfluß von stechenden Mücken, die in dem bekannt heißen Stolac eine wahre Brutstätte fanden, stark in Mißkredit kamen.

Soviel ich weiß, steuerte der General aus Eigenem viel Geld zu diesen Bauten bei. Um es zurückzuerlangen, bedurfte es seinerseits vieler Schreibereien. Das Militärärar gehört in solchen Dingen weder zu den Leichtsinnigen noch zu den Großherzigen.

Der Hauptfront des Kasinos in Plevlje wurden vom Herrn Brigadier nach der ganzen Breite des Hauptsaales zwei reich von Holz geschnitzte Balkons und dann noch eine Stiege vorgesetzt, die alle eingedeckt waren und deshalb dem großen Saale hinter diesen Vorbauten mehr Licht nahmen, als ihm zuträglich war.

Um aber in meinem Urteil gerecht zu sein, muß ich auch die angenehme Seite des Genannten erwähnen. Seine Frau hatte sich nicht nur in dieser Endstation ein schönes Heim zu gestalten gewußt, sie schaffte auch in lukullischer Beziehung von nah und fern für den Haushalt alles herbei, um bei dem gänzlichen Mangel an Hotels

Inspizierende, wie wir waren, einzuladen und zu bewirten, wie es uns kaum besser ein erstes Haus in Wien hätte bieten können.

Noch im Verlaufe des Vormittags wechselten General Suleiman Pascha und ich Besuche. Bei ersterem fehlten Kaffee, Tschibuk und Süßigkeiten selbstverständlich nicht; nachher ließ er einen Zug ausrücken, der einen Waffentanz, ähnlich unserem Bajonettfechten, ausführte. Ich hörte starkes Trompetenblasen, und auf meine Frage wurde mir erwidert, es rühre von Offiziersaspiranten her, die, um Offiziere werden zu können, die Trompeterschule absolviert haben müssen. Sonderbare Offiziersheranbildung!

Von der im Bau begriffenen türkischen Kaserne, die uns gezeigt wurde, fand ich es nicht nötig, eine Skizze mit nach Wien zu nehmen, denn es war ein fürchterliches Rumpelwerk.

Noch an demselben Tage ritten wir nach dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten, orientalisch orthodoxen, sehr interessanten und höchst romantisch gelegenen Troitsakloster, in dem uns der Archimandrit herumführte und uns alles Sehenswerte, darunter den Sarg des heiligen Sava und alte Paramente und slawische Bücher, zeigte. Bei den vielfachen räuberischen Ueberfällen, denen derlei Klöster ausgesetzt sind, war es nicht unnatürlich, daß ihre feuerfeste Kassa dem Schutz der Kirche übergeben und in deren Sakristei aufgestellt wurde.

Wir wählten leider einen anderen Weg zum Zurückreiten nach Plevlje. Wir kamen bis zum Eingang in die Stadt, als das Pferd eines der Herren unserer Gesellschaft plötzlich bis zu den Knien versank. Das Pferd schnellte aus dem Loche heraus, es hatte sich an den Knien etwas abgeschunden; der Reiter blieb unverletzt ruhig stehen. Ich sah das, hatte aber keine Zeit mehr, die Pfützen auf der Straße zu umgehen, denn es war mir schon dasselbe passiert. Ich riß das Pferd auf, es machte einen Satz und trat unglücklicherweise mit dem rechten Vorderfuße zwischen zwei Balken, die auf der Straße lagen, krabbelte sich aber auch aus diesem Hindernis glücklicherweise wieder heraus.

Nun machten wir halt, um uns ein wenig zu orientieren, zu welcher Orientierung uns eine eben herannahende Kuhherde behilflich war; denn wir sahen an diesen Tieren, wie sie mit größter Vorsicht all die kleineren und größeren Tümpel auf der Straße umgingen, bis sie aus deren Bereiche waren. Den Tieren machten wir es nach.

Nun ging es auf elender Straße stark bergab in die Stadt. Der Vorfall wurde Suleiman Pascha gemeldet, der darüber ganz wütend war. Er hatte nämlich auf dieser Straße eine neue Wasserleitung legen lassen, wobei in echt türkischer Nachlässigkeit die Ver-

bindung der einzelnen Holzröhren nicht genügend wasserdicht gemacht und die Anschüttung über den Röhren teilweise nur mit loser Erde geschehen war, die durch das hervorquellende Wasser an den Verbindungsstellen der Röhren aufgeweicht und schlammig wurde und oben als kleiner Wassertümpel erschien. Das waren die gefährlichen Stellen, welche die Kühe und nach ihnen wir auch vermeiden mußten.

Am 21. Mai kamen wir wieder mit fahrender Militäreskorte (die uns gewiß wenig genutzt hätte) über Čajnica, dort speisend, nach Goražda, wo wir im Verlaufe des Nachmittags ankamen.

So einladend auch die hochtrabenden historischen Namen der jüdischen Hotels elendesten Charakters lauteten, wie: „Zum Vater Radetzky", „Prinz Eugen", „Kronprinz Rudolf", so zogen wir es doch vor, uns in ärarische Logis einzuquartieren. Den Rest des Nachmittags bis gegen Abend benutzten wir, um die Militärbauten unter Führung des Geniedirektors zu besichtigen. Den Abend waren wir zu diesem, der seine Frau, eine sehr liebenswürdige Dame, bei sich hatte, zum Tee und Souper geladen.

Zu sehen war auch hierorts sehr viel. Das größte der drei unter sich getrennten Militäretablissements lag an der Drina, die Train- und Kavalleriekaserne an der ansteigenden Straße gegen Rogatica und die Spitalsbaracke an der Straße nach Sarajevo. Selbstverständlich ließen diese drei Etablissements, wovon das an der Drina sechzehn, das zweite sieben und das dritte zehn einzelne Baulichkeiten umfaßte, sich weder zusammen, noch jedes für sich in eine sogenannte verteidigungsfähige Unterkunft einrahmen.

Ueberrascht war ich von der schönen, vom Genieleutnant Johann Meister projektierten und in eigener Regie ausgeführten Holzbogenbrücke mit vier gemauerten Strom- und zwei Landpfeilern, von 125 m Brückenlänge und 6,30 m Breite. Der junge, strebsame und hervorragend begabte Offizier hatte sich damit schon in jungen Jahren ein schönes Monument gesetzt, dem er später, in höheren Chargen, in tadellos ausgeführten größeren permanenten Werken noch manches zufügte.

Den nächsten Tag rekognoszierten wir die Anhöhen am linken Drinaufer, ohne deren Besetzung ein Halten des genannten Ortes nicht denkbar ist; aber auch hier erwies sich, daß die Natur unseren Wünschen in bezug auf Ausdehnung unserer Anträge nicht entgegenkam.

Nach dem Essen dieses Tages wollten wir in dem Kaffeeschank „Zur schönen Aussicht", die in dem einzigen grünen Baum der Straße

bestand, Kaffee trinken, verließen aber das Lokal — unbefriedigt vom Kaffee und der schönen Aussicht -- bald wieder.

Den 23. Mai benutzten wir, um die Geniedirektion zu inspizieren, nochmals zu rekognoszieren und die schriftlichen Arbeiten zu beendigen.

Am nächsten Tage fuhren wir nach Rogatica und nahmen dort das ziemlich große Militäretablissement und die von der Gemeinde beigestellten niederträchtigen Stallungen in Augenschein.

Ich erinnere mich, daß ich an diesem Tage so müde war, daß ich mich auf das harte Lager eines Kommißbettes, nachdem ich noch bis spät in die Nacht meine Notizen gemacht hatte, gestiefelt und gespornt niederwarf, um wie ein Jüngling, der ich allerdings nicht mehr war, vorzüglich zu schlafen, und am nächsten Morgen, meiner Frühgeburt entsprechend, der erste unter meinen Komplizen auf zu sein und das Vergnügen zu haben, sie zum Aufstehen zu ermahnen.

Die Wege, die wir von Goražda ab gegen Višegrad und später gegen Sarajevo fuhren, waren unter Leitung von Genie- und Pionieroffizieren und unter Zuhilfenahme von sehr viel Militärarbeitern, die der Truppe entnommen wurden, gleich nach Beendigung der Okkupation in Arbeit genommen worden; der bezügliche Arbeiterstand betrug zeitweise fast 10000 Mann.

Straßenbauten sind im allgemeinen recht undankbare Bauobjekte und in manchem Teile ihrer Arbeit eigentlich unwürdig einer gut ausgebildeten technischen Truppe, so insbesondere das Erzeugen von Schlögelschotter. Undankbar nenne ich diese Straßenarbeiten, weil, sind sie gut angelegt, es jeder begreiflich, sind sie dies aber nicht, ganz unbegreiflich findet. Ist die Straße im Oberbau fertig, so sieht sie gewöhnlich im Anfang ganz gut aus und dann um so schlechter, wenn der Unterbau liederlich oder aus schlechtem Material ausgeführt wurde.

Die Fahrt nach Višegrad ist, was Gegend und Abwechslung anbelangt, sehr hübsch. Man passiert auch hochgelegene Sättel; nach Višegrad selbst geht es dann ziemlich steil hinunter.

Bei Višegrad muß sich die Drina durch ein enges, von steilen, schön bewaldeten Gebirgshängen gebildetes Defilee durcharbeiten. Sie schäumt ordentlich vor Wut, daß die Natur ihr so enge Grenzen setzte. Sie teilt dies mit Millionen von irdischen Krabblern, die vom Schicksal und noch mehr von ihren lieben Mitmenschen in ihrem Lebenslaufe so eingeengt werden, daß sie auch, oft schäumend vor Wut, in lichtere und weitere Gefilde abgehen möchten. Der Drina gelingt dies; denn sie tritt in ihrem Weiterlauf in ein breiteres und

sanfter abfallendes Flußbett. Damit will ich nicht sagen, daß sich das Tal erweitere; denn es erreichen die von beiden Ufern mehr oder minder schnell oder langsam ansteigenden Gebirge mit ihren höchsten Kuppen eine Höhe von über 1500 m.

Bei der Nähe der serbischen Grenze und des Vilajets Novibazar können die Gebirge am rechten Ufer schnell besetzt werden, und damit ist ein Debouchieren über die große, schöne, alte, steinerne türkische Bogenbrücke, die wie auch das alte Bergschloß Anno 1577 vom Großwesir Mehemed Sokolović erbaut wurde, vom linken auf das rechte Drinaufer und von diesem weiters sehr erschwert. Es ist daher natürlich, daß man unsererseits gleich nach dem Einmarsch anfangs Oktober in dieses Gebiet an Befestigungsanlagen auf erwähnten Gebirgen und deren Abfällen dachte und sogar einige errichtete; doch waren diese Anlagen von geringer Bedeutung, und es war damit unsere Aufgabe, neben der Besichtigung des in Višegrad in baulicher Beziehung Geschaffenen das Umterrain von Višegrad besonders am rechten Drinaufer von neuem und eingehendst zu rekognoszieren. Das konnte nur teils zu Pferd, teils zu Fuß geschehen, was wegen der weiten Distanzen und der zu ersteigenden Höhen recht beschwerlich war.

Bei dieser Rekognoszierung erwies sich die Kuppe Panoš von 1030 m Höhe, auf der, ebenso wie auf einer anderen Kuppe, bald nach unserem Einmarsch Blockhäuser erbaut worden waren, als eine, was Umschau und Beherrschung anbelangt, ganz vorzügliche Position innerhalb unserer Grenze. Die nächsten und sehr guten, ausgedehnten und höher gelegenen Gegenpositionen befinden sich schon auf serbischem Gebiet.

Die Rekognoszierungen nahmen den größten Teil der 2½ Tage ein, die wir in Višegrad zubrachten, obwohl baulich auch hier außerordentlich viel, insbesondere in dem sog. Festungsteil, angesehen werden mußte, der nicht unbedeutend höher als die Stadt liegt. Dieser Teil war bei der Einnahme noch mit 14 Geschützen armiert und durch 600 Insurgenten in einem Zeltlager besetzt, die sich aber ruhig verhielten und sich entwaffnen ließen.

Nun muß ich einiger kleiner Episoden mit kulturellem Anstrich gedenken.

Man liebte es, wie ich schon erwähnt habe, für die elendesten Gasthäuser hochtrabende Aufschriften von geschichtlichen militärischen Heroen oder erlauchten Mitgliedern unseres Kaiserhauses anzuwenden. Im Gegensatz dazu gab man den vielen Quellen, die sich auf den neuen Wegen und Straßen vorfanden und von unseren technischen Truppen

sorgsam abgefaßt, mit Steinen eingefaßt und mit Pipen und Röhren versehen wurden, weibliche, sanftklingende Namen, wovon wohl viele den Angebeteten der bauführenden Offiziere angehört haben mögen, wie beispielsweise: Fanny, Ilka, Rosalinde, Emilie, Olga, Kornelie, Stephanie u. s. w. Geseufzt um diese holden Namensträgerinnen wurde bei diesen Quellen gewiß sehr viel. Vielleicht fielen auch manche salzige Tränen in das kristallhelle Gebirgswasser. An jedem solchen Brunnen war ein Becher an einer Kette aufgehängt. Auf einem stand: „Wilhelm, Herzog von Württemberg.“

Es scheint aber ohne Aerger bei dem Straßenbau nicht abgegangen zu sein, denn das bekannte „Mensch, ärgere dich nicht“ fand sich als „Mensch, ärgere dich auch hier nicht“ auf einem Brunnenstein eingemeißelt.

Den Tag über waren die Offiziere genügend und vielseitig im Dienste beschäftigt und zu kulturellen Arbeiten in Verwendung. Am Abend hörte das auf, und da fehlte es im öffentlichen Leben an jeder Zerstreuung! Die Zeiten, wo die große Kaiserin Maria Theresia dem Leutnant eine Gage von 19 Gulden gewährte, damit er wie ein Kavalier leben könne, waren schon historische. Das Offizierskorps der österreichischen Armee war im Vergleich zu früher arm geworden. Hasard wurde deshalb glücklicherweise weniger als je gespielt, und selbst die erdrückende (!) Last der Kriegsgebühren war nicht groß genug, um die Offiziere zu verleiten, sich dieser Last im Wege des Hasardspieles zu entledigen. Gesellschaftliche Kartenspiele um Erbsen oder Bohnen bzw. minimales Geld waren den meisten denn doch zu langweilig, nicht minder aber die Gespräche bei den abendlichen Offizierszusammenkünften in minderwertigen Restaurants oder in neuerrichteten Kasinos, in denen es auch nicht immer lustig zuging. Die Vorlesungen daselbst luden öfters mehr zum Einschlafen ein, als daß sie geistig auffrischten. Es war daher nur natürlich, daß jede Anregung, die von außen kam, sehr willkommen geheißen wurde, wie z. B. herumreisende Gaukler, Akrobaten, Taschenspieler und — vor allem aber — die kleinen Musikkapellen, die von „Böhmens Strande“ (nach Shakespeare) in die Okkupationsländer hinunterreisten.

Diese Musikkapellen waren nach Qualität des Gebotenen, nach Zahl der Spielenden und nach ihrer Zusammensetzung von Personen sehr verschieden. Manche wurden von einer Familie gebildet, andere setzten sich aus Verwandten und noch andere aus ganz verschiedenen Personen zusammen. Die Mehrzahl bestand aber aus Männern, Mädchen und Frauen. Auch die Instrumente, die sie handhabten, waren hinsichtlich ihrer Zusammenstellung verschieden: oft nur Saiten-

instrumente, oder solche mit Blasinstrumenten gemischt, oder letztere ganz allein.

Das Geldverdienenwollen setzte diese wandernden Musikanten über alle Hindernisse, Strapazen, Gefahren und miserabeln Unterkünfte hinweg, welche unsere neuen Provinzen noch boten.

Zur Ehre dieser böhmischen Wandertruppen muß dem weiblichen Teil derselben nachgesagt werden, daß sie im allgemeinen sich in moralischer Beziehung des besten Rufes erfreuten, und ich füge noch hinzu, daß sich unter ihnen oft recht hübsche Mädchen befanden, die gewiß allen Verführungskünsten ausgesetzt waren. Eine von den besten solcher Banden spielte die drei Abende, die wir in Višegrad zubrachten, in der Restauration, in der wir soupierten, und begleitete mit ihrem hübschen Spiel unsere Kegelpartie, welche unglaublicherweise einen türkischen Hodscha zum Kegelbuben hatte. Ich glaube, der einzige Türke, der durch den Verdienst beim Kegelspiel echt österreichisch gesinnt wurde.

Aber es gab einen noch interessanteren Hodscha, den man uns zeigte, der mehr von österreichischen Almosen als von dem Gelde lebte, das er als Lehrer hätte erhalten können, wenn der Mangel an türkischen Schulen und Schülern nicht so groß gewesen wäre. Er hatte den bekannten antiösterreichisch gesinnten, rabiaten Mufti von Plevlje, Mehemed, von dem Herannahen der zahllosen Oesterreicher benachrichtigt und ihn gewarnt, sich dieser Ueberzahl entgegenzustellen. Es kam deshalb beim Einmarsch der Oesterreicher in Višegrad zu keinem Kampfe. Hingegen ließ der Mufti den armen Hodscha zum Lohn für seine Nachricht mit den Ohren an ein hölzernes Brückengeländer annageln, aus welch grauenvoller Situation der arme Teufel von unseren Truppen befreit und sodann unsererseits bis zur Genesung gepflegt wurde.

Damit endige ich die Beschreibung unseres Aufenthaltes in Višegrad und bemerke nur, daß wir von da am 27. Mai nachmittags über die Romanja planina nach Sarajevo fuhren. Auf dem Wege dahin besuchten wir das Gefechtsfeld des am 21. September 1879 bei Senković-Bandin stattgehabten Gefechtes, in dem sich mein leider schon vor Jahren verstorbener Ingenieurakademie- und Klassenkamerad und bis zu seinem Tode treuer Freund, der damalige Oberst Ritter von Lipowsky, an der Spitze seines trefflichen Regimentes Nr. 41 so auszeichnete, daß ihm Allerhöchst Seine Majestät den Leopoldsorden verlieh. Es strahlten seine Augen noch lange nachher, wenn er erzählte, wie sein Regiment stramm und in vollster Ordnung in Kolonnenlinie wie auf einem Exerzierplatz dem Feind entgegenrückte.

Während der Besichtigung des Gefechtsfeldes fing es an zu regnen und auf diesem sehr hoch gelegenen Plateau recht bitterbös kalt zu werden. Wir setzten, darüber etwas übelgelaunt, den niederträchtig schlechten Weg gegen die Franz-Josephs-Karaula (verteidigungsfähige Unterkunft oberhalb Pod Romanja) fort, woselbst uns der Kommandant im Regenmantel trotz elendem Wetter mit einer lächelnden Miene empfing, die weder mit der Kälte oder dem Regen, noch mit unserer schlechten Laune in Einklang zu bringen war. Diese behielt er trotz Ausstellungen, die wir an seiner Residenz machten, während der ganzen Inspektion bei. Offen gesagt, fing sie mich an zu genieren.

Als wir uns gegen das Gasthaus wandten, wo ein Essen vorbereitet war, bemerkten wir einen großen Gemüsegarten. Der Hauptmann blieb stehen und bat mich, wenn möglich mit noch fröhlicherer Miene, seinen Gemüsegarten anzusehen. Er war sehr schön, und ich drückte meine Bewunderung darüber aus. „Aber Exzellenz," sagte der Hauptmann, „wenn der Regen nicht gekommen wäre, so wäre meine ganze Mühe für diesen Garten umsonst gewesen." Dabei lachte er so innig, daß ich ihn fragte: „Und das war also die Ursache Ihres so freudig strahlenden Antlitzes!?" und meinte weiters darauf wie in einer Tragödie: „Nun versteh' ich alles!" —

Das Diner wurde infolge dieser Aufklärung sehr heiter, und nun ging es von der über 1400 m hohen Romanja planina hinunter nach Mokro. Die Straße dahin ist gut trassiert und erhalten. Der weitere Weg gegen Sarajevo wird immer schlechter und ist zuletzt geradezu entsetzlich steil.

Gegen Abend langten wir in Sarajevo an. Das erste, was da geschah, war, daß mir die mich begleitenden Herren den Gehorsam in aller Form kündigten und meinten, jetzt aber wäre des „Frühaufstehens" genug, und ich möchte sie die paar Tage, die wir hier noch zuzubringen hätten, endlich ausschlafen lassen. Ich fand diesen Ungehorsam gerechtfertigt, stand aber vor wie nach, meiner Gewohnheit gemäß, so früh auf, daß ich im Kaffeehaus des Hotels, wo ich wohnte, stets auf den Kaffee, der noch nicht fertig, und das Gebäck, das noch nicht angelangt war, warten mußte. Die nächsten sechs Tage waren für Sarajevo bestimmt.

Die Befestigungsfrage von Sarajevo war zwar noch nicht ganz akut geworden; aber wir hatten auch ohne diese genug zu tun, um alle Reisenotizen zu sichten und so in Ordnung zu bringen, daß wir in Wien den zu verfassenden Inspektionsbericht bald vom Stapel laufen lassen konnten.

Es wäre allerdings möglich gewesen, die erwähnte Sichtung auch in Wien vorzunehmen; aber dann hätte es geschienen, als ob wir sechs Tage mehr zur Verfassung des Berichtes gebraucht hätten.

Da meine Notizen über die Reise tagweise gemacht und mit Skizzen über alles Gesehene illustriert waren, so übergab ich sie Herrn Oberstleutnant von Ebhardt zu weiterem Gebrauch, und erlaubte mir deshalb, drei Tage in Visoko bei meinem Sohne Hans und dessen Mutter, meiner geschiedenen Frau, zuzubringen und mir abends, wenn ich mich in Hansens Zimmer niederlegte, zu sagen: „Graf Oerindur, erkläre mir dies Rätsel der Natur!" Damit schließe ich die Darstellung der großen Reise und der Erlebnisse auf derselben. Ich fuhr, ohne daß mir der Herr Graf das Rätsel gelöst hätte, mit dem Kopfe voller baulicher Objekte und sonstiger ernster Gedanken nach Wien zurück.

Daselbst empfingen mich ganze Konvolute aufgeschnürter Akten, zwar still und stumm, aber, wie ich aus deren Unordnung zu bemerken glaubte, innerlich freudig bewegt. Es empfing mich aber auch der mir während meiner Abwesenheit vom 1. April 1884 an zugeteilte Hauptmann des Geniestabes Julius Bußjäger als Ersatz des leider zu früh verstorbenen, mir früher zugeteilten zweiten Offiziers, Hauptmann Rudolf Baron von L'Estocq.

Erstgenannter blieb mir dann treu zur Seite, bis ich 1892 in den Ruhestand trat.

Seine Zuteilung hatte für mich privatim eine große Bedeutung. Er war Vollblutmusiker, spielte ausgezeichnet Klavier, wurde ausführendes Mitglied bei meinen Kammermusikabenden, wo er den Klavierpart übernahm und spielte, kam dabei nie aus dem Takt und verlor nie den Rhythmus. Es war ein Vergnügen, ihn auf dem Klavier auswendig phantasieren zu hören über alles mögliche, was er gehört und in sich aufgenommen hatte, und zu sehen, wie er oft die verschiedensten Themata miteinander harmonisch zu verbinden wußte.

Hauptmann Bußjäger spielte in meinem dienstlichen und privaten Leben eine viel zu große Rolle, als daß ich mich nicht seiner in allen Verhältnissen ruhigen, unentwegten Liebenswürdigkeit dankbarst erinnern sollte.

In meinem Logis empfing mich aber auch etwas Neues, das mich freudig überraschte. Frau Z. hatte wahrscheinlich aus Langerweile, die ihr durch meine über zwei Monate dauernde Abwesenheit verursacht wurde, wieder zu Pinsel und Palette gegriffen und mir vier Blätter zu einer großen spanischen Wand, die sie hübsch einrahmen ließ, in Oel gemalt.

Ein Storch im Sumpf, Adler im Nest auf Bäumen und kleinere Vögel auf blühenden und anderen Zweigen bildeten den Gegenstand der Malerei. Der Rahmen dazu war aus hartem Holz, matt, braun und auch schon fertig. Die Malerei überraschte mich ebensosehr, als sie mich erfreute; denn sie war auffallend gut gelungen. Ich erwähne dieser Freude, die mir von Frau Z. bereitet wurde, weil ihr offenbares Talent zum Malen mich lange nachher, als ich mich schon mehrere Jahre in der Dunkelkammer eines Pensionisten befand, mein eigenes Talent in der Malerkunst entdecken ließ. Dies wurde zu einer helleuchtenden Lichtquelle meiner Dunkelkammer und führte wieder zu einem, wenn auch kurzen Abschnitte in meinem Leben, einem leider kurzen, weil die Lichtquelle meiner Augen unwiderruflich versiegte, ohne daß die vielberatenen Doctores die Quelle wieder fließen machen konnten und nur sagten: Alterserscheinung, nicht zu helfen, kein Mittel als — „Ergebung".

Bald nach meiner Ankunft in Wien wurde ich zu einer Audienz bei Seiner Majestät befohlen, um Allerhöchst demselben über die Ergebnisse meiner Inspektionsreise Bericht zu erstatten.

Seine Majestät zeigte sich wie immer außerordentlich gut unterrichtet über bauliche und kulturelle Angelegenheiten im Cattareser Bezirk und den Okkupationsgebieten und nahm daher meine Ergänzungen zu dem, was Allerhöchst derselbe wußte, huldvollst, und wie mir schien, befriedigt entgegen.

Unter Mitwirkung meines ganzen Personals und einiger Zeichner und insbesondere unter der des Oberstleutnants von Ebhardt gelang es mir, den großen Bericht, illustriert mit sehr vielen Plänen, schon am 18. Juni desselben Jahres, dem Reichskriegsministerium vorzulegen.

Anfangs Juli fanden Flottenmanöver bei Pola statt, denen auch Seine Kaiserliche Hoheit Kronprinz Rudolf beiwohnte; da Seine Majestät bei dieser Gelegenheit auch die Befestigungen von Pola, besonders die Neubauten hiervon, zu besichtigen gedachte, so wurde mir über Allerhöchsten Auftrag freigestellt, mich diesen Manövern anzuschließen, von welcher Erlaubnis ich natürlich Gebrauch machte. Seine Majestät war von der Besichtigung der neuen Festungswerke sehr befriedigt, was uns von der Geniewaffe mit außerordentlichem Stolz erfüllte und zu doppeltem Diensteifer anspornte.

Es steht mir nicht zu, ein Urteil über Anlage und Durchführung der Manöver abzugeben. Aber ganz im allgemeinen möchte ich bemerken, daß der Mangel des moralischen Elementes wirklichen Krieges,

der schon bei Landmanövern das Kriegsbild abschwächt, bei Flottenmanövern noch mehr zum Ausdruck kommt. Das Auftreffen von nur wenigen der Kolossalgeschosse, sei es als Treffer von den Befestigungen gegen die Schiffe oder umgekehrt, kann die Kriegssituation in ihrem weiteren Verlaufe in viel höherem Maße umändern, als es bei Landmanövern der Fall sein kann. Ein einziger solcher Treffer kann den Lauf eines Schiffes zum Ausbiegen, Stehenbleiben, ja sogar Umkehren zwingen und damit den Befehlshaber der Flotte zu einer Abänderung seiner ursprünglichen Pläne veranlassen.

Leider war damals die Rauchentwicklung bei diesen Manövern derart, daß vieles der Sicht vom Lande entzogen war.

Den Schluß dieser Manöver bildete abends, gerade in dem Moment, als wir in den auf der Riva bereitgestellten Eisenbahnzug einsteigen sollten und auf die Ankunft Seiner Majestät warteten, ein derartiger Wolkenbruch, daß wir noch vor dem Einsteigen durch und durch naß wurden; es fand dann eine Bewegung mit Rufen nach Bedienten und Koffern statt, worauf die meisten Coupés mehr zu Um- und Ankleidezimmern, als Räumen zum Ausruhen und Schlafen nach des Tages großen Strapazen wurden.

Wie gewöhnlich brachte ich und auch Frau Z. mit ihrer jüngeren Tochter August und September in meinem geliebten St. Gertraud zu und erfreute mich all der Dinge, die ich schon im früheren Abschnitt erwähnte. Von da nach Wien zurückgekehrt, machte ich noch eine größere Inspizierungsreise nach Galizien, die ich aber wegen Unwohlseins unterbrechen mußte.

Auf dieser Inspizierungsreise berührte ich auch Olmütz, Josefstadt und Brünn.

Da ich das, was ich auf diesen Reisen inspizierte, teils nicht erwähnen darf, es auch zum Teil für den Leser nicht genug interessant erscheint, so schreibe ich darüber nichts. Hingegen sehe ich mich bewogen, eines leider schon verblichenen edeln Mannes, Vollblutösterreichers und Kriegskameraden von Schleswig-Holstein, Seiner Durchlaucht des Fürsten Wilhelm, Prinzen zu Schaumburg-Lippe, zu gedenken. Er hatte mich in Wien schon wiederholt eingeladen, ich möchte ihn, falls ich einmal nach Josefstadt käme, auf seinem Schlosse und ständigem Wohnsitz Nachod besuchen. Das tat ich nun und war über Empfang und Bewirtung in dem Schlosse, wo es wahrhaft fürstlich zuging, ebenso überrascht als erfreut.

Der Weg dahin führte mich und meinen Begleiter, Oberstleutnant von Müller, bei einem sehr schön gelegenen und gut gehaltenen Friedhof vorüber. Ich drückte dem Oberstleutnant meine

Bewunderung über diesen Friedhof ziemlich laut aus, ließ sogar deshalb den Wagen etwas halten. Der Kutscher, dem unsere Bewunderung und das Halten nicht zu konvenieren schien, meinte zu uns zurücksehend: „Ja, schön ist er schon, aber feucht und ungesund," worüber wir sehr lachten und antworteten, ein Sanatorium sei er allerdings nicht.

Für Olmütz stünde die Kurve auf meinem proponierten, aber leider nicht eingeführten Strategometer noch ziemlich hoch, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ich für die Inspizierung daselbst unter anderen auch den Auftrag hatte, Umschau zu halten, wie sich die Festung Olmütz noch so erweitern ließe, daß sie zu einem verschanzten Lager ersten Ranges emporgehoben werden könnte. Die Umschau hielt ich recht gewissenhaft, berichtete darüber und stellte hohen Ortes die entsprechenden Anträge. Diese kamen nie zur Ausführung. Denn nicht lange darauf sank die Kurve immer mehr, bis sie zuletzt den Gefrierpunkt erreichte und Olmütz aufgelassen wurde.

Ende des Jahres, am 3. Dezember, hatte ich über eine Studie, die der jetzige Generalgenieinspektor, Feldmarschalleutnant Freiherr von Leithner, damals Hauptmann im Geniestabe, über die Organisation der technischen Truppen verfaßt und dem Reichskriegsministerium vorgelegt hatte, ein Gutachten abzugeben. Die Studie eines so gewandten und geistreichen Offiziers war gewiß des genauen Durchstudierens vollständig wert, zu einer Zeit, wo die fragliche Organisation schon wiederholt in Anregung gebracht worden war.

Da mir die bezüglichen Akten aber nicht zur Disposition stehen, so kann ich hinsichtlich meines Gutachtens nur das erwähnen, was in meinem Gedächtnis heute noch feststeht, daß ich mich mit dieser Studie nicht einverstanden erklären konnte.

Wer weiß, ob der Genannte heute nicht zufrieden wäre, die hohe Stellung eines Generalinspektors der gesamten technischen Truppen und deren Stab zu bekleiden, wie ich sie Anno 1890—1892 plante. Gewiß ist es, daß er der richtige Mann wäre, um eine so hohe Stellung einzunehmen und die gesamte technische Ausbildung der nach meinem Plane gedachten vierten Waffe zu überwachen.

Die kommissionellen Beratungen über die provisorischen Befestigungen der Donau- und Draulinie für den Kriegsfall, die infolge Reichskriegsministerialerlasses vom 29. Dezember 1883 dringenderer Arbeiten wegen erst lange nach erhaltenem Auftrage begonnen werden konnten, dauerten an und für sich nicht sehr lange und bezogen sich auch auf die provisorische Befestigung von Budapest. Es handelte sich in diesen Verhandlungen nur darum, auf Basis eines vom

Generalstabe der Kommission übergebenen Memoires, das die Frage im strategischen Sinne beleuchtete, Prinzipien aufzustellen, nach denen die bezüglichen Entwürfe zu machen seien.

Diese Prinzipien gipfelten darin, die Fernkampfanlagen von den sie schützenden Nahkampfanlagen, wie es neuere Anschauungen verlangten, zu trennen und erstere so weit hinter und seitlich der letzteren anzulegen, daß 1. im Geschützfernkampf die Nahkampfanlagen nicht oder möglichst wenig mitzuleiden hätten und 2. die Geschütze der Fernkampfanlagen für den Fall eines gewaltsamen Angriffes gegen erstere noch mit ihrem ergiebigsten Schusse, dem Schrapnellschuß, erfolgreich mitzuwirken imstande wären.

Durch Feststellung dieser Prinzipien, die kommissionell angenommen wurden, erschien mir wenigstens das Seit- und Rückwärtsverlegen von Fernkampfanlagen für die Projektierenden hinlänglich festgestellt. Ich konnte mich dabei nicht enthalten, noch mehreres zu berühren, was nach meiner persönlichen Ansicht für eine große Befestigungsanlage, wenn auch im provisorischen Stil, nach der geographischen, orographischen und hydrographischen Lage Wiens in bezug auf einen Angriff von Norden von großer Wichtigkeit sein könnte.

Der große Bug der Donau, den sie, eingeengt zwischen dem Wiener Wald am rechten und den Gebirgen bei Korneuburg am linken Ufer, zu machen gezwungen ist, scheint mir bei vollkommen gesichertem Uferwechsel von Tulln abwärts bis zu dem Kessel bei Korneuburg ganz geeignet zu sein, durch eine starke Befestigung der diesen Kessel umgebenden Gebirge eine große Flankenstellung zu schaffen, die gegen einen Angriff von Norden von großer Bedeutung werden müßte.

Nachdem meine Auseinandersetzungen in akademischer Form angehört, aber als zu weitgehend bezeichnet wurden, schloß man das Protokoll und sandte es dem Reichskriegsministerium zu. Dieses entschied im Sinne des Protokolles und beauftragte den damaligen Geniechef beim 2. Korpskommando, Generalmajor Joseph Ritter von Turnau, mit der Ausarbeitung des fraglichen Projekts auf Basis der im Protokoll gekennzeichneten, vom Reichskriegsministerium anerkannten Prinzipien und teilte dem Genannten zu dem Zwecke Offiziere des General-, Artillerie- und des Geniestabes zu. Wenngleich diese überaus große Arbeit viel Zeit beanspruchte und sich die Fertigstellung bis ins Jahr 1887 hinzog, so ist selbst dieses Resultat nur dem außerordentlichen Fleiß und der Tüchtigkeit der allerdings ausgesuchten Offiziere zuzuschreiben.

Obwohl ich mit der Ausfertigung dieser Arbeit nichts mehr zu tun und Generalmajor von Turnau dieselbe nach Fertigstellung dem Reichskriegsministerium direkt vorzulegen hatte, kam der Herr Geniechef doch nach Fertigstellung des Uebersichtsplanes zu mir, um ihn mir zu zeigen. Ich konnte mich leider deshalb nicht damit einverstanden erklären, weil ich mir die Trennung der Nah- und Fernkampfanlagen anders vorgestellt hatte und auch fand, daß sie, wie der Uebersichtsplan zeigte, nicht den Prinzipien entsprächen, die kommissionell festgestellt wurden.

Welchem Einfluß dieses Abgehen von den im Kommissionsprotokoll präzisierten Prinzipien zugeschrieben werden mußte, erfuhr ich ganz genau, aber ich will die Sache nicht weiter berühren.

Im Dienstwege erhielt ich dann Anno 1887 durch das Reichskriegsministerium das Wiener wie das Ofner Projekt, das nach meiner persönlichen Ansicht ebenso gegen die erwähnten Prinzipien verstieß, zur kommissionellen Begutachtung. Diese fiel gegen meine Ansicht zugunsten der Projektierenden aus; die Projekte wurden den betreffenden Korpskommanden zur Aufbewahrung und Benutzung im Kriegsfalle übergeben.

Mit dem eben Erzählten habe ich der Beschreibung der Ereignisse des Jahres 1885 vorgegriffen, um die Angelegenheit der Befestigung der Donaulinie nicht zu zerreißen, und kehre nunmehr zu den Erlebnissen im Jahre 1885 zurück.

Das folgende Jahr 1885 gehörte in dienstlicher und privater Beziehung zu den farb- und interesseloseren meiner Generalgenieinspektorszeit. Ich werde deshalb im Interesse der Leser nur die wichtigsten Ereignisse berühren, über die anderen aber wegzuhuschen suchen.

Bei Beginn legte ich dem Reichskriegsministerium, wie vorgeschrieben, mein Inspizierungsprogramm für das laufende Jahr vor. Es wurde gebilligt, aber anbefohlen, eine Inspektion der Festungsbauten im Cattareser Bezirk einzuschalten und, wo immer möglich, im Verein mit dem damaligen Brigadier und Militärstationskommandanten, Generalmajor Karl von Blažeković, die Anträge für diesen Bezirk zum Abschluß zu bringen. Genannter Generalmajor war hierzu die geeignetste Persönlichkeit, die es geben konnte. Er kannte den Cattareser Bezirk und alles, was bisher in demselben geschehen war und nach erwünschter Weise zu geschehen hätte, außerordentlich genau. Abgesehen von seinen geistigen Qualitäten war er für Begehung der Wege und Stege in diesem Bezirk auch physisch sehr gut geeignet. Seine hohe, schlanke und geschmeidige Gestalt, sein

gutes Reiten bei voller Schwindelfreiheit erlaubten ihm, selbst Wege wie die bekannte Hochstraße über Risano im scharfen Trabe zu nehmen, als ob er über ebenen Wiesenboden ritte.

Vor Antritt dieser Reise erhielt ich vom Reichskriegsministerium mittels Erlasses vom 26. März eine Belobung für die erfolgreichen Bemühungen um das Zustandekommen einer Minimalschartenkonstruktion, die, füge ich hinzu, dann auch öfters zur Ausführung kam.

Ueber die am 30. März begonnene Inspektionsreise berichtete ich eingehend am 20. April noch von Cattaro aus, worauf am 13. Juni ein zweiter Bericht über Castelnuovo, Risano und Perasto folgte.

In diesem wie fast in jedem Jahre inspizierte ich nahezu alle Truppenabteilungen des 1. und 2. Genieregiments zu verschiedenen Zeiten und unternahm eine größere Inspektionsreise von Wien über Budapest, Essegg nach Peterwardein, weiters, ebenfalls noch im Sommer, eine Reise nach Böhmen mit Inspizierungen in Prag, Theresienstadt, Josefstadt, Olmütz und Brünn, und nach meinem Urlaub in St. Gertraud noch eine kleine nach Kärnten zur Inspizierung der Geniedirektion in Klagenfurt samt den ihr unterstehenden Paßsperren.

Ich war noch auf Inspizierung in Cattaro, als an Generalmajor von Blažeković ein Telegramm von der Generalgenieinspektion für mich anlangte. Dieses Telegramm mit der Nachricht, daß Seine Majestät mir unter dem 14. April den Eisernen Kronenorden I. Klasse mit der Kriegsdekoration III. Klasse für meine bisherige erfolgreiche Tätigkeit als Generalgenieinspektor zu meiner größten und freudigsten Ueberraschung huldvollst verliehen hatte, wollte der so freundlich gesinnte General mir persönlich mitteilen und einhändigen. Er wußte, daß ich eben jetzt, auf der Chaussee nach Montenegro fahrend, von der Inspektion des Werkes Goražda zurückkommen mußte.

Mit erhobener rechter Hand, in der er das flatternde Telegramm hielt, kam er mir, im scharfen Trabe reitend, entgegen und übergab mir, selbst freudestrahlend, das fragliche Telegramm. Der Gedanke, der mich dabei durchzog, war: ‚Wie schön ist doch die althergebrachte gute österreichische Kameradschaft unter allen Offizieren, welchen Grades immer!‘

Die hohe Auszeichnung, deren ich eben erwähnte, hatte ich wohl hauptsächlich dem Berichte zu verdanken, den der damalige Korpskommandant und kommandierende General der Kavallerie Johann Freiherr von Appel machte. Derselbe hob nämlich hervor, daß das Zustandekommen der großen technischen Schöpfung in den Okkupationsgebieten wohl hauptsächlich der unermüdlichen Tätigkeit des Generalgenie-

inspektors bei den Reisen in den Jahren 1882 und 1884 zu verdanken wäre. Seine Exzellenz hatte allerdings ein genaues Urteil über diese Tätigkeit, da er sie sogar teilweise mitmachte und sonst im allgemeinen beobachtete. Insbesondere ritt er als äußerst gewandter und flotter Reiter bei den Rekognoszierungen um Sarajevo herum mit, wobei er einmal, als wir, eine ganze Kavalkade zusammen, auf das Emplacement am Orlovac ritten, sich zu mir wendend, sagte: „An deiner Kriegsdiensttauglichkeit kann man bisher nicht zweifeln!"

Da aber selbstverständlich mir das Verdienst um jenes Zustandekommen nicht allein zufiel, so war es wohl nichts als meine Pflicht, Belohnungsanträge, wohl auch andere Bautätigkeiten umfassend, im Verein mit dem Geniechef durch das Korpskommando an das Reichskriegsministerium zu stellen, worauf in Allerhöchster Huld und Gnade den beim Bau Beteiligten im ganzen 20 Dekorationen, 6 Allerhöchste Belobungen, 4 Goldene und 5 Silberne Verdienstkreuze verliehen bzw. ausgesprochen wurden.

Zu meinen Inspektionsreisen zurückkehrend, erwähne ich, daß ich die Festung Theresienstadt zum erstenmal sah und dabei gestehen muß, daß ich fortifikatorisch von ihr ganz entzückt war, wenngleich ich sehr gut wußte, daß die dabei angewandte Befestigungskunst den neueren Ansichten ebensowenig entsprach als der Wert der Festung den jetzt geltenden strategischen Ansichten.

Dabei sah ich, auch zum erstenmal, so viel ich auch früher von ihm gehört hatte, den bekannten und berüchtigten Hadschi-Loja, der im Verein mit seinem Bruder die Bevölkerung von Bosnien im Jahre 1878 zum Widerstand gegen uns aufgestachelt hatte und in den Reihen der gegen uns Kämpfenden stand. Er war natürlich jetzt etwas kleinlaut in seinem Gefängnis, aber dennoch gesprächig und temperamentvoll, dabei eine männlich schöne Erscheinung. Glücklicherweise fand sich ein der kroatischen Sprache mächtiger Dolmetsch, und durch diesen konnte man von dem im Gefängnis sehr gut gehaltenen Hadschi-Loja manch Interessantes hören.

Als Geniedirektor in Theresienstadt fungierte zu dieser Zeit Oberstleutnant Wolfgang Hirsch, der mir im Kriege in Schleswig-Holstein zugeteilt war. Daselbst fand ich auch als Bauwerkmeister einen Zugsführer meiner Geniekompagnie in Krems, namens Schrabeck, der ein Faktotum in der Festung war, viel Ansehen genoß und ansehnlich dicker geworden war, als er es zu jener längst vergangenen Zeit war, deren ich erwähnte.

Aber die Kremser Zeit war bei mir in so guter Erinnerung und meine damalige Kompagnie so schön und mir so ans Herz

gewachsen, daß ich immer große Freude hatte, ein wohlgeratenes Mitglied derselben wiederzusehen.

Ein ähnliches Ereignis erlebte ich nicht lange zuvor in Cattaro. Die Bauführenden einer permanenten Batterie daselbst standen nach ihrer Wichtigkeit, vom Objektskommandanten Oberleutnant von Fornasari herab bis zum letzten Aufsichtsgefreiten, in Reih' und Glied, um sich zu melden; dann kam der Unternehmer des Baues, ein baumlanger Italiener, den ich sofort als Flügelmann meiner Kremser Kompagnie erkannte, was ihn derart erfreute, daß ihm seine großen und groben Gesichtszüge beinahe aus dem Leim gingen und sich sein ohnehin nicht kleiner Mund in eine Oeffnung von ungewöhnlicher Länge verzog, aus der zwei Reihen so vollendet schöner Zähne hervorleuchteten, daß ich meinen lächelnden Flügelmann ob solchen Elfenbeinglanzes, den ich nie besaß, stark beneidete. Er war, darnach zu schließen, entschieden mehr ein Polenta- als Fleischesser. Jünger war der Mann in den 31 Jahren natürlich auch nicht geworden; aber er sah gut aus, war zufrieden, und man war es mit ihm; ich gab meiner Freude darüber in italienischer Sprache Ausdruck, worauf sein Gesicht sich in die allerzufriedensten Falten formierte und er mir sagte: „Sia benedetto e Dio conserve sempre vostra Eccelenza."

Ich war seinerzeit außerordentlich gern bei der Genietruppe; hatte an der nach Aussage meiner Vorgesetzten gelungenen Ausbildung meiner Kompagnie nach jeder Richtung eine manchmal ins Kindische gehende Freude, schmeichle mir auch, als Hauptmann ein nicht schlechter Bataillonskommandantstellvertreter in Budapest gewesen zu sein, hatte aber trotzdem bei den Inspizierungen der zwei Genieregimenter und ihrer Abteilungen nicht das so sichere Gefühl in der Beurteilung ihrer Leistungsfähigkeit als in fortifikatorischen Dingen. Ich inspizierte aber dennoch sehr gewissenhaft und genau und gern. Zum großen Teil auch deshalb, weil ich hierbei unter so vielen Genieoffizieren mich bewegen und sie kennen lernen konnte. Uebrigens glaube ich, wie schon einmal erwähnt, daß selbst ein kenntnisreicherer Troupier und Techniker mit den Leistungen der zwei Genieregimenter im allgemeinen wie im einzelnen hätte zufrieden sein müssen.

Die Truppe war gut diszipliniert, gut adjustiert, stramm abgerichtet, militärisch und besonders technisch sehr gut ausgebildet. In dieser Beziehung standen die zwei Regimenter auf gleicher Höhe, obgleich die beiden Regimentskommandanten selbst sehr verschieden waren. Der eine war ein Genieoffizier im weitesten Sinne des Wortes, gleich geeignet für den Genietruppen- wie Geniestabsdienst,

der andere, vor der Front eine schöne Erscheinung, besaß keine so allgemeine Bildung, wie es der Geniestabs- und Fortifikationsdienst erfordert. Aber es führen eben verschiedene Wege nach Rom, und beide Regimentskommandanten kamen, jeder auf seinem Wege, dahin.

Daß es bei solchen Regimentsinspizierungen im Regimentsstabsorte nie an allgemeinen Offizierstafeln fehlte, bei denen es stets sehr heiter und lustig zuging und Anlaß zu viel mehr Toasten boten, als nötig war, brauche ich kaum zu erwähnen.

Gegen Ende des Jahres 1885 erlitt die Armee durch den Tod des äußerst tüchtigen und hervorragenden Militärs, Statthalters von Dalmatien, Feldmarschalleutnant Stephan Freiherr von Jovanović einen schweren Verlust, und ich verlor einen guten Freund. Der damalige Reichskriegsminister, Seine Exzellenz Artur Graf Bylandt-Rheidt, sagte zu dessen Gemahlin anläßlich einer Audienz, die sie sich bei ihm erbat: „Ja, Ihr Gemahl ist zwar einer unserer besten, aber auch kostspieligsten Generäle," worauf die Dame schlagfertig erwidert haben soll: „Da müssen sich Exzellenz halt einen ebenso guten und dabei wohlfeileren aussuchen." Das Aussuchen wurde leider in Bälde nach diesem Vorfall nicht möglich.

Das Jahr 1886 gehörte ebenfalls nicht zu den ereignisvollsten, doch brachte es einige bemerkenswerte Vorkommnisse dienstlicher und privater Natur. Erstere beanspruchten meine Tätigkeit ziemlich stark, und letztere blieben nicht ohne Rückwirkung auf mein äußeres und inneres Leben, sowie das meiner Söhne.

Wie ich bei Berührung der Vorgänge des Jahres 1884 erwähnte, schlugen der damalige Kommandant der 18. Infanterietruppendivision Feldmarschalleutnant Freiherr von Winterhalder und ich für ein Werk der Südfront von Mostar ein Emplacement vor, das späterhin von Seiner Exzellenz dem damaligen Chef des Generalstabes Feldmarschalleutnant Baron Beck gebilligt wurde. Da ein Feind, von Nevesinje kommend, selbst mit schweren Geschützen (wenn er welche hat) ohne sehr bedeutende Schwierigkeiten eine ausgedehnte Gegenstellung gegen ein Werk auf dem von uns gewählten Emplacement einnehmen könnte, so proponierte ich, dahin ein Werk zu stellen, das im Gegensatz zu den bisherigen Festungswerken nach Feindesseite kein ungedecktes Mauerwerk zeige. Diese Ansicht drang nicht durch, und es erging der Auftrag, auch für dieses Werk die bisher bei Mostar angewendete Befestigungsart beizubehalten. Ob ich selbst über den Winter 1885/86 das Werk nur skizzierte oder förmlich projektierte oder das Ausarbeiten an Hand meiner ausführlichen Skizze dem Geniedirektor in Mostar überließ, weiß ich nicht

mehr genau. Jedenfalls hatte ich aber maßgebenden Anteil an dem Projekte für dieses Werk, über das laut Erlaß des Reichskriegsministeriums vom 9. Januar deshalb nicht unter meinem, sondern unter dem Vorsitz Seiner Kaiserlichen Hoheit des Generalartillerieinspektors Erzherzog Wilhelm kommissionell zu beraten war. Ich fungierte daher bei diesen Beratungen mehr als Experte wie als Kommissionsmitglied.

Das Projekt wurde in der Form der Vorlage angenommen, tatsächlich ausgeführt und von mir bei einer folgenden Inspizierung im Jahre 1887 besichtigt.

Bei dieser Besichtigung ergab sich, daß das letzte Geschütz am linken Flügel in seinem Ausschusse im Umfange des Bestreichungswinkels durch einen Felsenvorsprung eingeschränkt war und daß ich mich infolgedessen genötigt sah, die Scharte und deren Mittellinie mehr nach rechts richten und überdies einen Teil des erwähnten Felsens absprengen zu lassen.

Auch in bezug auf die Hofdefilierung mußte ich eine Korrektur anordnen.

Mein dem Reichskriegsministerium vorgelegtes Inspizierungsprogramm umfaßte für dieses Jahr Graz, Krakau, Przemysl, Olmütz, Krems, die Kärntner Talsperren und Tirol.

Der Inspizierung in Graz ließ ich einen kurzen Urlaub folgen, den ich mir in Familienangelegenheiten erbeten hatte. Meine Frau besaß seit einigen Jahren ein recht schönes Familienhaus in Graz. Welche Umstände sie bewogen, von Graz weg nach Wien ziehen und das Haus verkaufen zu wollen, erörtere ich hier nicht weiter. In dieser Hausverkaufsangelegenheit wendete sich meine Frau, die eine Käuferin gefunden hatte, von ihrem Aufenthalt bei ihrer ältesten Schwester in Hohenfeld bei Münster in Westfalen aus mit der Bitte an mich, ich möchte den beabsichtigten Hausverkauf für sie durchführen, ein entsprechendes Logis in Wien suchen, ihr Hab und Gut nach Wien senden, dort damit die neue Wohnung einrichten und über alles, was ich in dieser Angelegenheit tue, möglichst ausführlichen Bericht erstatten.

Diese Aufträge lassen sich ganz leicht lesen, aber nicht so leicht durchführen, und sie involvierten für den geschiedenen Ehemann und gefälligen Cavaliere servente eine Tätigkeit, die mit recht vielen Strapazen, Gängen aller Art, Verhandlungen, Verkäufen von nicht mitzuschleppenden Gegenständen und Schreibereien verbunden war. Ausgezeichnete Hilfe leistete mir dabei ihr langjähriger, treuer Diener Franz Oswald, der wegen seiner Anhänglichkeit an die

Familie bis zu seinem Tode 1906 ein Faktotum zuerst im Dienste bei meiner Frau, dann für kurze Zeit bei meinem jüngeren Sohn Paul und dann bei mir war.

Wir arbeiteten zusammen kolossal und beendeten in Graz in zehn Tagen alles.

Trotzdem rief diese Beschäftigung eine starke Gemütsbewegung in mir hervor, da ich bei Zusammenstellung der Inventarien über das Abzusendende der Einrichtung einerseits und das Auszuschaltende andererseits so viel vertraute Gegenstände wiedersah, daß mir das Bild einstiger glücklicher Tage lebendig ins Gedächtnis zurückgerufen werden mußte. Zwischen all den neuen Sachen guckten vielfach alte Bekannte hervor, die ich in längst vergangenen Zeiten angeschafft und teilweise meiner Frau geschenkt hatte.

Bei manchem Stück erfaßte mich eine förmliche Wehmut, der ich mich aber Gott sei Dank nicht lange hingeben konnte, denn Diener Franz und die Arbeit riefen wieder. „Vorwärts!" rief es dann in mir, „was war, ist nicht mehr und kann wohl nie mehr wiederkommen!"

Nach getaner Arbeit eilte ich nach Wien, nahm da eine Wohnung auf, ließ die in drei Möbelwagen und etwa 40 Kisten verpackte Einrichtung von Graz nach Wien spedieren, beaufsichtigte dann in Wien die Auspackung, richtete die Wohnung vollkommen ein und schrieb meiner Frau: „Alles ist zu Deinem Empfang bereit."

Sie hatte aber mit ihrem Kommen weniger Eile, denn nachdem sie am Rhein noch ihre anderen Geschwister besucht hatte, reiste sie nach Chur in die Schweiz, in mein „altes Gebäu" zu meiner jüngeren Schwester Berta, die den Winter über darin wohnte, und kam erst gegen Anfang des Winters nach Wien in ihre neue Wohnung.

Ich trug ihr, die nunmehr kein eigentliches Heim mehr hatte, zum ferneren Wohnsitz nach ihrem Belieben um so mehr die Hälfte des ersten Stockes und Teile des zweiten von meinem „alten Gebäu" an, da für meine Schwester Berta und ihre Tochter die Wohnung für sich eigentlich doch zu groß war und ich vorläufig keine Lust hatte, in Chur ständigen Aufenthalt zu nehmen.

Meine Frau war über die Wohnung und deren Einrichtung anfangs sehr entzückt und dankte mir für alle meine Bemühungen in warmen Worten. Aber diese Zufriedenheit dauerte nicht sehr lange, die Straße war ihr zu lärmend, die Zimmer zu niedrig, die Wohnung zu weit von der Stadt, in der ihre meisten Bekannten wohnten, der Weg von der Heugasse über den Schwarzenbergplatz zu windig, und es fehlte ihr in der Wohnung an Fremdenzimmern. Das Her-

umrutschen mit den Möbeln fing an, eine andere Einteilung der Wohnräume hinsichtlich ihrer Bestimmung begann. Fremdenzimmer wurden im anstoßenden rechten Flügel des Hoftraktes gemietet. Die Verbindung dieses Traktes mit der Wohnung bot bei der Ungleichheit der Höhe der Fußböden recht große Schwierigkeiten, deren Lösung meine bautechnische Erfindungsgabe stark in Anspruch nahm. Das alles ließ mich befürchten, daß ein Wohnungswechsel nicht gar lange auf sich werde warten lassen.

Die Uebersiedlung meiner Frau nach Wien mußte unserer Natur und unseren Charakteren gemäß zu öfterem Zusammentreffen führen. War mir dies auch in bezug auf meine zwei Söhne, von denen der ältere, Hans, in Wien wohnte und der jüngere doch öfters nach Wien kam, angenehm, so hatte das Wohnen von uns beiden in Wien, die wir vielfach gleiche Bekanntschaften hatten, doch auch als geschiedene Ehegatten seine Schattenseiten, weshalb ich mich vom äußeren Leben beinahe ganz zurückzog, ohne hierbei die gesellschaftlichen Pflichten zu vernachlässigen, die meine Stellung mit sich brachte.

Hierbei erwähne ich, daß mein Sohn Hans, der mittlerweile in das Ministerium des Innern versetzt worden war, laut Allerhöchster Entschließung vom 11. August für seine ersprießliche Verwendung im bosnischen Dienste das Ritterkreuz des Franz-Josefs-Ordens erhalten hatte.

Laut Erlaß vom 24. April hatte eine Kommission, bestehend aus mehreren Generälen, darunter auch Generalmajor von Bingler, Sektionschef im Reichskriegsministerium, kommissionell über die Grundsätze zu beraten, die bei einer allfälligen permanenten Befestigung Wiens in Anwendung zu kommen hätten.

Bei der Ueberzeugung, die wohl alle Mitglieder dieser Kommission gehabt haben dürften, daß eine permanente Befestigung von Wien weder jetzt noch je später zur Ausführung gelangen werde, war diese Beratung von vornherein als eine rein theoretische, in akademischer Form durchgeführte zu betrachten, die allerdings zu ganz interessanten Expektorationen von seiten der Kommissionsmitglieder führte.

Bei dem an Zahl so geringen Hilfspersonal von einem Stabsoffizier und einem Hauptmann gestaltete sich jede Veränderung darin für mich zu einem persönlichen Ereignis, um so mehr, als ich zu jenen Menschen gehörte und noch gehöre, die sich an andere -- sei es aus inneren Beweggründen oder aus Gewohnheit — ebenso leicht anschließen, als sie sich schwer von ihnen trennen.

Konnte ich auch mit der Zuteilung des von mir hochgehaltenen

Oberstleutnants Johann Gatter sehr zufrieden sein, so tat es mir doch leid, meinen braven Obersten August Müller Edler von Rheinwall, der zum Kommandanten des Genieregiments Erzherzog Leopold Nr. 2 ernannt worden war, zu verlieren. Der Wechsel fand am 24. April statt; es war der letzte, den ich in der Aktivität durchmachte. Freilich dachte ich damals nicht daran, daß ich derselben so bald entsagen werde.

In diesem Jahre ereignete sich ein Vorfall, der mir in steter und zwar angenehmer Erinnerung bleiben wird.

In Rom war damals ein Jugendfreund von mir Geschäftsträger der Schweiz bei der königlich italienischen Regierung, er war ausgebildeter und zwar sehr geschickter Zivilingenieur, der, wenn ich zeitweise mit ihm zusammenkam, immer großes Interesse an den Beschreibungen nahm, die ich ihm über unsere bzw. meine fortifikatorische Bautätigkeit gab. Vielleicht überschätzte er mein fachliches Wissen und Können, und dies veranlaßte ihn, mir eines Tages aus Rom zu schreiben und auch zu fragen, ob ich nicht die schweizerischen Genieoffiziere, die bestimmt würden, die Entwürfe für die in der Schweiz geplanten Befestigungen auszuarbeiten, privatim mit Rat und Tat unterstützen wolle und könne.

Ich schrieb ihm, daß ich als Schweizer dies sehr gern tun würde, aber es als österreichischer Offizier im allgemeinen und als Generalgenieinspektor im speziellen, ohne hierzu von Seiner Majestät die Ermächtigung zu erhalten, nicht tun dürfe. Ueberdies befürchte ich, daß das Resultat einer solchen Mitwirkung von meiner Seite überschätzt werde. Die fragliche Allerhöchste Genehmigung Seiner Majestät könnte aber nur im diplomatischen Wege erreicht werden. Es dauerte nicht lange, so kam der damalige schweizerische Geschäftsträger in Wien zu mir und teilte mir mit, daß nunmehr alle Wege geebnet wären, um jene Allerhöchste Genehmigung zu erhalten. De facto wurde ich auch ein paar Tage darauf zu Seiner Exzellenz dem Minister des Kaiserlichen Hauses und des Aeußern berufen, der mir mitteilte, man wäre nicht abgeneigt, der befreundeten Schweiz die erbetene Hilfeleistung durch mich zu gewähren, doch müßte er und bzw. auch der Reichskriegsminister, bevor ein alleruntertänigster Vortrag über diese Sache an Seine Majestät gemacht werden könne, von mir aufgeklärt werden, wie ich mir solche Hilfeleistung denke. Ich hatte selbstverständlich über die Sache, die mir schon einige Zeit bekannt war, nicht nur reiflich nachgedacht, sondern auch manches schon vorbereitet, um die ersuchte Hilfeleistung sofort ins Werk setzen zu können. Seine Exzellenz war von meiner Auseinandersetzung

zufriedengestellt, sagte, er werde darüber noch mit dem Reichskriegsminister sprechen und mir dann den Allerhöchsten Entscheid sofort mitteilen. Der Reichskriegsminister sprach aber auch selbst mit mir darüber und mahnte mich, in bezug auf Mitteilungen über unsere fortifikatorischen Verhältnisse und speziell über eigenartige, noch nicht bekannte österreichische Konstruktionen den betreffenden Genieoffizieren der Schweiz nichts mitzuteilen.

Der Allerhöchste Entscheid fiel bejahend aus.

Mitte April rückten zwei schweizerische Genieoffiziere mit einer großen Anzahl von äußerst schönen Horizontalschichtenaufnahmsplänen über die Punkte (Gegenden), die zu Befestigungsanlagen in Aussicht genommen waren, und anderen zahlreichen Behelfen für das Projektieren ein. Die zwei Genieoffiziere erwiesen sich als äußerst tüchtige, in ihrem Fach durchgebildete Männer, denen bei dem Mangel an Fortifikationsbauten in der Schweiz nur die Praxis für solche Bauten fehlte.

Es war eine wahre Freude, mit diesen gediegenen Technikern zu arbeiten. Wir kamen in Bälde über das Wie (das Was und Wo war ja schon bestimmt) der Gestaltung der Fortifikationsprojekte ins reine.

Als wir mit unserer Arbeit fertig waren, frugen sie mich in verblümter Art, wie sich die Schweiz für meine Mithilfe dankbar erzeigen könnte.

Ich hatte in der Voraussetzung, daß am Schluß eine solche Frage kommen werde, gleich bei Beginn der Arbeiten definitiv erklärt, daß ich in selbige nur dann eintrete, wenn von einer Entlohnung überhaupt nicht die Rede sei. Aber ganz entging ich ihr schließlich doch nicht, denn die schweizerische Regierung übersandte mir lieferungsweise ein Ehrenexemplar des topographischen Atlas der Schweiz, der nicht weniger als 548 in den Maßstäben 1 : 25 000 und 1 : 50 000 aufgenommene Blätter enthält und wohl zu den besten kartographischen Arbeiten gerechnet werden muß, die es gibt.

Ganz beendigt war mit dem Abgehen der schweizerischen Offiziere die Angelegenheit nicht. Die Offiziere, die bei mir in Wien waren, übersandten mir von der Schweiz aus noch diverse Zeichnungen, über die sie gerne mein Urteil erhalten hätten; aber ich wollte in die von mir in Wien schon als beendigt angesehene Sache schriftlich nicht weiter eintreten.

So neugierig ich auch war, die Festungsbauten, welche die Schweiz in den folgenden Jahren fertigstellen ließ, anzusehen, so unterdrückte ich diese Neugierde doch ganz und sah sie nie.

Der weiteren, früher erwähnten Inspizierungen in Olmütz, Krakau und Przemysl und in Kärnten will ich nicht näher gedenken. Die betreffenden Bauten nahmen allseits ihren ruhigen Fortgang zwischen Beendigung von Werken und Beginn von neuen, ohne daß es dadurch zu einem Abschluß gekommen wäre.

Die Festungsbauten in Krakau und Przemysl waren unter dem Einfluß des damaligen Festungskommandanten und ehemaligen Befestigungsbaudirektors für Galizien, Feldmarschalleutnant Anton Werner, und der beiden hervorragend tüchtigen Befestigungsbaudirektoren, für Przemysl Oberst Karl Ritter von Peche und für Krakau Oberstleutnant Karl Freiherr von Schaller, in so bewährten Händen, daß man von diesen Inspektionen immer nur befriedigt sein konnte. Aehnlich verhielt es sich bei den Bauten in Kärnten und auch hinsichtlich der vorgenommenen Inspektionen der Genieregimenter in Olmütz und Krems.

Hocherfreut war ich über die am 25. Juni vorgenommene Inspizierung des 2/2. Geniebataillons in Wien durch Seine Majestät und noch mehr darüber, daß Seine Majestät über die taktischen und technischen Leistungen, bei welch letzteren viele Arbeiten und Sprengungen ausgeführt wurden, seine volle Zufriedenheit aussprach.

Obwohl die Inspizierung, die ich in Tirol vornahm, einen großen Fortschritt in der Befestigung dieses Landes aufwies, so war ich doch von manchen ihrer Details nicht ganz zufriedengestellt.

Der Geniechef und Befestigungsbaudirektor für Tirol, Generalmajor Julius Vogl, gehörte zwar damals zu meinen Anhängern, arbeitete sogar recht oft in Wien in meiner Kanzlei, doch fand ich schon bei diesen Gelegenheiten, daß es ihm an einem gewissen ästhetischen Sinn für die Formen der Fortifikation fehle; es war mir alles zu eckig, was er projektierte; dann hatte ich oft Mühe, ihn davon abzubringen. Er war ein geist- und kenntnisreicher Genieoffizier, der auch das Gebiet der Artillerie vollkommen beherrschte, aber er konnte sich nicht rühmen, ein angenehmer Vorgesetzter zu sein, und es hatten manche seiner Untergebenen darunter zu leiden.

Nun kam noch ein wichtiger Auftrag. Seine Exzellenz der Herr Reichskriegsminister wollte sich von dem Fortgange der Befestigungsbauten der Festung Przemysl überzeugen und erließ den Befehl an mich, ihn in Przemysl zu erwarten, um ihn daselbst auf seiner Rundfahrt, die am 16. September beginnen sollte, zu begleiten.

Seine Exzellenz zeigte sich über alles, was in Przemysl geschehen und in Arbeit war und noch geschehen sollte, außerordentlich gut

informiert. Er äußerte sich mir gegenüber sehr befriedigt über das, was er gesehen hatte.

Leider konnte uns der bereits recht kränklich gewordene Festungskommandant, Feldmarschalleutnant Anton Werner, bei dieser Besichtigung nur mit großer Mühe folgen und trat auch bald darauf, am 15. Oktober, in den Ruhestand. An seine Stelle kam mit Allerhöchster Entschließung vom selben Tage der Generalmajor Friedrich Ritter von Pollini, ebenfalls ein aus der Geniewaffe hervorgegangener Offizier, dessen Name durch den Heldentod seines Bruders bei der Erstürmung der Festung Ofen durch die Ungarn im Jahre 1849 einen geschichtlich guten Klang bekommen hatte, den der jüngere vollständig zu erhalten wußte.

Ich kann es nicht unterlassen, hier noch einer Aeußerung Seiner Majestät zu gedenken, die so recht dartut, von welcher Herzensgüte und welchem Gerechtigkeitssinn unser erhabener Monarch beseelt war und ist.

Feldmarschalleutnant Werner hatte sich schon bei der Weltausstellung in Wien 1873 die Zuneigung Allerhöchst Seiner Majestät zu erwerben gewußt. Als im Anfang des Jahres 1886 seine Kränklichkeit zur Sprache kam und angedeutet wurde, es wäre Zeit, daß er sich in den Ruhestand begebe, äußerte sich Seine Majestät dahin, der Feldmarschalleutnant wäre ein so pflichtgetreuer General und ehrenhafter Charakter, daß, wenn er fühle, seinen Dienstposten nicht mehr ganz ausfüllen zu können, er von selbst gehen werde, ohne daß man ihm hierzu einen „Deuter“ gebe, was dann auch eintraf.

Zum Andenken an des Genannten langjähriges ersprießliches Wirken in Przemysl erhielt ein Werk dieser Festung auf immerwährende Zeiten seinen Namen.

Im Anfang des Jahres 1887 wurde, wie ich schon früher vorgreifend erwähnte, die Angelegenheit der provisorischen Befestigung der Donaulinie ausgetragen.

Das von mir, wie alljährlich, vorgelegte Inspizierungsprogramm umfaßte in diesem Jahre wieder 1. eine große Reise über Pola, Mostar, Bilek, Trebinje, Ragusa, den Cattareser Bezirk, Triest, Graz, nach Wien zurück, 2. Prag, Budapest und Kaschau, 3. nach Krakau, Przemysl, Lemberg und Czernowitz, 4. Klagenfurt, Kärntner Sperren und Rekognoszierungen der zwei Einbruchswege vom Isonzotal nach Bischoflak, 5. die Inspizierung der größeren Teile der Genieregimenter, worunter auch dieses Jahr das 2/2. Geniebataillon von Seiner Majestät am 7. Juni eingehend inspiziert wurde.

Um Wiederholungen zu vermeiden, gehe ich nicht des näheren auf die oben angeführten fünf Inspektionsreisen ein, bei denen ich

mich von dem Fortgang der bezüglichen Befestigungsbauten zu überzeugen hatte und überzeugte.

Hingegen konnte ich wieder auf Allerhöchste Einladung Seiner Majestät den interessanten Flottenmanövern, die Ende Juni in Pola stattfanden, beiwohnen.

Bei dieser Gelegenheit überzeugte sich Seine Majestät auch von dem Fortgange der Festungsbauten seit 1884, in welchem Jahre Allerhöchstderselbe sie zuletzt gesehen hatte.

Die Zeit zwischen den Inspizierungen wurde auch dieses Jahr reichlich mit der Erledigung der laufenden Geschäfte und vielfachen kommissionellen Verhandlungen ausgefüllt, bei denen ich, sofern sie mein Ressort betrafen, den Vorsitz führte.

Ein Ereignis dieses Jahres, das von weittragender Bedeutung hätte werden können, war die mit Personalverordnungsblatt Nr. 19 vom 14. Mai 1887 Allerhöchst angeordnete Uebersetzung Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Karl, Leutnant im Ulanenregiment Kaiser Franz Joseph Nr. 4, zum Genieregiment Erzherzog Leopold Nr. 2. Benannte Kaiserliche Hoheit war der Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, des Bruders Seiner Majestät des Kaisers, und stand deshalb sehr nahe dem Throne.

Als dieses Ereignis eintrat, wurde ich zu einer Audienz bei Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Ludwig befohlen, in der mir mitgeteilt wurde, was man in Zukunft hinsichtlich des jungen Erzherzogs plane, und ich möchte ihm deshalb meine besondere Aufmerksamkeit widmen und es möglich machen, daß Seine Kaiserliche Hoheit auch über seine jetzige Dienstessphäre hinaus im Geniedienst unterrichtet werde, was vielleicht am besten dadurch geschehen könnte, daß ich Seine Kaiserliche Hoheit ab und zu auf meine Inspektionsreisen mitnehme, wodurch sich dessen sachlicher Blick gewiß und auf die bequemste Art erweitern würde.

Der junge kaiserliche Herr wußte sich binnen kurzem durch seine Offenheit und Liebenswürdigkeit, gemischt mit einnehmender Fröhlichkeit, die Herzen aller Kameraden zu gewinnen. Ich werde später am richtigen Ort noch weiteres über den jungen kaiserlichen Herrn erwähnen.

Zur gewöhnlichen Zeit im Herbste brachte ich wieder einen zweimonatigen Urlaub in meinem geliebten St. Gertraud zu, den ich aber teilweise, wie immer, zu vielen dienstlichen Erledigungen benutzte, insbesondere auch zur Verfassung des Berichtes über alle in diesem Jahre vorgenommenen Inspizierungen.

Sechstes Kapitel

Generalgenieinspektor

(1888—1892)

Ehe ich die dienstlichen Tätigkeiten schildere, die mir im Jahre 1888 zufielen, muß ich eine Privatarbeit erwähnen, die mich vom Jahre 1886 an bis gegen 1889 beschäftigte.

Es war eine Zeit, in der in fortifikatorischer Beziehung die bisherigen Ansichten eine starke Umänderung erlitten. Die größere Treffsicherheit der Geschütze und die verheerendere Wirkung der Geschosse ließen gegen die Haltbarkeit eines offenen Walles starke Bedenken aufkommen. War er auch noch so gut traversiert und mit Unterständen für die Verteidigungsmannschaft versehen, so stand doch zu befürchten, daß die physische und moralische Kraft der Verteidiger zur Zeit des gewaltsamen Angriffs nicht mehr für eine intensive Nahverteidigung ausreichen könnte.

Diese Anschauungen führten zur Deckung der Geschütze durch Eisenkonstruktionen, die zu dieser Zeit schon eine ziemliche Vollkommenheit erreicht hatten. Man hatte solche für Flachbahn-, Wurfgeschütze und Schnellfeuerkanonen vielfach, meistens in turmartiger Form, angewendet. Größtenteils bildeten sie einen Bestandteil von Werken früherer Art und waren in diesen verschieden situiert und eingebaut. Das entsprach aber auch nicht mehr den neueren Anschauungen und auch nicht finanziellen Rücksichten, die doch jeder Fortifikateur berücksichtigen muß.

Diese Einbauten waren sehr teuer und konnten deshalb nicht in großer Anzahl hergestellt werden. Neuere Ansichten verlangten also erstens weniger sichtbare und zweitens kleinere Ziele gegenüber den Angriffsgeschützen.

Um ersteres zu erreichen, mußte man das Werk tiefer legen; damit ging aber die Möglichkeit verloren, von diesem aus das Glacis rasant bestreichen zu können. Das zweite verlangte, von allen Erdvorlagen und Erdeindeckungen abzusehen, um das Fort möglichst klein formieren zu können.

Ich versuchte diese theoretischen Anschauungen in die Praxis zu übersetzen und legte hierbei die Nahkampfverteidigung in den verdeckten Weg, der nur von außen zugänglich war und somit gestattete, ihn nach Bedarf stärker oder schwächer zu besetzen und seine

Verteidiger in bestimmten Zeitabschnitten abzulösen, damit sie stets physisch und moralisch stark seien. Ueberdies ordnete ich in den Schulterkapitalen je zwei Schnellfeuerkanonen in versenkbaren Turmlafetten an, die aber nicht von außen, sondern nur von einer Kontereskarpegalerie, zu der man aus dem Fort kam, zu erreichen waren. Dem Fort selbst, das eigentlich ein großer Mauerklotz war, in den alle Hohlräume eingebaut waren, fiel nur die Verteidigung des ihn umgebenden Grabens zu.

Außer diesen Hohlräumen waren in diesen Mauerklotz zwei eiserne Türme für je zwei schwere Flachbahngeschütze und rück- und seitwärts davon je zwei eiserne Kuppeln für je einen 15 cm-Mörser eingebaut. Die Abdeckung war außerhalb der zwei eisernen Türme für die Kanonen so schief abgeböscht, daß feindliche Geschosse aus Flachbahngeschützen entweder ganz abgleiten oder viel von ihrer Wirkung verlieren mußten. Den übrigen Teil des ganzen Verdeckes dachte ich mir gegen Vertikalfeuer und Brisanzgeschosse hart abgedeckt, eventuell auch mit Eisenplatten. Die Besatzung war nicht größer, als sie bei regelrechter Ablösung zur Verteidigung des Grabens, Bewachung des Tores u. s. w. (denn anderes hatte sie nicht zu tun) sein mußte. Von näheren Erklärungen, die das Werk ohne Zeichnung doch nicht ganz versinnlichen könnten, will ich absehen, um die Leser zu schonen. Dagegen erwähne ich noch, daß ich das ganze Projekt, um davon ein stock- und abteilungsweise abhebbares Modell machen lassen zu können, bis in alle Details und in dem Maßstabe, in dem das Modell ausgeführt werden sollte, zeichnen ließ.

Das Modell wurde dann mit außerordentlicher Akkuratesse von Besuchern der Bauwerkmeisterschule in freien Stunden ausgeführt und ist gegenwärtig, soviel ich weiß, ein Schau- und Lehrstück im Modellsaal der k. u. k. Technischen Militärakademie in Mödling. Es war lange Zeit in meiner Kanzlei ausgestellt, wurde daselbst von sehr vielen höheren und anderen Offizieren und sogar auch von kaiserlichen Hoheiten besichtigt. Es wurde mir auch die Auszeichnung zuteil, es in der Hofburg Seiner Majestät vorzeigen und erklären zu dürfen.

Beim Vorzeigen des Modells mußte ich natürlich jedesmal das Ganze erklären und alle Gründe, die mich zu seiner Konstruktion geführt hatten, auseinandersetzen, wobei ich die Genugtuung hatte, gefragt zu werden: „Ja, wie greift man denn ein solches Fort an, und was macht man mit ihm, wenn man es hat?", worauf ich erwiderte: „Das weiß ich selbst nicht genau; denn verbauen kann man sich auf ihm nicht, und um hineinzukommen, muß man sich den

Weg erst, vielleicht sogar durch Sprengungen, öffnen, und dabei wird man von Nebenforts, die nicht zugleich mit genommen wurden, wahrscheinlich heftig beschossen werden."

Das Resultat meiner Arbeit war, daß nach einiger Zeit kein Mensch mehr von diesem Fort sprach und nie ein solches oder ähnliches ausgeführt wurde, was ich in stiller Resignation mit dem Sprichwort: „Mensch, ärgere dich auch diesmal nicht!" ertrug.

Der erste größere dienstliche Auftrag, den ich in diesem Jahre vom k. u. k. Reichskriegsministerium erhielt, war der Vorsitz bei einer kommissionellen Beratung über eine zweckdienliche Befestigung von Sarajevo und der Drinalinie. Hierbei hatte ich das Vergnügen, meinen Freund, den nunmehrigen Feldmarschalleutnant Anton Galgótzy, als Kommissionsmitglied begrüßen zu dürfen. Bei der Befestigung von Sarajevo war die seinerzeitige Ansicht, man könnte sich dafür vielleicht mit Infanteriewachhäusern begnügen, infolge des Widerstandes, den ich dieser Ansicht entgegengesetzt hatte, fallen gelassen worden. Bezüglich der Armierung der zu erbauenden Werke plädierte Feldmarschalleutnant Galgótzy für ein Einheitsgeschütz, drang aber in Rücksicht der Unmöglichkeit, damit in dem sehr kupierten Terrain aufzukommen, nicht durch. Man bedurfte für die Nahverteidigung außer dem Infanteriefeuer eines Kartätschenschusses für nicht zu fernliegende sichtbare Ziele, der gekrümmten Flugbahn von Geschossen für verdeckte Ziele, und dazu gegen ebensolche Ziele des Feuers aus Mörsern, eventuell aus Haubitzen und zudem noch eines ausgiebigen Schrapnellschusses.

Mittlerweile erfolgte ein Wechsel in der Person des Reichskriegsministers. Feldzeugmeister Graf Bylandt-Rheidt hatte sich vor längerer Zeit schon einer schweren Operation unterziehen müssen, von der er sich nicht mehr ganz erholte, und schied deshalb aus der Aktivität. Ohne daß er gerade beliebt war, erkannte man doch allgemein an, daß er ein reichbegabter, wissenschaftlich hochgebildeter Mann war, der sein Ministerium mit fester Hand leitete. Ihm folgte unmittelbar am 20. März Feldzeugmeister Ferdinand Freiherr von Bauer.

In demselben Monat schon wurde von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Generalartillerieinspektor Erzherzog Wilhelm der Entwurf zu einem Festungsmanöver bei Komorn ausgearbeitet und mir zur Einsicht übergeben, um meine Ansicht darüber auszusprechen.

Von den Inspizierungen, die ich in diesem Jahre vornahm, erwähne ich, um langweiligen Wiederholungen vorzubeugen, nur die Inspizierung, die mich nach Sarajevo und Dolnja-Tuzla, und diejenige, die mich nach Graz, Agram und Banjaluka führte.

In Sarajevo handelte es sich um genaue Feststellung der für die Befestigung des Platzes in Aussicht genommenen Punkte, da über einige noch Zweifel herrschten. Diese Punkte wurden nochmals mit Seiner Exzellenz General der Kavallerie Baron Appel und dessen Stab gründlichst begangen, angesehen und durchgesprochen und alles festgestellt, so daß eine Grundlage für die Entwürfe geschaffen war.

Dieser Gegenstand veranlaßte das Reichskriegsministerium, dem in Baden bei Wien zum Kurgebrauch weilenden Geniechef des 15. Korps, Oberst von Ebhardt, den Auftrag zu erteilen, mich in St. Gertraud, wo ich auf Urlaub weilte, aufzusuchen und mir die bisherigen, auf die fortifikatorische Sicherung von Sarajevo bezughabenden Arbeiten vorzulegen.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich gleich, daß dies mein letzter Aufenthalt in St. Gertraud war, nachdem ich neun Jahre hindurch im Herbste dahin auf Urlaub gewandert und dort glückliche Tage der geistigen und physischen Erholung verbracht hatte. Aber wir, d. h. ich und Frau Z. (mit ihrer jüngeren Tochter), waren älter geworden, und besonders die abendlichen Niederschläge verursachten uns rheumatische Zustände. Ueberdies war der uns sehr befreundete Pfarrer ins Jenseits abgegangen, und die gesellschaftlichen und anderen Verhältnisse hatten sich nicht zu ihrem Vorteile verändert.

Zu den Inspizierungen zurückkehrend, bemerke ich, daß ich Dolnja-Tuzla und Banjaluka zum ersten Male sah. In beiden Städten war baulich sehr viel geschehen. Letztere Stadt war die Endstation meiner Inspizierungsreise, auf der ich Graz und Agram berührte.

In Banjaluka machte mich der Geniedirektor, Hauptmann des Geniestabes Alfred Mayer, der einige Jahre direkt unter mir im Militärkomitee gedient hatte, auf die menschenunwürdigen Zustände in den dortigen Gefängnissen aufmerksam. Ich besichtigte dieselben und war empört über das Gesehene. Hinter einem Gitter waren in einem Gefängnislokal erbärmlich aussehende, noch nicht abgeurteilte, also noch in Untersuchung befindliche Menschen zusammengepfercht, die Mitleid verdienten und hervorriefen. Ich erstattete darüber sofort Bericht und glaube, daß er nicht ohne Erfolg blieb.

Geniedirektor Mayer war zwar kränklich, aber nichtsdestoweniger konnte er sehr aufgeräumt und witzig sein. Ein Lächeln, das ich bei meiner Visitierung der Geniedirektion auf dem Gesicht manches der inspizierten Herren wahrnahm, veranlaßte mich, den Herrn Geniedirektor zu fragen, was dieses Lächeln zu bedeuten habe. Er zögerte mit der Antwort, bekannte aber auf meinen bestimmten Befehl, daß er sich erlaubt habe, einen komischen Direktionsbefehl zu verfassen, in

dem die Untergebenen darauf aufmerksam gemacht werden, wie sie meine Empfindlichkeit gegen jeden Zug zu berücksichtigen hätten. Dieser komische Befehl mußte auf mein Verlangen bei der Abendtafel, an der alle Offiziere der Garnison teilnahmen, laut vorgelesen werden und erzeugte ob seines witzigen Inhaltes stürmische Heiterkeit.

In dem Befehl hieß es unter anderm mit Bezug auf meine Empfindlichkeit gegen Zugluft, daß alle Züge auf der Bahn von Banjaluka einzustellen wären, jedes Zugsexerzieren während meiner Anwesenheit zu unterbleiben habe, alle Türen in der Geniedirektion nur so weit zu öffnen wären, als es unbedingt zum Passieren notwendig sei, Oeffnen und Schließen der Türen und auch aller Kasten und Schubladen, aus welch letzteren Akten und Pläne hervorzuholen wären, sanft und geräuschlos ohne Erzeugung jedweden Zuges vorzunehmen seien. Für möglichste Hintanhaltung von Zug durch äußere Winde hätte der Stabsfeldwebel K. Sorge zu tragen, und sofern dies nicht gelänge, dem hohen Inspizierenden sofort die Meldung zu erstatten, damit dieser zu Hause bleiben und somit dem Wind und Zug entgehen könne u. s. w.

In diesem Jahre wurde mir die Freude zuteil, meinen älteren Sohn Hans verheiratet zu sehen. Nachdem er am 22. Jänner vom Ministerium des Innern zur Statthalterei nach Graz als Sekretär versetzt worden war, heiratete er am 8. Mai in Wien.

Eine Jugendliebe, die er im Herzen trug, hatte er, wie das bei Jugendlieben oft der Fall ist und auch bei mir der Fall war, bei der Aussichtslosigkeit auf ein dauerndes Bündnis, lange schon vor der Verlobung mit seiner jetzigen Frau zu Grabe getragen.

Die Heiratsausstattung wurde von mir und meiner Frau gemeinschaftlich beschafft und bezahlt. Hansens Braut war über meine Zusammenstellung alles Anzuschaffenden ganz erstaunt, aber ich hatte in solchen Sachen Uebung.

Diese Verlobung wies einen komischen Zug auf. Als ich Hans schon vor längerer Zeit fragte, ob er denn nicht endlich heiraten wolle, meinte er: sehr gern, aber man müßte ihm wegen seiner Schwerfälligkeit im Courmachen und Erklären seiner Liebe zur Erlangung einer passenden Frau behilflich sein. So ungefähr dürfte er sich auch einem älteren hochgestellten General gegenüber, der ihn wie einen Sohn liebte, geäußert haben. Dieser wies ihn an eine Dame, die nach seiner Ansicht alle Eigenschaften besitze, deren er bedürfe, um glücklich zu werden, und setzte hinzu, er glaube, daß eine Werbung von einem günstigen Resultat begleitet sein dürfte.

Die Werbung fand statt, und der erhoffte Erfolg blieb nicht aus.

Seine Braut war die Tochter des k. u. k. Majors a. D. Herrn Artur Baron von Lederer-Trattnern und dessen Gemahlin, der geborenen Gräfin Gabriele Serenji, und hieß Regina. Die Braut war jung, hübsch, gebildet, wohlhabend, finanziell selbständig und Mitbesitzerin des bekannten Trattnerschen großen Hauses am Graben in Wien. Hans durfte sich selbst wohl sagen: „Herz, was begehrst du mehr!"

Ich war vollständig einverstanden und befriedigt. Nicht so ganz meine Frau, die eben, wie viele Frauen, den Lieblingssohn nicht mit anderen teilen wollte.

Die Trauung erfolgte am erwähnten Tage in der Hauskapelle des erzbischöflichen Palais am Stephansplatze durch den damaligen Weihbischof Angerer. Es war, wie man zu sagen pflegt, eher eine stille Heirat und außer den nächsten Verwandten und Bekannten niemand eingeladen und zugegen. Der Weihbischof, ein bekannt guter Redner, hielt eine sehr schöne Ansprache, aus der ein tiefer praktischer Einblick in eheliche Verhältnisse hervorging. Ich wandte mich nach derselben gegen den hinter mir stehenden Generalmajor Hotze und fragte ihn, wie ihm die Rede gefallen hätte. Er meinte: Sehr gut, der Herr Weihbischof hätte die Ehe so praktisch beleuchtet, als ob er selbst schon dreimal verheiratet gewesen wäre.

Mit einem Déjeuner dinatoire, das meine Frau den Verheirateten und den nächsten Verwandten gab, endete die Feierlichkeit.

Noch in demselben Jahre, am 14. August, avancierte Hans zum Hauptmann in Evidenz der österreichischen Landwehr.

Das nächste Jahr, am 17. April 1889, brachte mir einen Enkel mit Namen Karl, aber auch infolge der schweren Geburt eine schwere Operation meiner Schwiegertochter, bei der sie sich wie eine Heldin benahm und von der sie sich dann ganz erholte.

In diesem Jahr, 1888, gönnte ich mir zur Abwechslung in dem circulus vitiosus der Rundreisen im österreichischen Kaiserreiche eine Reise ins Ausland an den Rhein zum Besuche dortiger Verwandten, sowie nach Berlin und Dresden.

Der Besuch am Rhein weckte viele Jugenderinnerungen und rief deshalb eine starke Gemütsbewegung in mir hervor. Leider mußte ich auf dieser Reise, wie auf allen solchen Extemporierungen, überall eilen, um wieder zu meiner Geschäftssphäre zurückzukehren. Diese bestand, wie gewöhnlich, für den Rest des Jahres in zahllosen Gutachten, die ich abzugeben, Berichten, die ich zu verfassen, und kommissionellen Verhandlungen, denen ich vorzusitzen hatte. Eine Abwechslung bot Ende September die Vorführung einer mobilen

Belagerungsabteilung in Felixdorf, von der alle hohen Herrschaften, die dieser Vorführung beiwohnten, befriedigt waren.

Einem Umstande, der sich ebenfalls gegen Schluß dieses Jahres ereignete, habe ich es zuzuschreiben, daß Seine Exzellenz, der seither verstorbene Reichskriegsminister, Feldzeugmeister von Bauer, mir seine bisherige Gewogenheit etwas entzog. Ich hatte es gewagt, in einer kommissionellen Sitzung, die über einen wichtigen Gegenstand stattfand, anderer Meinung als er zu sein. Nach der Sitzung warf er mir dies vor und meinte ziemlich ärgerlich, er werde sich das merken, worauf ich bemerkte, ich habe geglaubt, daß ich in Sitzungen, zu denen ich gerufen werde, verpflichtet sei, meine persönliche Ansicht über den zur Beratung stehenden Gegenstand offen und ehrlich abzugeben, und ersuche ihn daher, dies nicht als eine Opposition gegen seine Person anzusehen. Aber etwas von diesem Vorfalle blieb stecken.

Am 4. Oktober war anläßlich eines Besuches, den Seine Majestät der Deutsche Kaiser unserer Majestät abstattete, eine Galavorstellung sämtlicher aktiven Generale von Wien anbefohlen. Als ich Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser vorgestellt wurde und Allerhöchstderselbe auf meiner Brust die deutschen Orden und Medaillen, wie den Preußischen Johanniterorden, erblickte, sagte Seine Majestät sofort, daß ich den Schleswig-Holsteinschen Krieg mitgemacht habe und er sich meines Namens erinnere und daß ich damals Geniechef beim 6. österreichischen Korps gewesen sei.

Die Allerhöchsten Herren verfügen eben alle über ein ganz außerordentliches Gedächtnis, das sich bei solchen Gelegenheiten deutlich zeigt.

Das folgende Jahr 1889 begann mit einem Ereignis, das wohl niemand in der österreichisch-ungarischen Monarchie erwarten konnte.

Am 30. Jänner durcheilte mit Blitzesschnelle die furchtbare Botschaft, der Kronprinz sei eines plötzlichen Todes dahingegangen, Stadt, Land, das ganze Reich, ganz Europa, bis über alle Meere hinaus.

In Oesterreich war wegen dieser Trauerbotschaft die Bevölkerung vom Schmerz um so mehr überwältigt und wie erstarrt, als alle erdenklichen Erzählungen über die Art des Todes in Umlauf gebracht wurden. In den gerechten Schmerz um den Hingang des einzigen männlichen Nachkommen Seiner Majestät mischte sich tiefes Mitleid mit unserem schwergeprüften Allerhöchsten Kaiserpaar. Wie werden diese den furchtbaren Schlag ertragen? fragten alle Lippen. Wie ein Fels stand in diesem Unglück, das unser Allerhöchstes Kaiserpaar traf, die Kaiserin zur Seite Seiner Majestät.

Nicht der gewöhnliche Gang menschlicher Dinge läßt den wahren Charakter, den Adel der Gesinnung und die Seelengröße des einzelnen vollauf erkennen: im Unglück und nach harten Schicksalsschlägen treten jene erst ganz hervor, und wahrlich, nie hat sich vielleicht die Seelengröße unseres Allerhöchsten Kaiserpaares in hellerem Lichte gezeigt als in diesen katastrophalen Tagen. Wer hätte solche in Oesterreich erwartet! Aber selbst die Höchsten unter den Menschen werden so wenig wie die Niedrigsten von tiefem irdischem Leid verschont.

Das Jahr 1889 gehörte auch sonst zu den ereignisvollsten, und ich bin in Verlegenheit, wie ich meine Erlebnisse in demselben kurz genug beschreiben soll, damit das Buch nicht zu dickleibig werde.

Frau Z. und ihre jüngere Tochter hatten schon wiederholt den Wunsch ausgesprochen, das Meer, die Lagunenstadt Venedig und Triest zu sehen; ich beschloß, den Wunsch zu erfüllen und den Cicerone in Venedig, das ich ja gut kannte und selbst sehr gern wiedersehen wollte, zu machen. Ich nahm deshalb im März einen vierzehntägigen Urlaub, um etwa acht bis neun Tage in Venedig zuzubringen und die Rückreise mit einer in Triest und Graz vorzunehmenden Inspektion zu verbinden.

Venedig fand ich, seitdem ich es zum letzten Male gesehen hatte, ganz unverändert, der Markusplatz war nach wie vor der Salon der Venezianer und der Fremden, der Markusturm war noch nicht eingestürzt und begnügte sich mit gähnenden Rissen, die schon lange bestanden und, wie jedermann glaubte, noch lange bestehen würden. Seine Loggia war unversehrt und so schön wie früher, und das etwas wellenförmige Pflaster in der Markuskirche bot einem Fanfaron von Führer immer noch Gelegenheit, auf die Frage eines Fremden, warum das Pflaster so wellenförmig sei, die Aufklärung zu geben, das rühre von den Lagunenwellen unterhalb des Pflasters her.

Wir waren im Anschauen aller Kunstschätze der Lagunenstadt sehr fleißig, besonders interessierten Frau Z., in der eine Malkünstlernatur stak, die vielen Gemälde, die man in Venedig in Kirchen und insbesondere in der Accademia delle belle Arti sehen konnte, ganz ungemein. Sie konnte sich von dem berühmten Kolossalgemälde von Tizian „Die Himmelfahrt Mariä" kaum trennen. Wer steht aber auch nicht bewundernd vor diesem herrlichen, in seiner Art einzigen Werke! Leider schlug die nicht gewohnte Kost in Venedig Frau Z. nicht gut an, wie das bei Fremden in der Lagunenstadt oft der Fall ist, und sie mußte medizinierend zwei Tage im Bette zubringen. Die Damen fuhren noch nach Triest mit und kehrten dann nach

Wien zurück, während ich zurückblieb, um die erwähnten Inspizierungen vorzunehmen.

Noch bevor ich die Reise am 13. April nach Dalmatien und in das Okkupationsgebiet antrat, erhielt ich in Wien die Meldung, daß Oberst von Ebhardt, damals Geniechef des 15. Korps, vom Pferde gestürzt sei und sich dabei eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen habe. Er erholte sich aber von diesem Sturze so weit, daß er, soviel ich mich erinnere, den letzten Teil meiner Inspizierung mitmachen konnte. Unter den Personen, mit denen ich dienstlich zu tun hatte, war ein großer Wechsel eingetreten, nur Generalmajor Freiherr von Babich saß noch fest in Trebinje.

In Cattaro war Generalmajor Matthias Raslić Brigadier und Militärstationskommandant. Wir kamen am 15. April daselbst an.

Da der mir zugeteilte Oberst des Geniestabes Johann Gatter das hochgelegene Kastell von Cattaro noch nicht gesehen hatte, ließ er sich's nicht nehmen, dasselbe zu besichtigen und hierzu die vielen Hunderte von Stiegenstufen hinauf- und sie auch wieder herunterzusteigen, was den sonst robusten Mann so hernahm, daß er die folgenden Tourneen in der Krivošije zu Pferde, nur mit Mühe und unter Schmerzen mitmachen konnte.

Wir blieben beinahe acht Tage in diesem Erdenwinkel, den ich schon so oft beschrieben, daß ich über meinen Aufenthalt daselbst stillschweigend hinweggehe, obwohl ich wieder manches Neue an Bauten zu sehen bekam.

In der Nacht, die wir in der Kaserne in Crkvice zubrachten, trat ein förmlicher Nachwinter ein; zu unserer höchsten Verwunderung war am nächsten Morgen die ganze Krivošije vereist und hoch mit Schnee bedeckt, so daß wir Mühe hatten, durch den Schnee hindurch zu den Werken oberhalb des Defilees am Han zu kommen. Aber ebenso schnell, wie der Schnee gekommen war, verging er wieder bei dem heiteren Wetter, das bald darauf eintrat, unter der Einwirkung der schon recht kräftigen Sonnenstrahlen.

Von Risano ging es wieder über Ragusa nach Trebinje. Seit meinem letzten Aufenthalt daselbst war ein zweimaliger Wechsel in der Führung der Geniedirektion eingetreten. Dem Major August Ritter von Noé folgte für ein Jahr Major des Geniestabes Joseph Ceipek und diesem dann Major Moritz Ritter von Brunner, einer der ausgezeichnetsten Offiziere meiner Waffe; durch seine lange Lehrtätigkeit in der k. k. Technischen Akademie, wie besonders durch seine Lehrbücher über Fortifikation war er eine nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande bekannte Persönlichkeit. Seine Lehrbücher

behandelten aber mehr die Feld- und provisorische als die permanente Befestigungskunst. In dieser hatte er sich vorderhand noch nicht praktisch erprobt. Aber er blieb in der jetzigen Anstellung wie in den folgenden den Beweis, daß er auch in dieser schwierigeren Art unseres Faches ebenso tüchtig wie in der leichteren sei, nicht ganz schuldig. Und trotzdem sah man dem, was er in Trebinje und Bilek an Fortifikationen dem Bestehenden zufügte oder neu ausführte, den Uebergang vom leichteren zum schwereren Stil in der Fortifikation deutlich an. Ich konnte deshalb nicht alles, was unter seiner außerordentlich tätigen Leitung entstand, vollständig gutheißen.

In Trebinje, Bilek, Stolac blieb ich nur immer so lange, als es die Besichtigung des Neugeschaffenen erforderte. In Stolac, wo ich übernachtete, erhielt ich beim Souper im Kasino mitten im Kreise aller Offiziere der Garnison die freudige telegraphische Nachricht, daß meine Allerhöchste Ernennung zum Feldzeugmeister bereits unterschrieben sei. Die Ernennung selbst datierte vom 1. Mai laufenden Jahres.

Damit hatte ich also zu meiner außerordentlichen Befriedigung wirklich die höchste Charge in der Militärhierarchie erhalten, auf deren Erreichung ich im IV. Abschnitt pag. 109 hoffend hinwies.

In Mostar, wo ich den 28. April ankam, blieb ich vier volle Tage, denn es gab ja auch da wieder viel Neues zu sehen. Auf den hohen Podvelez und zu dessen Befestigungsanlagen konnte man jetzt, was sehr angenehm war, über eine gut angelegte, beinahe chausseeartige Straße, wie auch auf dem Plateau selbst im Trab hinauf- bzw. herumfahren, und auch auf den Hum führte eine gute Straße. Die Neubauten, die ich genau besichtigte, ließen fortifikatorisch und bautechnisch einen namhaften Fortschritt erblicken, der mich sehr befriedigte. In Mostar kommandierte Feldmarschalleutnant Sebastian Ritter von Arlow, den ich schon von früher her kannte, die 18. Infanterietruppendivision. Geniedirektor daselbst war der äußerst tüchtige Major des Geniestabes Albin Kropsch, dessen Leistungsfähigkeit ich schon bei den Befestigungsbauten in Tirol kennen gelernt hatte. Leider hatte dieser pedantisch genaue Offizier das Unglück, daß ihm in seiner nächsten Geniedirektorsstelle mittels Einbruchs fortifikatorische Pläne gestohlen wurden, was ihm viele Unannehmlichkeiten bereitete und ihn trotz seiner Rehabilitierung bewog, frühzeitiger, als es seine physischen und geistigen Eigenschaften notwendig gemacht hätten, aus der Aktivität zu scheiden. Selbst die schönsten Gesetze können Verbrechen bestrafen, aber nicht hintanhalten, und es ist oft im Leben eine reine Zufalls- und Schicksalssache, daß man in solchen

Angelegenheiten nicht eines ganz kleinen Versehens wegen in Mitleidenschaft gezogen wird.

Nun ging's auf drei Tage nach Sarajevo. Dort stand noch und für lange Zeit glücklicherweise felsenfest zum Besten der weiteren Kulturarbeit in den okkupierten Ländern der allgemein geachtete, beliebte und schneidige General der Kavallerie Baron Appel an der Spitze der Zivil- und Militärregierung.

Ich hatte hier die Befriedigung, eines der von mir selbst ausgearbeiteten Projekte nicht nur schön und solid ausgeführt zu sehen, sondern auch zu hören, daß es bei einem gegen dasselbe als Friedensmanöver ausgeführten kräftigen Angriff vollkommen entsprochen habe, und zwar sowohl in bezug auf die Fernwirkung seiner Geschütze im ganzen Kreisumfange als in bezug auf die Nahverteidigung durch Gewehr- und Kartätschenfeuer und Sturmsicherheit. Ein zweites ähnliches Werk sah ich in der Ausführung begriffen. Was weiter dann geschah, weiß ich aus eigener Anschauung nicht mehr.

Einen nicht befriedigenden Eindruck machte mir das stark veränderte Wesen meines langjährigen Hilfsgenossen in der Befestigungsfrage des Cattareser Bezirkes und der Okkupationsländer, Oberst von Ebhardt. Er war entschieden nicht mehr, was er einst gewesen. Aber trotzdem überraschte mich sein am 19. Juni erfolgter tragischer Tod, und ich betrauerte sein Hinscheiden tief. An seine Stelle als Geniechef trat Generalmajor Julius Dall'Agata.

Auf der Rückreise, die am 4. Mai erfolgte, vermißte ich die merkwürdige Schlangentour, die von der Eisenbahn ehemals derart um ein Wäldchen bei Derwent gemacht worden war, daß man dasselbe durch die Fenster des Eisenbahncoupé von allen vier Seiten sehen konnte. Die kleinen Eisenbahnkurven waren nämlich glücklicherweise verschwunden. Am 5. d. M. traf ich in Wien ein.

Bald darauf wurde mir die Freude zuteil, daß Seine Majestät das 1. Bataillon des 2. Genieregiments auf der Schmelz wieder inspizierte; es waren diese Allerhöchst vorgenommenen Inspizierungen Denksteine in meinem Leben, um so mehr, als Seine Majestät stets seine Zufriedenheit mit dem Gesehenen ausdrückte.

Den erbetenen und erhaltenen zweimonatigen Urlaub nach dem schönen St. Gilgen trat ich am 2. Juli an; es folgte dahin auch Frau Z. mit ihrer jüngeren und ihrer älteren Tochter, welch letztere seit 1878 an einen Eisenbahnbeamten verheiratet war und auch ihr schönes Töchterchen mitbrachte. Das Logis, das ich bei einem Doktor genommen hatte, ließ sich sehr gut einteilen. Ich bewohnte einen

von den übrigen Räumlichkeiten abgetrennten Teil. Unser Hausherr besaß eine Apotheke, kurierte, und das war ja auf dem Lande genug, um Doktor geheißen zu werden. Die Wohnung hatte aber ihr Nisi; abgesehen von einem rauschenden Bach, der vorbeifloß und zahlreiche lärmende Räder trieb, hämmerte ein fleißiger, vielbesuchter Schmied von 5 Uhr früh an speziell vor meinem Fenster nahezu den ganzen Tag und bereicherte mein Frühstück sehr oft mit dem brenzligen Geruche von Hufen, denen er heiße Eisen auflegte.

Bald entdeckte ich noch eine Schattenseite unseres neuen Landaufenthaltes und das war die Sonnenseite; denn St. Gilgen liegt eben so, daß es das heiße Tagesgestirn von früh bis abends genießt. Aber trotzdem war der Aufenthalt in St. Gilgen prachtvoll durch die herrliche Gegend, den See, in dem man Bäder nehmen konnte, durch die schönen Spaziergänge in Wäldern und durch Ausflüge, die man leicht machen konnte, wie auch durch die gute und elegante Gesellschaft, die sich da vorfand. Auch die Kost war, wenn auch nicht erstklassig, so doch gut und schmackhaft, was wichtig genug ist, denn man geht ja nicht aufs Land, um schlecht zu essen.

Unter den Sommerfrischlern in St. Gilgen muß ich vor allen den berühmten Dr. Billroth nennen, der daselbst drei schöne Villen und die Kaufsvorhand auf eine ziemliche Anzahl schöner Bauplätze besaß, um weiteren Ansiedlungen vorzubeugen, wodurch er ein herrscherähnliches Ansehen in St. Gilgen genoß, auf welches Thema ich im VII. Abschnitt noch zurückkommen werde. Weiters waren da die ebenso liebenswürdige als berühmte Schriftstellerin Marie Baronin Ebner von Eschenbach, der bekannte Dr. Fleischl aus Rom, der Bildhauer Kundmann, wie weitere Künstler und Gelehrte, der Bankier Frank aus Bukarest, der mit seiner Familie das Schloß Hüttenstein bewohnte, dann der die gesellschaftlichen Verhältnisse belebende und regelnde Fürst Philipp Liechtenstein mit seiner hochgebildeten und liebenswürdigen Frau, die das Gut Ober-Aich in der Nähe von St. Gilgen besaßen und bewohnten.

Von St. Gilgen aus unternahm ich noch eine Inspektionsreise nach Tirol, um daselbst die zur Sicherung dieses Landes unter dem direkten Einflusse des Geniechefs des 14. Korps und Befestigungsbaudirektors von Südtirol, Generalmajor Julius Vogl, neuangelegten, zum Teil in Bau begriffenen, zum Teil fertiggestellten Befestigungen zu besichtigen.

Geniedirektor in Trient war damals der sehr gewandte und geschickte Oberstleutnant des Geniestabes Friedrich Ettmayer Ritter von Adelsburg. Besonders interessant waren für mich die Befestigungsanlagen zur Sicherung des Pustertales.

Von dieser Reise kehrte ich nach St. Gilgen zurück, um von da aus noch Salzburg zu inspizieren.

Ich erinnere mich, daß ich auf meiner Rückreise von einem so heftigen Schneewetter überrascht wurde, daß das Dach meines Postwagens mit hohem Schnee bedeckt war.

In Wien angekommen, wurde mir eine große Auszeichnung zuteil, die ich kaum erwarten durfte. Seine Majestät geruhten in gewohnter Huld und Gnade für mich, mir unter dem 13. September 1889, zum nahe bevorstehenden fünfzigjährigen Dienstjubiläum (inklusive von sechs Kriegsjahren), in Anerkennung der im Kriege wie im Frieden hervorragenden Dienstleistung das Großkreuz des österreichischen Leopold-Ordens zu verleihen.

Das war aber nicht alles, was mir zu dem fünfzigjährigen Dienstjubiläum am 22. September zuteil werden sollte. Die Geniewaffe plante für diesen Tag eine große schmeichelhafte Ovation für mich und veranstaltete am Abend dieses Tages im Prachtsaale des Grand Hôtel ein Festsouper, das ein Wiener Journal mit folgenden Worten beschreibt:

„Im Grand Hôtel, dessen großer Prachtsaal reich dekoriert war und die Büsten Ihrer Majestäten zeigte, fand gestern abends um 8 Uhr zu Ehren des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Generalgenieinspektors, Feldzeugmeister D. Freiherr von Salis-Soglio, ein festliches Bankett statt, welches Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Ferdinand Karl mit Höchstseiner Anwesenheit beehrte.

„Mehr als 170 Offiziere der Geniewaffe wohnten der Tafel bei. Die Musik besorgte Komzak mit der Kapelle des Infanterieregimentes Freiherr von Bauer Nr. 84.

„Vor $^{3}/_{4}$8 Uhr waren die Festgäste vollzählig versammelt, an ihrer Spitze der Geniechef des II. Korps, Feldmarschalleutnant Schmidt, mit den höheren Offizieren der Waffe und Platzkommandant Feldzeugmeister Freiherr von Kaiffel.

„Seine Kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Ferdinand Karl, Leutnant im Genieregiment Erzherzog Leopold Nr. 2, in Begleitung seines Kammervorstehers, des Majors Baron Bodman-Möggingen, erschien kurz vor dem Jubilar und wurde von der Musik mit den Klängen der Volkshymne begrüßt. Als der Jubilar, während dasselbe patriotische Lied erscholl, eintrat, eilte Erzherzog Ferdinand Karl auf den Feldzeugmeister zu, drückte ihm herzlichst die Hand, beglückwünschte ihn und geleitete ihn zu seinem Ehrenplatze.

„Rechts vom Feldzeugmeister Baron Salis-Soglio saß der Erzherzog, links Feldmarschalleutnant Schmidt. Der erste Toast wurde

auf Seine Majestät den Kaiser, der zweite auf den Jubilar ausgesprochen.

„Feldmarschalleutnant Karl Schmidt beschrieb in seinem Toaste die ganze Militärkarriere und schloß damit, daß der Jubilar in seltener geistiger und körperlicher Rüstigkeit dieses Fest begehe."

Diesem Toaste folgte eine staunenswert schöne und fließende, schwungvolle Rede auf mich durch Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Ferdinand Karl. Dann erhob sich der mir zugeteilte Oberst des Geniestabes Johann Gatter, schritt auf mich zu und heftete mir im Namen der ganzen Geniewaffe ein goldenes Dienstzeichen an die Brust, auf dessen Rückseite folgende Worte stehen: „Die Geniewaffe ihrem hochverdienten Chef 22. Sept. 1889."

Nun war es an mir, die Toaste zu erwidern und dabei mit nachstehenden Worten zu danken:

„Ich danke allen hier versammelten Vertretern der Geniewaffe aus tiefbewegtem Herzen für die mir dargebrachten Glückwünsche zu meinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum und der hohen Auszeichnung, die Seine Majestät geruhten mir bei diesem Anlaß Allergnädigst zu verleihen.

„Ich betrachte diese Allerhöchste Auszeichnung nicht als eine, die nur meiner Person gilt, sondern als eine für die ganze Geniewaffe, da ich mir wohlbewußt bin, daß ich solche Allerhöchste Auszeichnung nicht hätte erreichen können, wenn ich in meiner Wirkungssphäre nicht jeder Zeit und jeden Ortes so tatkräftig von den Genieoffizieren unterstützt worden wäre. Ich danke nicht minder herzlich für die Ueberreichung des fünfzigjährigen Dienstzeichens, das mir ein schönes Angebinde bis zu meinem letzten Atemzuge bleiben wird.

„Möge mir in der Zeit, die ich aktiv zu dienen noch in der Lage sein werde, die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Geniewaffe bewahrt bleiben, dieses ist mein innigster Wunsch.

„Also nochmals meinen herzlichsten Dank."

Und nun frage ich, bin ich nicht berechtigt, nach allem in diesem Jahre Erlebten auszurufen: Das war ein Jahr des Gloria mundi für mich!

In dieses Jahr, und zwar in seinen Anfang, fiel ein Ereignis, das mich dadurch persönlich berührte, weil es den ältesten Sohn H. der Frau Z. betraf, mit dem ich viel zusammen war. Er war ein großer Gelehrter und Hauptmann-Auditor, dabei Dr. juris und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Krakau, für die er, seit er als Major in den Ruhestand getreten ist, an einem großen Werke, die Flora Galiziens behandelnd, arbeitet. Seine rege Phantasie gab

ihm keine Ruhe; er mußte endlich seinen von Jugend auf gehegten Wunsch erfüllt sehen, geologische Gebilde anderer Weltteile und Petrefakten irdischer, vor Tausenden von Jahren vorgekommener Tiere und Pflanzen zu studieren und kennen zu lernen.

Der damals verhältnismäßig noch junge Mann (36 Jahre) hatte schon viele Anerkennung seines Wissens in der k. k. geologischen Reichsanstalt und insbesondere bei dem weltberühmten Professor und Naturforscher Eduard Sueß gefunden. Das ergab die Möglichkeit, um Seine Majestät selbst, dann Ministerien und die Akademie der Wissenschaften zu bewegen, eine solche für die Wissenschaft interessante Reise bereitwilligst zu unterstützen.

Aber da man doch nie weiß, was einem auf einer Weltreise passieren kann, bei der man teilweise bisher noch unbekannte Gebiete durchzieht (man kann zum Beispiel bei einem Präriebrande verbrennen, von Wegelagerern ausgeraubt und, um hohes Lösegeld zu erzwingen, gefangengenommen oder von treuen Begleitern ermordet werden, man kann am Fuße, in der Mitte oder auf der Höhe eines himmelhoch ansteigenden Gebirges verdursten und verhungern, ja man kann sogar von Kannibalen verspeist werden), so ist es gut, sich soweit wie möglich und für gewisse Fälle materiell, hauptsächlich aber finanziell sicherzustellen.

Herr H. trat die Reise anfangs Januar 1889 an und kehrte gegen Ende September wohlbehalten und befriedigt zurück.

Einige Jahre später erschien eine zwei Bände umfassende Reisebeschreibung, leider nur in polnischer Sprache, die in polnischen Blättern Besprechungen hervorrief, die ganz außerordentlich günstig lauteten und betonten, daß jeder Leser in diesem Werke außer der allgemeinen Befriedigung etwas finden werde, was für ihn von besonderem Werte wäre. Den Lesern, die der polnischen Sprache mächtig sind, kann das im Jahre 1899 bei Gubrynow & Schmidt in Lemberg in zwei Bänden unter dem Titel „Jedna z podrózyn a okolo Ziemi“ erschienene Werk bestens empfohlen werden.

Das erste Ereignis im Jahre 1890 war, daß ich mir einen Urlaub auf zehn Tage nach Abbazia erbat und erhielt.

Ich ging mit der Absicht dahin, von da aus zur Abwechslung wieder einmal eine Fahrt nach Pola und Cattaro vorzunehmen, wo kommissionelle Verhandlungen stattzufinden hatten, wozu ich mir beim Reichskriegsministerium die Bewilligung zur Mitnahme des Obersten Gatter als Kommissionsmitglied erbat. Am 27. Februar trat ich den Urlaub an; Oberst Gatter hatte mir nachzufolgen. Ein Unwohlsein,

das mich befiel, veranlaßte mich, um eine achttägige Urlaubsverlängerung anzusuchen; dann ging's nach Pola und Cattaro, von wo ich, mit Vormerkungen zum Bericht und mit Kommissionsprotokollen beladen, gegen das letzte Drittel März nach Wien zurückkehrte.

Der Aufenthalt in dem herrlichen Abbazia tat mir so gut, daß ich voraussah, ich werde dies von Gott begnadete Gestade noch so oft wie möglich heimsuchen; obgleich aber der Mensch nach dem Ausspruche Schillers frei ist, und wäre er in Ketten geboren, so konnte ich doch wegen der Ketten, die das Schicksal um mich schmiedete, die Freiheit meines Geistes und Willens nicht so ausnutzen, als ich es bezüglich weiterer Aufenthalte in Abbazia wünschte. Einigemal kam ich, aber in geänderten persönlichen Verhältnissen, doch noch hin.

Nun kam eine in ihrer Art einzige Inspektionsreise nach Krakau, Jaroslau und Przemysl. Es sollte dieselbe eine Art Instruktion für Seine Kaiserliche Hoheit, den jungen Oberleutnant des 2. Genieregiments, den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ferdinand Karl, bilden, den ich deshalb mit Erlaubnis seines hohen Vaters und des Reichskriegsministeriums mitnahm.

Die Besichtigung der zwei genannten Festungen und der Stadt Jaroslau wurde deshalb sehr eingehend vorgenommen, die Genietruppenabteilungen gründlich inspiziert und die Abnahme der Defilierung Seiner Kaiserlichen Hoheit überlassen, was ihn augenscheinlich freute; ich glaube, Seine Kaiserliche Hoheit kehrte von dieser Reise vollauf befriedigt zurück.

Eine zweite Reise, die ich mit Seiner Kaiserlichen Hoheit machen sollte, kam leider nicht mehr zustande, ich hatte mich auf dieselbe um so mehr gefreut, als ich hoffen durfte, mit ihm von Tirol aus einen Abstecher nach Chur machen und ihn in meinem alten Gebäu als Gast aufnehmen zu dürfen.

Die Ereignisse der nächsten Jahre, die auch über mein Schicksal entschieden, änderten auch das Seiner Kaiserlichen Hoheit. Der hohe Herr war, soviel ich weiß, dazu bestimmt, seinerzeit in meine Fußtapfen zu treten. Als aber er und sein hoher Vater 1892 sahen, daß nach Durchführung der im nachstehenden zu beschreibenden Reorganisation der Geniewaffe die Machtsphäre eines Generalgenieinspektors bedeutend restringiert werden solle, so verließ Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Ferdinand Karl den Dienst der Geniewaffe und wurde mit Allerhöchster Entschließung vom 28. Oktober 1893 als Hauptmann 1. Klasse vom Pionierbataillon Nr. 5 zum Tiroler Jägerregiment Kaiser Franz Joseph versetzt.

Die weiteren zahlreichen Inspizierungen von Geniedirektionen

und Truppenabteilungen, die gegenüber den schon beschriebenen derartigen Inspektionen nichts Besonderes boten, erwähne ich nicht.

Meinen diesjährigen Sommeraufenthalt mit Fortsetzung aller Dienstangelegenheiten nahm ich mit Bewilligung des Reichskriegsministeriums im schönen Pitten, woselbst wir uns alle — Frau Z. und ihre jüngere Tochter nahmen daselbst auch Logis — gesellschaftlich und materiell sehr wohl befanden. Ich konnte reichlich der Musik pflegen, weil ich im Nebenhaus meiner Wohnung eine eminente Klavierspielerin und in einem Lehrer einen eifrigen und recht guten Violoncellspieler fand; übrigens ließ ich mir ab und zu den Klaviertonkünstler Eduard Stocker kommen.

Wir bewohnten in Pitten in getrennten Wohnungen ein ebenerdiges Haus mitten in einem Garten, das einer Apothekerswitwe gehörte, die über eine poetisch angehauchte Rede geläufig verfügte, die man mehr bewundern mußte als ihre aschgraue und semmelfarbige Erscheinung; sie war aber ebenso geistreich wie pfiffig.

Die Wohnung war ziemlich feucht, aber die Dame wußte teils durch jährlich im Frühjahre deshalb vorgenommene Reparaturen an den Wänden, teils durch Aufstellen der Möbel alle feuchten Flecke derart zu verdecken, daß wohnungsuchende Sommerfrischler gründlich getäuscht wurden. Aber die Lage der Villa war schön, der Garten groß, schattig, mit Fruchtbäumen bester Art und Erdbeerpflanzen, deren Früchte käuflich zu haben waren, gut besetzt. An herrlichen Spaziergängen über Fluren und in Wäldern, eben oder ansteigend, näheren oder weit ausgedehnten, sowie auch an gesellschaftlich angenehmen Verhältnissen fehlte es da nicht. An der Spitze der Gesellschaft stand der reiche Papierfabrikant H. mit seiner Familie, der nicht weit außerhalb des Ortes einen sehenswerten Wohnsitz besaß. H. war zwar ein älterer Herr, aber noch sehr lustig und redselig und bewegte sich sehr gern in den Kreisen von Jüngeren.

Einer merkwürdigen Erkennungsszene, die ich meinem guten Gedächtnis zuschreiben muß, will ich gedenken.

Ich begegnete schon mehrmals einem sehr alten Herrn mit glattrasiertem Gesichte, seine, wie mir schien, ebenso alte Frau am Arme führend. ‚Wo habe ich diesen Herrn in meinem Leben gesehen?‘ stöberte ich in meinem Gedächtnis herum. Auf einmal fiel mir ein, daß ich ihn im Jahre 1846 in Chur in meinem eigenen Hause gesehen hatte, woselbst er zu einem Diner geladen war, das mit einem brennenden englischen Pudding endete. Das muß Baron Philippsberg sein, der österreichischer Gesandter in der Schweiz war und, wie mir mein Vater später erzählte, von seiner Regierung den Auftrag

erhalten hatte, die politischen Zustände vor dem Sonderbunde in dem paritätischen Kanton Graubünden zu studieren und sich deshalb an maßgebende Persönlichkeiten zu wenden, zu denen mein Vater damals allerdings gehörte.

Meiner Sache sicher, ging ich bei nächster Begegnung direkt auf Baron Philippsberg zu, stellte mich ihm vor und erlaubte mir die Frage, ob er nicht Anno 1846 mit mir im elterlichen Hause zu Tisch gesessen habe; er bejahte die Frage und sagte, was nun auch für sein gutes Gedächtnis Zeugnis gab, daß er sich an das Diner und auf mich, den man ihm als neugebackenen Ingenieurleutnant vorgestellt hatte, sehr gut erinnere. Baron Philippsberg erreichte, wie ich mich erinnere, ein Alter von über 90 Jahren.

Nun noch eine andere kleine Episode: Ich hörte vormittags im Vorbeigehen bei einem Gasthaus ganz ausgezeichnet, ja virtuos Klavier spielen. Ich trat ein, der Spieler ließ sich nicht stören; in der nächsten Pause spendete ich ihm meine ungeteilte Bewunderung und frug ihn, ob er auch zu den Sommerfrischlern von Pitten gehöre; er meinte: nein, er gehe nächsten Tag schon weg und nach Wien zurück. Es war der bekannte Klaviervirtuos W., den man vielfach als Begleiter am Klavier in Konzerten hören konnte. Ich lud ihn ein, mit mir nachmittags Trio zu spielen, und frug ihn, die Trios, die ich bei mir hatte, aufzählend, welche er davon spielen wolle. Er sagte: „Welche Sie wollen, das ist mir alles eins.“ ‚Oho,‘ dachte ich mir, ‚der spielt also alles vom Blatt; das ist nach all dem, was ich gehört habe, schon möglich.‘

Wir spielten drei Trios, er geradezu wunderbar, dann soupierten wir; er aß ziemlich viel, trank noch mehr und wurde sehr gesprächig. Er erzählte uns, er habe sich heute früh von Wien geflüchtet, weil er hätte heiraten sollen, und da hätte er eine solche Angst bekommen, daß er auf und davon sei. Er fürchte jetzt nur, daß seine Braut erfahre, wohin er abgereist sei, und ihm nachreise, deshalb müsse er morgen fort und an einen anderen Ort.

Wie ich später erfahren habe, hat er nicht geheiratet. Jedenfalls ein sonderbarer Heiratskandidat.

In Wien sah ich ihn in Konzerten von weitem wieder; auch einer von den vielen armen Künstlern, denen ihre Kunst manchmal Lorbeeren, aber kein Geld bringt und die arme Schlucker bleiben.

Am 9. Juli übermittelte mir das Reichskriegsministerium zwei Verdienstmedaillen, eine am roten, die zweite am rotweißen Bande, und bewilligte am 24. Juli die Aushebung des Militärdienstzeichens II. Klasse für vierzigjährige effektive Dienstzeit. Nachdem mittlerweile

der Erlaß ergangen war, daß künftighin die goldene Dienstmedaille für fünfzig Jahre Dienstzeit ohne Kriegsjahre zu gelten habe und zu tragen sei, konnte ich leider das goldene Dienstzeichen, welches mir die Geniewaffe erst vor kurzem geschenkt hatte, ruhig auf Nimmerwiedersehen als liebes und schönes Andenken in den Kasten legen und auf einen Zettel darauf schreiben: „Der Wandel in allen Dingen gestattet mir nicht, dich zu tragen!“ —

Zurückgekehrt nach Wien, wo mittlerweile die Reorganisation der technischen Waffen schon nahe vor dem Abschluß stand, erhielt ich die Abschrift des bezüglichen Antrages von seiten des Chefs des Generalstabes, die mich und manche andere in höchstem Grade überraschte. Und doch war ich es, der diese Frage schon vor langer Zeit aufgeworfen und erst ganz vor kurzem wieder aufgewirbelt hatte.

Das Glas war schon lange bis zum Rande gefüllt, und es hatte sogar die Publizistik vom Jahre 1883 an beigetragen, daß es voll wurde. Es erschienen in vielen Zeitungen Aufsätze, die diese Angelegenheit besprachen und nicht zur Ruhe kommen ließen.

Der letzte Tropfen, der das Glas zum Ueberfließen brachte, war folgende Angelegenheit:

Die achte Abteilung des Reichskriegsministeriums hatte eine Reorganisation der unteren Genieorgane geplant. Diese wurde mir zur Einsicht und Beurteilung zugesandt. Ich fand die Arbeit zweckmäßig, wohldurchdacht und stimmte ihr daher bei, befürchtete aber, und dies bemerkte ich zu diesem mir ante approbationem zugekommenen Geschäftsstücke, daß eine solche, nur einen Teil meiner Waffe betreffende Umänderung einer gänzlichen Reorganisation aller technischen Waffen, die mir dringend und zeitgemäß erschien, hinderlich sein könnte.

Unter dem Ausdrucke „aller technischen Waffen“ verstand ich die Geniewaffe (Stab und Truppe), das Pionierregiment und das 1883 aus Genietruppen, Pionier- und Mineurabteilungen errichtete Eisenbahn- und Telegraphenregiment, welches dermalen, wie das Pionierregiment, dem Chef des Generalstabes direkt unterstellt war.

Meine Bemerkung zu dem erwähnten Geschäftsstücke der achten Abteilung des Reichskriegsministeriums scheint der Tropfen gewesen zu sein, von dem ich oben gesprochen; denn nach längerer Zeit, während deren ich nichts mehr von diesem Geschäftsstücke oder einer infolge desselben durchgeführten Organisation der unteren Organe der Geniewaffe gehört hatte, wurde mir mitgeteilt, daß eine vom Chef des Generalstabes entworfene Reorganisation der Geniewaffe und des Pionierregiments zu Seiner Majestät gelangt sei.

Was man von dieser Organisation oben gedacht hat, wurde mir

natürlich und selbstverständlich nicht bekanntgegeben. Doch war ich berechtigt, aus dem Umstande, daß mir und den bezüglichen Ressortabteilungen des Reichskriegsministeriums die Organisation autographiert zum Studium zukam, zu schließen, daß man einen so wichtigen Akt doch nicht gutheißen wolle, ohne auch die Meinung jener Stellen darüber zu hören, die laut der organischen Bestimmungen in der bevorstehenden Frage mitzuwirken berufen wären.

War ich schon durch den Gang, den die Erörterung dieser Frage dienstlich genommen hatte, überrascht, so war ich es noch mehr durch den Inhalt derselben.

Aber ich war durch die Studien über diese Frage und durch die praktischen Erfahrungen in technischen Angelegenheiten, die ich mir in Krieg und Frieden durch 45 Jahre erworben hatte, nicht unvorbereitet, sofort mit einem Gegenprojekt, das alle technischen Waffen umfaßte, entgegen- und in die bevorstehende Diskussion einzutreten. Ich war mir vollends bewußt, daß für mich und meine Waffe schwere Zeiten angebrochen seien; aber sie mußten unter Festhaltung meiner innersten Ueberzeugung, über die Sache richtig zu denken und — da hierbei so viel Personelles zur Sprache kam — auch zu fühlen, durchgekämpft werden.

Binnen ganz kurzer Zeit legte ich meine Ansichten über die fragliche Reorganisation hohen Ortes vor, und es erfloß dann der Befehl, auch diese in den kommissionellen Sitzungen mit in den Kreis der Besprechungen zu ziehen.

Diese Sitzungen fanden unter Vorsitz des Reichskriegsministers statt. Die Zusammensetzung der Kommission schien mir von vornherein der Partei des Generalstabes ein Uebergewicht über meine, d. h. die der Geniewaffe, zu sichern.

Die erste Sitzung, von Seiner Exzellenz dem Reichskriegsminister als eine Vorbesprechung bezeichnet, fand am 14. November statt, die zweite, bei der schon tiefer in die Sache eingegangen wurde, am 21. November.

Diese zwei Sitzungen genügten mir, um zu erkennen, daß jeder Widerstand und jede Kraftanstrengung meinerseits, die Ansichten, die ich vertrat, durchzufechten, resultatlos sein müssen, und ich bat daher Seine Exzellenz den Reichskriegsminister, entweder noch andere Genieoffiziere zu den Sitzungen zu befehlen oder mich von denselben ganz zu entheben. Seine Exzellenz, der bestrebt war, in dieser Angelegenheit einen vollständig objektiven Standpunkt einzunehmen, stellte es mir anheim, die Persönlichkeiten der Geniewaffe und deren Anzahl zu nennen, die ich wünschte, damit sie den nächsten Sitzungen beigezogen würden. Seiner Exzellenz Erlaubnis kam ich nach.

Die nächste Sitzung wurde aber so schnell einberufen, daß ich ebensowenig Gelegenheit fand, mit den neu Einberufenen über meine Ideen Rücksprache zu pflegen, als ihnen Zeit und Ruhe gelassen wurde, die beiden sich gegenüberstehenden Organisationsprojekte zu studieren.

Bei der weiteren Sitzung erklärte der Vorsitzende, was bisher besprochen worden sei, und formulierte dies in eine Anzahl von Fragen, die er den neuen Mitgliedern vorlas, die aber so gestellt waren, daß sie vorderhand nur mit „Ja" oder „Nein" beantwortet werden konnten. Indessen bemühten sich die neuen Mitglieder der Geniewaffe, das „Ja" oder „Nein" im Verlaufe der Sitzung mit ihrer eigentlichen Ansicht in Einklang zu bringen. Unter allen Genieoffizieren war voller Anhänger der Generalstabspartei nur Generalmajor Julius Vogl.

Weitere kommissionelle Sitzungen betreffs dieser Sache überzeugten den Kriegsminister, daß eine Vereinigung beider Ansichten vorderhand unmöglich sei. Die Hartnäckigkeit, mit der jede Partei ihre Ansicht verfocht, konnte wohl nur aus innigster Ueberzeugung entspringen.

Nur über einen Punkt vereinigte sich schließlich die Kommission: Man solle der Genietruppe Kriegsbrückenmaterial in hinlänglicher Zahl übergeben, damit sie sich auch im Baue von Kriegsbrücken einüben könne.

In einem alleruntertänigsten Berichte Seiner Exzellenz des Reichskriegsministers wurde Seiner Majestät dargelegt, daß die Frage der Reorganisation noch nicht so reif sei, daß er einen darauf abzielenden bestimmten Antrag stellen, und er nur beantragen könnte, was die Kommission einstimmig beschlossen habe: den Genietruppen sei zur Probe, über die seinerzeit Bericht zu erstatten wäre, Kriegsbrückenmaterial zuzuweisen, um zu ersehen, ob sie neben allen übrigen Leistungen im technischen Dienste auch in der Lage wären, noch das Kriegsbrückenschlagen zu übernehmen.

Damit waren einstweilen die Sitzungen für längere Zeit als abgeschlossen zu betrachten.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich die beiderseitigen Organisationen in meritorischer Beziehung und vergleichsweise des weiteren beleuchten, um so mehr als ich auf diesen Gegenstand noch im Jahre 1892 zurückkommen muß.

Das Jahr 1891 gehörte zur Abwechslung eher zu den mageren, indem bis gegen Mitte März höchstens laufende Geschäfte, die

ziemlich interesselos waren, vorkamen. Am 12. März hingegen wurde mir eine Auszeichnung zuteil, die mich von allen, die ich bisher erhalten hatte, am meisten freute. Seine Majestät geruhten nämlich, mich an diesem Tage zum Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 76 zu ernennen.

Es ist dies ein ungarisches Regiment mit dem Ergänzungsbezirke Oedenburg, steht in dem Rufe, ein sehr schönes Regiment zu sein, dessen Mannschaft großenteils der deutschen Sprache mächtig ist und sehr gutes Material für Unteroffiziere besitzt.

Ich halte die Auszeichnung, Regimentsinhaber zu sein, deshalb für eine so hohe, weil man dadurch auch im Ruhestande mit der Armee und deren Geschichte untrennbar verbunden bleibt.

Selbstverständlich war ich sehr neugierig, das Regiment zu sehen, und stellte an das 5. Korpskommando das Ansuchen, ein Ausrücken des Regiments vor mir zu veranlassen.

Das Regiment sah glänzend aus. Es war wohl natürlich, daß ich in der freudigen Aufwallung über die Auszeichnung nicht mit leeren Händen zum Regiment kam, dessen Offizierskorps mich feierlichst empfing, mir ein vorzügliches Diner gab, dem ich den Champagner zufügte, und mich den anderen Tag ebenso feierlich auf den Bahnhof geleitete. Unter den Klängen der trefflichen Regimentsmusik verabschiedete ich mich von dem ebenso ausgezeichneten als lustigen Obersten Oskar Parmann wie von dem gesamten Offizierskorps und kehrte von den zwei Tagen, die ich in Oedenburg im Kreise meines Regiments zugebracht hatte, höchst befriedigt zurück, mit einer Erinnerung, die wohl zeitlebens nicht verlöschen wird.

Ich werde zwar seither alljährlich zu der vom Regimente veranstalteten Custozzafeier eingeladen, habe auch der Einladung früher einige Male Folge geleistet, seit geraumer Zeit aber nicht mehr; denn alles vergeht und verweht und hat sein Ende.

Aber ganz entziehe ich mich der Feier doch nicht. Ich beteilige mich alljährlich beim Fest- und Bestschießen der Offiziere und Unteroffiziere mit einer goldenen Uhr samt Kette für die Offiziere und einer solchen von Silber für die Unteroffiziere, auf denen ein Wappen auf dem Deckel und innen eine Widmung eingraviert ist.

Unter den Inspizierungen dieses Jahres war eine größere, deren ich gedenken muß. Seine Majestät geruhten die Technische Militärakademie zu inspizieren; zugegen waren Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Wilhelm und ich als Berufene für die Artillerie- und Genieabteilung. Seine Majestät waren von den Resultaten sehr befriedigt, auch vom Aussehen bei dem Ausrücken, der strammen Haltung der

Zöglinge, deren Defilierung wie von den Resultaten im Reit- und Turnunterricht. Bei dem letzteren wurden wahre Clownsstücke ausgeführt.

Dieses Jahr nahm ich Sommeraufenthalt außerhalb Oesterreichs in dem schönen Traunstein in Bayern, welchen Aufenthalt ich noch am Schlusse dieses Jahres erwähnen werde.

Unmittelbar nach der Rückkehr von meinem Urlaub fand das Festungsmanöver bei Komorn, unter der Oberleitung Seiner Kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Generalartillerieinspektors Erzherzog Wilhelm, statt. Bei der Verteidigung sowohl wie beim Angriff waren zahlreiche Artillerie- und Genieoffiziere zugeteilt. Seine Kaiserliche Hoheit Feldmarschall Erzherzog Albrecht und dessen Neffe, Kommandant des 5. Korps, Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Friedrich, wohnten dem Manöver als Zuschauer, ich als einer der Schiedsrichter bei. Das Manöver, welches zwischen dem 10. und 14. August stattfand, gestaltete sich dadurch besonders interessant und lehrreich, daß man dabei demonstrierte, wie ein permanentes fortifikatorisches Werk durch das vielbesprochene sogenannte abgekürzte Angriffsverfahren in Besitz genommen werden könnte. Das abgekürzte Verfahren gelang, und das Werk wurde erobert. Einem Teil der Beteiligten und Zuschauer mag dieses abgekürzte Verfahren den Glauben beigebracht haben, daß man mit einem solchen selbst ein permanentes Werk nehmen und ein schrittweises Vorgehen im Kampfe künftighin ad acta gelegt werden könne. Ich teilte diese Ansicht weder damals noch teile ich sie heute und bin durch die Verteidigung von Port Arthur im Gegenteil noch zur begründeteren Ueberzeugung gekommen, daß gegenüber der erhöhten Feuerwirkung aller Waffen Deckungsarbeiten beim Angriff in größerem Maße als früher notwendig werden und daß Sappearbeiten aller Art und selbst Minenarbeiten nicht wegzueskamotieren sind.

Den Schluß der Manöver bildete ein Angriff und die entsprechende Verteidigung gegen ein Hauptfort in der Nacht, die sich sehr interessant gestalteten, trotzdem aber kein wahres Bild eines nächtlichen Festungskampfes boten, weil es im Innern des Werks viel zu geräuschvoll herging. Bei einem nächtlichen Kampfe darf man keine andere Sprache hören als die der Geschütze.

Als mich am nächsten Tage Seine Kaiserliche Hoheit der Generalartillerieinspektor beim letzten Gabelfrühstück fragte, was ich zu dem Manöver sage, konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken, was ich eben früher erwähnte und was auch Seine Kaiserliche Hoheit, der Leiter des Manövers, selbst tadelnd bestätigte.

Ich kann es nicht unterlassen, hier der wahrhaft kaiserlichen Generosität zu erwähnen, die genannter hoher Herr gegenüber allen Offizieren ausübte, die dem Manöver beigezogen waren. Seine Kaiserliche Hoheit hatte die Bewirtung im vollsten Umfange des Wortes (Frühstück, Mittag- und Abendessen) dem bekannten Hotelier Palugyai in Preßburg übertragen, der für solche Anlässe vollständig eingerichtet war. Derselbe brachte in seinen eigenen, zu dem Zwecke eingerichteten Fourgons alles Notwendige von Preßburg nach Komorn. Das Notwendige erschien nach jeder Richtung sehr viel, schön und gut.

Zu meinem Sommeraufenthalt in Traunstein zurückkehrend, erwähne ich, daß mir derselbe von Exzellenz von Teuffenbach derart nach jeder Richtung anempfohlen wurde, daß ich für diesen Sommer rein wie in den Himmel zu kommen hoffte.

Gegend, Kneippsche Wasserheilanstalt, Essen und Trinken, Privatlogis bei mäßigen Preisen, nahe Spaziergänge über Wiesen und Fluren und in prachtvollen Wäldern, an- und absteigend, Ansicht von herrlichen Panoramen, freundlichstes Entgegenkommen der Bewohner, besonders für einen hohen österreichischen General, wurden von genannter Exzellenz wärmstens geschildert und empfohlen; also sagte ich mir: Auf nach Traunstein und Logis suchen oder vielmehr zwei, eines für Frau Z., die sowohl ihre ältere Tochter mit den zwei Kindern, als auch ihre jüngere, welche Braut war, mitzunehmen gedachte, und eines für mich, natürlich wenn möglich beide nahe beieinander oder in demselben Hause.

Ich lud zu dieser Logissucherpedition den Mann der älteren Tochter ein. Wir fuhren in der Nacht bei herrlichstem Wetter über Salzburg nach Traunstein; noch beleuchtete der Vollmond das Gebirgspanorama hinter Traunstein, als dessen noch schneebedeckte Gipfel von den Strahlen der aufgehenden Sonne goldig erglänzten. Wenn das so fortgeht, hatte Exzellenz Teuffenbach recht.

Da es noch zu früh am Morgen war, um Logisvergebende aufzusuchen, so machten wir vom Bahnhof aus am westlichen Gelände einen Spaziergang und konnten von jenem aus das immer mehr erglänzende Gebirgspanorama und schließlich die schön gelegene Stadt Traunstein bewundern.

Ein zweckentsprechendes Logis war bald gefunden und zwar um einen Preis, der selbst mit dem Agioaufschlag gegenüber den Sommerwohnungspreisen in Oesterreich als niedrig bezeichnet werden muß.

Das von einem Oesterreicher erbaute große Hotel mit Garten,

beinahe gegenüber von unserem Logis, war eben fertig geworden, und man versprach sich von der Leitung desselben sehr viel. Wir besuchten es im Laufe des Tages dreimal, nahmen zum Gabelfrühstück sehr gute Weißwürsteln und ausgezeichnetes bayrisches Bier, aßen zu Mittag recht gut à la carte, tranken zur Jause einen unvergeßlichen Bliemchenkaffee und besahen nachmittags die Wasserheilanstalt, die der beste Schüler vom Pfarrer Kneipp, Herr Dr. Wolf, leitete. Alle drei Damen lechzten schon nach der stärkenden Kaltwasserkur durch alle möglichen Wasserapplikationen und dem Barfußgehen auf den nassen Wiesen oder auch in seichten, fließenden Gewässern. Alles erwies sich als sehr gut, und wir verbrachten daselbst sechs köstliche Wochen.

Schon den einen Tag, den ich in Traunstein auf Logissuche war, erkundigte ich mich um so mehr um die musikalischen Zustände des Städtchens, als sich in meinem Zimmer ein gutes Piano befand, das ich sofort in Miete nahm.

Man nannte mir einen Violoncellspieler und einen als sehr gut bezeichneten Klavierspieler, der gleichzeitig auch die Viola handhaben konnte; für ein Trio war also gesorgt.

Nach meinem zweiten Eintreffen in Traunstein ließ ich mir die beiden Musizi sogleich kommen.

Am Schlusse des ersten Trios, das wir spielten, fragte mich der Klavierspieler: „Exzellenz, Sie sind ja ein Schweizer! Kennen Sie vielleicht einen Herrn Oberst Emanuel von Salis-Soglio?" „Jawohl kenne ich ihn, das ist mein leibhaftiger Vater, der schon lange gestorben ist," erwiderte ich. „Herr Baron," meinte er, „wenn Sie wüßten, wie oft mein Vater von dem Ihren in Bewunderung und Verehrung sprach, so würden Sie erst recht begreifen, wie es mich freut, mit dem Sohne jenes von meinem Vater so hoch verehrten Obersten spielen zu können." Der Alte des Violinspielers kam nämlich seinerzeit alljährlich durch viele Jahre mit seiner kleinen, aber sehr guten böhmischen Musikkapelle zur Karnevalszeit nach Chur und wurde bei dieser Gelegenheit, weil er ein guter Klavierspieler und anständiger Mensch war, zu den musikalischen Abenden in meines Vaters Hause eingeladen. Beim Anlangen dieser kleinen Kapelle hieß es allgemein: „Die Böhmen sind wieder da, jetzt kann das Tanzen losgehen!" — Und es ging auch los.

Nun kam das Jahr, in dem es für mich und meine Waffe hieß: Leben oder sterben! Für mich speziell bedeutete das letztere Austritt aus der Aktivität der Armee, für meine Waffe mit Ausnahme

eines ganz kleinen Teiles Verlassen des Geniedienstes, wie er bisher gepflogen wurde. Noch waren die Relationen über die praktische Möglichkeit, den Genietruppen auch den Kriegsbrückenbaudienst aufzubürden, nicht eingelangt, als schon am 2. März 1892 die kommissionellen Beratungen über die Reorganisation der technischen Truppen, oder vielmehr der Genie- und Pioniertruppe, dieses Mal aber unter Vorsitz Seiner Exzellenz des Chefs des Generalstabes stattzufinden hatten und endgültig auszutragen waren. Das Resultat war leicht vorauszusehen. Ich hatte es mit zu mächtigen Gegnern zu tun, um nicht zu wissen, daß ich, weil ich mich nicht biegen konnte, brechen mußte.

Ich betonte daher schon in der ersten Sitzung, daß ich mich jeder Ansichtsäußerung über die vorliegende Frage, als voraussichtlich nutzlos, ganz enthalten und der Verhandlung nur als Zuhörer beiwohnen, schließlich aber ein Separatvotum dem Kommissionsprotokolle beilegen werde, das meinen Standpunkt vollständig wahre.

Der Gang der Verhandlungen zeigte, daß die den Kommissionen beigezogenen Offiziere der Geniewaffe, mit Ausnahme des Feldmarschalleutnants Julius Vogl, alle meine Ansicht teilten. Ich forderte trotzdem keinen von jenen Genieoffizieren auf, mein Separatvotum zu unterschreiben, weil ihre Ansicht ja für diejenigen, die die Kommissionsprotokolle genau lasen, aus diesen zu ersehen war.

Ich erwähne dieses Umstandes ganz speziell, um damit zu beweisen, daß ich mit meiner Ansicht durchaus nicht allein stand, wie es inspirierte Zeitungsartikel behaupteten, und daß die hervorragenden Persönlichkeiten meiner Waffe, von denen einer dieser Artikel sprach, die sich der Gegenpartei anschlossen, in eine zusammenschmolzen, und zwar in die des ebengenannten Feldmarschalleutnants Julius Vogl.

Ich hatte allerdings auf einen über mir stehenden hohen Herrn, der seinerzeit aus meiner Waffe hervorgegangen war, gerechnet, mich aber dabei gründlich geirrt.

Der Allerhöchste Entscheid über die vorliegende Frage ließ ziemlich lange auf sich warten, und ich dürfte nicht fehlgehen, wenn ich durch diesen Umstand in dem Glauben bestärkt wurde, daß man Allerhöchsten Ortes sich vor dem Entscheide noch alles gründlichst überlegen wolle.

An demselben Tage, wo mir dienstlich bekanntgegeben wurde, daß die von Seite des Generalstabes vorgeschlagene Neuorganisation der Geniewaffe und des Pionierregiments sanktioniert sei, kam ich um die Versetzung in den Ruhestand ein.

Man legte mir im Reichskriegsministerium nahe, daß dieser Schritt voreilig wäre und ich ja ruhig wenigstens so lange bleiben könnte, bis die Neuorganisation durchgeführt sei. Dagegen meinte

ich, das schlösse eine Charakterlosigkeit von mir in sich, denn ich könnte, so ungern ich auch aus der Aktivität scheide, doch nicht die Hand zu etwas bieten, was ich bisher bekämpft habe, und äußerte hierbei: ich hoffe nur, daß Seine Majestät mich in vollster Huld und Gnade verabschiede.

Das trat dann auch im höchsten Grade ein und weit über das Maß, das ich erwarten durfte. Denn es hieß wörtlich im Personalverordnungsblatt Nr. 26 vom 21. Juli wie folgt:

Seine k. u. k. Apostolische Majestät geruhten Allergnädigst die Uebernahme des Generalgenieinspektors Feldzeugmeister Daniel Freiherr von Salis-Soglio auf sein Ansuchen in den wohlverdienten Ruhestand anzuordnen; ferner bei diesem Anlasse das nachstehende Allerhöchste Handschreiben zu erlassen:

„Lieber Feldzeugmeister Freiherr von Salis-Soglio!

Indem Ich Ihrer Bitte um Versetzung in den Ruhestand willfahre, ist es Mir Bedürfnis, der im Frieden wie im Kriege ausgezeichneten Dienste, welche Sie als hervorragender Fachmann auf fortifikatorischem Gebiete durch fast 47 Jahre nicht allein in Meiner Geniewaffe, der Sie als Muster berufsmäßig wissenschaftlichen Strebens vorstanden, sondern auch der Sicherheit der Monarchie bei Schaffung bleibender Verteidigungsanlagen geleistet haben, mit Meinem wärmsten Dank und in vollster Anerkennung zu gedenken.

Zum dauernden Ausdrucke Meines Wohlwollens befehle Ich, daß ein Werk der Festung Przemysl Ihren Namen zu führen habe.

Ischl, 12. Juli 1892.

Franz Joseph m. p.“

Tags darauf erhielt ich vom Reichskriegsministerium folgenden Erlaß:

„Unter Bezugnahme auf das Euer Exzellenz zugekommene, verlautbarte Allerhöchste Handschreiben beehre ich mich, Euer Exzellenz bekanntzugeben, daß unter einem an das 10. Korps die Weisung ergeht, daß das Hauptwerk der Siedliskagruppe, das Fort I (Siedliska) in Przemysl, den Namen ‚Fort Salis-Soglio‘ zu führen hat.

Genehmigen Euer Exzellenz den Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung.

In Vertretung des Reichskriegsministers:
Merkl m. p., F.M.Lt.“

Die Wahl des Forts, welches meinen Namen künftighin zu tragen hatte, wurde mir überlassen; ich wählte das obenbezeichnete, nicht weil es das größte war, sondern weil ich dasselbe seinerzeit eigenhändig projektiert und gezeichnet hatte.

Ueber dessen Hauptportal steht auf einer Marmorplatte eingraviert: „Lagerfort Salis-Soglio Nr. I" und im Innern auf einer schönen Marmorplatte das vollständige Handschreiben Seiner Majestät.

Das alles kam mir in St. Gilgen zu, wo ich bereits zum Sommeraufenthalt eingetroffen war.

Mein Austritt aus der Aktivität und die Gründe, die mich zu solchem veranlaßten, wurden vielfach in Zeitungen des Inlandes und auch in einigen des Auslandes besprochen, wobei beinahe ausnahmslos selbst die Blätter, die sich zu der Gegenansicht bekannten, meinen Austritt aus der Aktivität bedauerten und meiner Person nicht nur Gerechtigkeit widerfahren ließen, sondern im Gegenteil meinen persönlichen Eigenschaften oft mehr Beifall zollten, als ich es vielleicht verdiente.

Am 14. Juli nahm ich von St. Gilgen aus durch ein Zirkular Abschied von meiner Waffe mit nachfolgenden Worten:

„Seine Majestät hat mit Allerhöchstem Handschreiben de dato Ischl, 12. d. M., mein Gesuch, aus der Armee scheiden und in den Ruhestand treten zu dürfen, Allergnädigst bewilligt.

Ich scheide von der ausgezeichneten Waffe, der ich die Ehre hatte, 47 Jahre, darunter 11½ Jahre als Chef, anzugehören, mit wehmütigen, aber keineswegs bitteren Gefühlen!

Es drängt mich bei dieser Gelegenheit, der Waffe, wie jedem einzelnen derselben, für die jederzeit nach allen Richtungen bewiesenen militärischen Eigenschaften und Tugenden regsten Pflichtgefühles und Diensteifers, wahrer Gesinnungstreue, echter Kameradschaft und strenger Disziplin, sowie für den nie ruhenden Trieb nach weiterer Ausbildung, im Namen des Allerhöchsten Dienstes aufs beste, — für alle Beweise der Anhänglichkeit aber aufs herzlichste und innigste zu danken.

Ich werde bis an meines Lebens Ende mit größtem Interesse das Schicksal meiner Waffe verfolgen und bin überzeugt, wie immer auch dieses sich gestalten möge, Seine Majestät unser Allergnädigster Kriegsherr kann auf die Tüchtigkeit der Offiziere dieser Waffe im Kriege wie im Frieden zählen!

Herzlichstes Lebewohl allen!

St. Gilgen, 14. Juli 1892. Salis m. p., F.Z.M."

Aber damit war das Abschiednehmen noch nicht zu Ende. Ich selbst nahm brieflich Abschied von jenen höchsten Herrschaften und hohen Persönlichkeiten, mit denen ich durch viele Jahre in dienstlichen Beziehungen stand, was zur Folge hatte, daß ich von diesen und auch anderen, die meinen Austritt bedauerten, sehr schöne Abschiedsbriefe erhielt, deren Zahl nach und nach auf fünfzig anwuchs und unter deren Absendern sich die Erzherzoge Karl Ludwig, Ferdinand Karl, Albrecht, Wilhelm, Leopold und Rainer befanden.

Einer der erschienenen Zeitungsartikel brachte mir durch seine Darlegungen und Entstellungen große Aufregung; daher plante ich, den Artikel zu erwidern.

Ich beriet mich darüber mit einem mir nahestehenden höheren Offizier meiner Waffe. Er riet mir, ich solle mich (wie ich das bisher tat) in keine Zeitungspolemik einlassen und meiner Waffe lieber durch eine Broschüre zu wissen geben, was ich in der Frage der Reorganisation geplant habe. Eine solche Broschüre verfaßte ich sofort im August dieses Jahres, ließ sie bei der „Reichswehr" in 2000 Exemplaren drucken, versandte sie an sehr viele Bekannte und hohe Persönlichkeiten. Der Rest fand in der Armee, außerhalb derselben und im Ausland vollständigen Absatz.

Mir selbst brachte die Broschüre mehr Leid als Freud, und das ging folgendermaßen zu: Die Mehrzahl der Offiziere der Geniewaffe konnte von dem, was in den kommissionellen Verhandlungen über erwähnte Reorganisationen gesprochen wurde, nur teilweise und ungenau unterrichtet sein und war daher nicht in der Lage, genau zu wissen, welchen Standpunkt ich vertrat. Die Zeitungsartikel waren diesbezüglich mehr dazu geeignet zu verwirren, als aufzuklären. Gegen die Zeitungsnotizen, die meine Ansicht nicht teilten, aufzutreten, war nicht meine Sache, und so entstand meine Broschüre als ein Akt der Notwehr und gegenüber den Offizieren meiner Waffe als Aufklärung. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, konnte man mir über die Abfassung derselben um so weniger einen Vorwurf machen, als ich in der Broschüre mit Ausnahme des im Schlußworte Vorgebrachten nur das sagte, was ich in den bezüglichen kommissionellen Verhandlungen als meine Ansicht niedergelegt hatte. Aber das muß ich nun gestehen, der Zeitpunkt, in dem ich diese Broschüre losließ, war mit Rücksicht auf die Huld und Gnade, mit der Seine Majestät mich aus dem aktiven Dienste eben entlassen hatte, wie auch mit Rücksicht auf die eben erfolgte Sanktion der Neuorganisation und weiters den Zusammentritt der diesjährigen Delegationen ein schlecht gewählter, und überdies hätte ich das Schlußwort der

Broschüre, das doch nicht ganz zur Sache gehörte, weglassen sollen. Trotzdem ahnte ich vorderhand noch nicht, was man in dieser Angelegenheit von meiner Handlungsweise dachte. Das erfuhr ich erst zu meinem tiefen Leidwesen nach meiner Rückkehr von St. Gilgen nach Wien.

Für den 19. September erbat ich mir eine Audienz bei Seiner Majestät, um mich für das früher wortgetreu gebrachte Handschreiben zu bedanken. Seine Majestät sagte mir zwar, er habe gerne meine ihm geleisteten Dienste anerkannt und belohnt, könne aber nicht umhin zu bemerken, daß mein Vorgang mit der Broschüre nicht korrekt gewesen wäre, und ich hätte wissen müssen, daß dieselbe leicht in den Delegationen zu unangenehmen Erörterungen über die von ihm bereits sanktionierte Sache führen könnte.

Mit dem tiefschmerzlichen Gefühle, ich sei in Ungnade gefallen, verließ ich die Hofburg. Zwar war ich mir bewußt, einerseits nichts Böses gewollt zu haben, mußte mir aber andererseits doch eingestehen, daß Seine Majestät mein Vorgehen kaum anders beurteilen konnte.

Damit war die Sache nach außen vorläufig erledigt, aber in meinem Innern noch lange nicht; da wogte es auf und ab. Ich hatte 47 Jahre die Huld und Gnade Seiner Majestät genossen und konnte gegen den Schluß meines Lebens den Gedanken kaiserlicher Ungnade nicht ertragen.

Es ging das Jahr zu Ende, bei dem die alte Generalität des Ruhestandes es für ihre Pflicht ansah, sich Seiner Majestät in Audienz vorzustellen und ihre Wünsche für Allerhöchstdenselben zum Neuen Jahre darzubringen. Ich tat desgleichen und bat hierbei Seine Majestät bewegten Herzens, er möchte mir für den Rest meines Lebens seine Huld und Gnade nicht entziehen, im Gegenteil einen Teil auf meine zwei Söhne übertragen, die beide in kaiserlichen Diensten stehen. Seine Majestät reichte mir die Hand und sagte: „Es hat mich sehr gefreut, daß Sie gekommen sind," — die Worte bleiben für immer in meinem Innern eingraviert —, fragte noch einiges über meine Söhne und entließ mich allergnädigst.

Daß mir Seine Majestät fortan gnädig blieb, dafür sollte ich in den künftigen Jahren mehrfache Beweise erhalten, doch davon später.

Damit war die Aktivitätszeit zu Ende, und es kam eine Zeit, in der ich mich anderem zuwenden mußte, um die herannahenden Jahre des Alters nicht nutz- und freudlos zu verbringen.

Aber der Generalgenieinspektorsdienst lag mir noch lange in Kopf,

Herz und Gliedern, und gar oft konnte ich nach dem Erwachen am Morgen mit Hamlet ausrufen: „Und was im Schlaf für Träume kommen mögen, das ist's!?" Sehr oft träumte ich von allen möglichen Akten, die ich vom Reichskriegsministerium zur Begutachtung erhalten hatte, mit Entsendungen bald da-, bald dorthin und mit kommissionellen Verhandlungen betraut worden zu sein u. s. w. Der Traum schloß gewöhnlich mit einer Art Befriedigung ab, daß man meiner doch nicht entbehren könne, es war aber eben nur — ein Traum! Man konnte mich ebenso gut entbehren als die zahlreiche hohe Generalität des, wie man sagt, 16. (Ruhestands-) Armeekorps (weil nur 15 aktive Korps existieren).

Das Abschiednehmen von meiner Waffe war mit meinem Abschiedszirkular noch nicht ganz erschöpft und zog sich, durch besondere Umstände hervorgerufen, die ich mir in folgendem zu erzählen erlaube, bis ins Jahr 1893.

Nach meinem Rücktritt aus der Aktivität wurde Feldmarschalleutnant Julius Ritter von Bingler berufen, die Führung der Kanzleigeschäfte des Generalgenieinspektors zu übernehmen, was derselbe am 27. Juli allen Baubehörden und den Genietruppen verlautbarte.

Nach dem Ebengenannten wurde der damalige Geniechef des 11. Korps in Lemberg, Generalmajor Otto Beck Edler von Nordenau, mit den Agenden des Generalgenieinspektors betraut und später zum definitiven Generalgenieinspektor ernannt.

Die Geniewaffe plante, mir zum Abschiede in Erinnerung an meine langjährige Generalgenieinspektorszeit ein Andenken in Form einer prachtvollen Kassette zu überreichen. Mit der Uebergabe dieser Kassette hatte es aber seine ganz eigene Bewandtnis. Es war die Stimmung nach den früher geschilderten Vorfällen in den höheren Militärkreisen naturgemäß nichts weniger als günstig für mich, und man getraute sich daher vorläufig nicht, mir diese Kassette zu übergeben. Endlich legte sich diese Stimmung, und es erschien in meiner Wohnung Generalmajor von Beck mit einer Deputation von Genieoffizieren in Parade, um mir das Geschenk persönlich zu überreichen. Kam dasselbe auch verspätet zu mir, so freute es mich doch nicht weniger. Von dem Inhalt der Ansprache war ich tief bewegt.

Die Ansprache, die einen Denkstein in meinem Leben bildet, lautet wie folgt:

„Euer Exzellenz! Die in Ehrfurcht unterzeichneten aktiv dienenden Generale, Stabs- und Oberoffiziere der Geniewaffe sowie die Militärbaurechnungsbeamten, ihren Gefühlen folgend, geben dem tief empfundenen Bedauern Ausdruck, daß Euer Exzellenz aus der Aktivität

und damit von der Stelle des Generalgenieinspektors geschieden sind. Während einer mehr als sechsundvierzigjährigen ununterbrochenen Dienstzeit in unserer Waffe hatten Euer Exzellenz in den verschiedenartigsten Stellungen im Kriege und im Frieden Hervorragendes vollbracht und namentlich als Kriegsbaumeister geradezu bahnbrechend gewirkt. Vieles davon, so in Stein und Eisen in formvollendeter, mustergültiger Weise im Norden und Süden unseres Reiches, in den Bergen Tirols, Kärntens, Bosniens und der Hercegovina, an den Ufern der Adria und des Rheins und in den Gefilden Oberitaliens ausgeführt ist, gibt der Mit- und Nachwelt Zeugnis von Euer Exzellenz eminenter Begabung in dem Entwurfe und der Durchführung von Befestigungsbauten. Mit Stolz und Freude blicken wir auf die zahlreichen Beweise kaiserlicher Huld und Gnade, die Euer Exzellenz während der Zeit Ihres Wirkens zuteil wurden, insbesondere aber mußte es die Geniewaffe beglücken, daß zum dauernden Ausdrucke des Wohlwollens Seiner Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers, Königs und Kriegsherrn ein Werk der Festung Przemysl den Namen Salis-Soglio zu führen habe, wodurch ein wichtiges Bollwerk dieses Platzes den Namen eines Genieoffiziers auch späteren Generationen überliefert. Wir bewundern und verehren in Euer Exzellenz nicht nur den hervorragenden Fachmann, sondern auch den gewesenen Chef unserer Waffe, der während seiner fast zwölfjährigen Amtsführung für die Gesamtheit wie für den einzelnen stets nur das Beste erstrebt hat.

„Hierfür danken wir Euer Exzellenz auf das innigste und wärmste und bitten, auch fernerhin der gesamten Geniewaffe in Freundlichkeit zu gedenken, sowie die bisherige wohlwollende Gesinnung zu bewahren

Euer Exzellenz

tief ergebenen

(Unterschriften.)"

Nun lud ich die Deputation zu einem Essen ein, dem bald ein anderes folgte, das mir Generalmajor von Beck im Restaurant Stephanskeller gab.

Zur Zeit, da ich das nun Nachfolgende diktiere (Februar 1908), sind seit meinem Austritt aus der Aktivität nahezu sechzehn Jahre verflossen.

Während dieser Zeit hat ein großer Wechsel in den maßgebenden Persönlichkeiten stattgefunden, und es ist auch ein Wandel in den Ansichten über die früher besprochene Organisation der Geniewaffe und der Pioniertruppe vorgegangen.

Die Reorganisation hat sich, wie ich das erwartete, als nicht

allseitig ganz entsprechend erwiesen, und man ist zu neuen Organisationen geschritten und dabei, wie ich höre, zu manchem Alten zurückgekehrt.

Es dürfte daher einem ergrauten, alterfahrenen Geniegeneral wohl von keiner Seite übel gedeutet werden, wenn er mit seinen Reorganisationsideen für die technische Waffe wieder hervortritt, um mit ihnen ganz unvorgreiflich gegen alles, was hohen Ortes diesbezüglich geschaffen oder geplant wird, nochmals in ganz kurzen, jedes Detail vermeidenden Umrissen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Es ist eben mein Glaubensbekenntnis für das Heil der technischen Waffe, das auf vollster Ueberzeugung und siebenundvierzigjähriger praktischer Erfahrung aufgebaut ist:

1. Die technische Waffe sollte als IV. Waffe der Armee betrachtet werden;
2. sollte sie unter einem technischen Generalinspektor stehen, der die ganze Ausbildung der technischen Waffe zu überwachen und zu leiten hätte;
3. dieselbe hätte zu bestehen aus:
   a) einem technischen Stab,
   b) einem Regiment von 3 Bataillonen (wenn möglich sogar zwei Regimentern) Festungspioniere,
   c) fünf Regimentern von je 3 Bataillonen, also 15 Bataillonen Feldpioniere,
   d) einem Regimente von 3 Bataillonen Eisenbahnpioniere mit angehängten Telegraphen- und Aeronautenabteilungen.

   (Die drei- und fünfzehnteilige Gliederung entspricht der Zahl der Armeen bzw. der Armeekorps.)

   ad a) Der technische Stab hätte den ganzen fortifikatorischen Dienst im Krieg und Frieden zu besorgen, die Offiziere als Hilfsorgane für die Armeekorps beizustellen, überdies alle Militärhochbauten und selbst Adaptierungsarbeiten der Militärgebäude aller Art bis zu einer gewissen Höhe des Geldbetrages dafür, oder falls diese mit besonderen technischen Schwierigkeiten verbunden sein sollten, zu besorgen.

   ad b) Den Festungspionieren hätte alles Technische im Festungsdienste zuzufallen und hätten dieselben in Festungen disloziert zu sein.

   ad c) Den Feldpionieren wären die technischen Feldarbeiten und der ganze Wasserdienst zuzuweisen, und sie hätten in den Korpsbereichen nur dann dortselbst disloziert zu werden,

wenn in denselben sich hinlänglich große Gewässer befinden, die den ganzen Wasserdienst vorzunehmen erlauben; wenn dies aber nicht der Fall ist (der technischen Ausbildung wegen, die doch die Hauptsache ist), in Städte, die an solchen Gewässern liegen.

ad d) Das Eisenbahnregiment wäre zu belassen, wie es jetzt ist, und zwar einschließlich seiner jetzigen Dislokation.

4. Den Verwaltungsdienst sämtlicher Militärunterkunftsgebäude aller Art hätte ein Militärbauverwaltungs-Offizierskorps und
5. den Militärbauverrechnungsdienst eine Militärbaurechnungsbranche zu besorgen;
6. Heranbildung der Offiziere der technischen Waffe und deren Verteilung nach vollendeter Ausbildung. Die Ausbildung aller Offiziere hätte eine gleiche zu sein und in einer technischen Akademie stattzuhaben, die sich teils aus Zöglingen des letzten Jahrganges der Militäroberrealschule mit gutem Fortgang, teils aus dem Zivil aus Abiturienten einer Mittelschule mit gutem Maturitätszeugnis zu rekrutieren hätte;
7. anschließend an die technische Akademie würde ein höherer technischer Kurs, dessen Dauer zu beraten wäre, in den die aus der technischen Akademie ausgemusterten Offiziere in der Zahl des Abganges in der Waffe einzureihen wären, die erforderliche militärisch und technisch höhere Ausbildung erteilen. Die Ueberzahl der als Offiziere ausgemusterten Zöglinge sollte nach freier Wahl derselben in die Infanterie, Jäger oder Kavallerie eingeteilt werden;
8. die aus dem höheren Kurs austretenden Offiziere hätten in die technischen Truppen eingeteilt zu werden und mindestens zwei Jahre den Truppendienst zu machen;
9. dann käme die Verteilung der Offiziere. Die Mehrzahl würde bei der Truppe bleiben. Eine kleinere Zahl, je nach Abgang und dem systemisierten Stande, hätte vom Generalinspektor für den technischen Stab fürgewählt zu werden. Einem nach Zahl kleinen Teil könnte das Studium an den Hochschulen für technische Spezialfächer gewährleistet werden. Einem anderen kleinen Teil, nach Zahl (prozentual) zu den anderen Waffengattungen, sollte gestattet sein, sich in die Kriegsschule, d. h. zu den bezüglichen Aufnahmsprüfungen zu melden;
10. Einjährig-Freiwillige, welche die Prüfungen zum Berufsoffizier bestanden haben, wären in den höheren Kurs einzuteilen, von wo aus sie den weiteren Gang wie die übrigen Offiziere durchmachen müßten.

11. Um bezüglich des Avancements in den höheren Chargen den anderen Waffengattungen nicht nachzustehen, sollte es einem Teile der Stabsoffiziere der technischen Truppen möglich sein, in die Infanterie- oder Jägertruppe eingeteilt zu werden, vorausgesetzt, daß sie eine besondere Vorliebe und Geschick dafür zeigen.
12. Die technische Waffe hätte ihren eigenen Konkretualstatus zu erhalten.

Details für dieses Gerippe bringe ich ebensowenig vor als Gründe, welche mich zur Aufstellung desselben führten.

Damit schließe ich meine Aufzeichnungen über meine Aktivitätszeit und zugleich den VI. Abschnitt meiner Lebenserinnerungen.

Siebentes Kapitel

Im Ruhestand

(1892—1906)

Wenn die Leser meinen, daß der Ruhestand eine Zeit der Ruhe und daneben auch der Freiheit sei, so trifft das in gar vielen Fällen und auch in dem meinen nicht zu. Die nachstehende Schilderung wird im Gegenteil zeigen, daß ich kein ruhiges, sondern eher ein ziemlich bewegtes und arbeitsvolles Leben führte.

Zuerst muß ich von der chronologischen Reihenfolge abweichen und etwas zurückgreifen.

Vom Jahre 1886 an, in dem meine Frau durch mich ihr Haus in Graz verkaufen ließ und ich ihr infolgedessen Teile meines alten Gebäudes in Chur zu einem neuen Home anbot, brachte sie beinahe jedes Jahr längere oder kürzere Zeit, öfters in Gesellschaft eines oder ihrer beiden Söhne, in Chur zu; die „kürzere Zeit" bezieht sich auf jene Jahre, in denen sie einen Teil des Sommers bei ihren Geschwistern am Rhein zubrachte oder in Bädern verweilen mußte. Meine Frau hatte, was man so nennt, ein förmliches Faible für das „Alte Gebäu", seine Räume und die gute Einteilung derselben gewonnen und spürte eine Art Expansionslust in sich, so daß sie sich wegen des Aufgebens der Miete (1893) im „Alten Gebäu" von seiten meiner Schwester Berta nicht grämte. Sie nahm nun Besitz vom ganzen ersten Stock und allen leeren Zimmern des zweiten, so daß ihr im ersteren außer der Küche acht kleinere und größere Zimmer und der Saal, im zweiten Stock fünf allerdings minderwertige Zimmer und Lokale zur Disposition standen. Sie wußte sich ihre Wohnung im ersten Stock auf das beste, schönste und bequemste einzurichten und hatte dabei einen eigenen Spürsinn, alte eingelegte oder reichgeschnitzte Möbelstücke verschiedenster Art aufzufinden und durch einen Kunsttischler vollständig herrichten zu lassen.

Diese Verschönerungs- und Anschaffungslust in bezug auf die innere Einrichtung reizte mich, in baulicher Beziehung während der folgenden Jahre das gleiche zu tun. Ich ließ von innen und außen sehr viel neu herstellen, von dem man sogar behauptete, es wäre alles schön und solid. An der Stelle eines alten Stalles mit darüberliegendem Heuboden baute ich, unter demselben Dach, ein ganz nettes Haus ein, dessen Räumlichkeiten, noch ehe es fertig war, in

Miete genommen wurden. Da der Baugrund schon mir gehörte, das Dach schon stand und beibehalten wurde und Kellerräume vorhanden waren, verzinste sich die Bausumme trotz mäßiger Mietzinse sehr gut.

Ich selbst war vom Todesjahre meiner Tochter Klara (1879) bis zum Jahre 1886 nicht mehr in Chur gewesen; es zog mich, abgesehen von meinen geänderten Privatverhältnissen, nicht mehr stark hin.

Im Jahre 1886, also nach sieben Jahren Abwesenheit von Chur, mußte ich doch nachsehen, wie es um das alte Gebäude und das Zugehör stand und wie sich meine Frau dort befand. Bei dieser Gelegenheit ordnete ich schon verschiedene bauliche Herstellungen an, deren Ausführung nach und nach unter Aufsicht meines Nepoten, Architekten Emanuel von Tscharner, geschah. 1890 im Herbst besuchte ich wieder Chur und meine Frau daselbst; sie hatte um sich einen ganz angenehmen Gesellschaftskreis zu bilden gewußt, für den sie ein offenes Haus führte, was man ihr um so höher anrechnete, als dies nicht zu den Gewohnheiten in Chur gehörte, und ihr die Zuneigung des Publikums erwarb, obwohl ihr Urteil über die Churer oft recht hart klang.

Nun komme ich wieder in die richtige chronologische Reihenfolge, das ist in das Jahr 1892. Der älteste Sohn der Frau Z. war mittlerweile Bräutigam, dann am 7. Dezember 1890 Ehemann und schließlich Vater geworden; seine Frau war eine Russisch-Polin, sehr hübsch und liebenswürdig. Das Söhnlein kam am 29. Oktober 1891 in Krakau zur Welt und wurde Józio (Joseph) getauft.

Was wir, Frau Z. und ich, bezüglich der Gesundheit der Mutter befürchtet hatten, trat ein; sie wurde krank und siechte langsam unwiderruflich dahin, bis sie am 15. Mai 1892 ihren Leiden erlag.

Hauptmann-Auditor Z. war aber durch das monatelange Ringen um das Leben seiner geliebten Frau so tief ergriffen, daß er selbst sehr schwer erkrankte und jedenfalls ganz unfähig gewesen wäre, die Sorge um die Pflege und Erziehung des damals sieben Monate alten Knäbleins mit den prachtvollen dunkelveilchenblauen, immer fragenden Augen zu übernehmen.

Die Mutter der Frau war schon vor längerer Zeit zur Pflege ihrer Tochter von Jarmolince, in Russisch-Podolien, nach Krakau gekommen, und nun eilte auch Frau Z. dahin, um die Pflege mit ihr zu teilen; leider blieb ihr dann der trostlose Anblick des Hinscheidens der armen, wie verklärt aussehenden Frau nicht erspart.

Zu dem am 17. Mai stattgefundenen Begräbnis eilten nicht nur der Vater, Brüder und eine Schwester, sondern auch ich hinzu. Da Hauptmann-Auditor Z. eine allgemein beliebte Persönlichkeit war, fand das eben geschilderte traurige Ereignis schmerzlichen Widerhall in allen Freundes- und Bekanntenkreisen, die der Verstorbenen viele Blumenkränze spendeten und zahlreich das letzte Geleite gaben. Die Dahingeschiedene wurde vorläufig in einer Gruft und später im eignen Grabe beigesetzt. Der Gemahl war derart ergriffen, daß er nur unter Beihilfe von Bruder und Schwager den schweren Gang zurückzulegen vermochte. Es dauerte auch sehr lange, bis er sich von seinem Schmerze erholte und wieder so arbeitslustig und kräftig wie früher wurde, um endlich sein im früheren Abschnitte erwähntes, schon lange angefangenes Werk über seine Weltreise herausgeben zu können (1899).

Nach Beratung der Frau Z. mit den Großeltern mütterlicherseits übernahm Frau Z. die fernere Pflege und Erziehung des kleinen Józio.

Von nun ab war ihr Leben mit einer gebundenen Marschroute versehen, und meine Meinung, ich werde mit dem Eintritt in den Ruhestand wirklicher „Freiherr" werden, erwies sich als große Täuschung; aber ich machte mir vorläufig nichts daraus und dachte: Wer weiß, welches Glück dir dieses schöne Kind in deinen alten Tagen und denen der Frau Z. bereiten werde? Es war sehr gut, daß letztere in ihrer Wiener Wohnung über die zwei Zimmer verfügen konnte, die früher ihre jüngere Tochter Marynia, die seit 29. September 1891 verheiratet war, innegehabt hatte.

Mir, der ich überall die Nase dabei haben mußte, fiel es zu, auf Bitten und nach erhaltener Vollmacht die Verlassenschaftsabhandlung durchzuführen, da der Hauptmann-Auditor Z. noch zu sehr unter dem Schmerz über den Verlust seiner Frau litt, als daß er sich leicht in eine Verlassenschaftsabhandlung hätte hineinfinden können.

Das war keine kleine Aufgabe und verursachte eine Schreiberei, die sich von Mai 1892 bis Mai 1895 hinzog und 147 Schriftstücke umfaßte.

Bei dieser Abhandlung erwies sich der Großvater als sehr entgegenkommend.

Bei der nicht unbegründeten Befürchtung, daß der kleine Józio von der Krankheit der Mutter her erbbelastet sein könnte, war es nunmehr heilige Pflicht der Großmutter, alles zu tun, was in ihren Kräften stand, um jedem kommenden Uebel vorzubeugen, ihn stets

zu beobachten, ihn gute und gesunde Luft einatmen zu lassen, was uns dazu führte, die strengsten Wintermonate zeitweise im Süden und am Meere, die Sommermonate aber in anerkannt gesunden, womöglich hochgelegenen Orten zuzubringen. Es war dies oft mit nicht geringen Schwierigkeiten und Kosten verbunden.

Nach meiner Pensionierung nahmen Frau Z. und ich, wie ich am Ende des früheren Zeitabschnittes schon erwähnte, Aufenthalt in dem schönen St. Gilgen, woselbst wir eine für uns sehr zweckmäßig eingeteilte, schön und hoch (am Waldesrand) gelegene Villa bewohnten. Dieselbe stand zwischen der Villa Billroth und einer Bauernvilla. Frau Z. hatte im Hochparterre einen großen Salon und eine Veranda für sich, über sich in einem großen Mansardenzimmer den Kleinen, dessen Amme und das Stubenmädchen. In einem Balkonzimmer des ersten Stockes, mit herrlicher Aussicht, wohnte der Herr Hauptmann-Auditor Z., während ich die drei anderen Zimmer des Hochparterres bewohnte, woselbst auch mein Bedienter untergebracht war. Dabei muß ich erwähnen, daß unsere Bedienung ein Ehepaar besorgte, das direkt aus dem Paradiese zu kommen schien, denn er hieß Adam und sie Eva. Die Eva war nicht übel, aber der Adam war ein rechter Gnom und entsprach wenig dem Bilde, das sich die jetzige Kulturwelt, mit Ausnahme der Haeckelianer, von ihrem ersten Stammvater macht. Glücklicherweise begnügte sich mein paradiesisches Ehepaar mit weniger Nachkommen als das wirkliche.

Durch unsere Eva erfuhr ich aber, daß die Hysterie der Frauen auch schon sehr alten Ursprungs war; denn es fehlte diesem paradiesischen Weibe nicht daran.

Abgesehen von den Arbeiten, die mir der Austritt aus der Aktivität verschaffte, begann ich ein der Kunst und dem Schmetterlingssport geweihtes, ganz angenehmes Leben, bis zum Schlusse der Saison. In dieser lernte ich ein junges Mädchen und deren Mutter bezw. Familie kennen, die beide sehr musikalisch waren. Das junge Töchterchen spielte schon sehr schön Violine, welchem Spiel sie sich mit großem Fleiß in der Absicht hingab, Violinvirtuosin und Konzertgeberin zu werden, was sie auch in wenigen Jahren erreichte. Die Mutter, eine Frau P., spielte sehr gut Klavier, und so fehlte es mir nicht an Violinduetten und Sonatenspielen.

Bei meinem Schmetterlingssport sah der Kleine aus seinem Wägelchen oder vom Schoße seiner Amme aus zu, wie ich diesen geflügelten Tieren wiesenauf, wiesenab und dabei hin und her nachlief, mich abmühte wie nicht gescheit, um regelmäßig nach einer

solchen Schwitztour mich mit kaltem Wasser abreiben zu lassen und die Wäsche zu wechseln, um in den normalen Wärmezustand von St. Gilgen zurückzukehren. Komisch war es, wenn wir nach dem Souper, das wir auf der eine herrliche Aussicht über den ganzen See gewährenden gedeckten Veranda einnahmen, uns mit Schmetterlingsnetzen versehend, die in nicht geringer Zahl zu der Lampe fliegenden oder dem Geruch eines Bierglases nachspürenden Nachtfalter, oft über Tische und Stühle nachjagend, einzufangen suchten.

Es gab bei diesem nervenaufregenden Sport oft physische und Wortkarambols.

Erschrocken fuhren wir aber einmal auf, als eine große Sphinx Ligustri (Fichtenschwärmer) direkt in mein Bierglas flog, und entsprechend entzückt waren wir, als wir an einem anderen Abend ein Fraxini Catocala (Blaues Ordensband) und ein Fraxini Nupta (Rotes Ordensband) fingen.

Das Ende des diesmal mehr als je ereignisvollen Sommeraufenthaltes, in dem ich als „Abgegangen" und der kleine Józio als „Zugewachsen" in einem Dienstrapport erschienen wären, war herangenaht, doch spielte sich, bevor es erreicht wurde, noch folgende Episode ab.

Zu den immer wiederkehrenden Sommerfrischlern von St. Gilgen gehörte, wie ich schon bei 1889 erwähnte, der k. k. Hofrat Professor Dr. Billroth. Wer kennt nicht diesen weltberühmten Namen; und deshalb hoffe ich, daß eine kleine Episode, die sich zwischen ihm und mir abspielte und zu einer Amputation meiner St. Gilgner Pläne von seiner Seite führte, nicht ohne Interesse sein dürfte.

Wenn ich eine so prachtvolle Villa besäße wie der Herr Hofrat und im Sommer in ihr wohnen könnte, wäre ich gewiß auch jedes Jahr nach St. Gilgen gezogen. Dr. Billroth besaß drei Villen; eine ziemlich hochgelegene auf der Südseite und außerhalb des Ortes, eine unmittelbar am See situierte und die dritte, die schönste und größte, die er selbst bewohnte, nördlich des Ortes, am Rande eines Waldes. Vor ihr und um das Haus herum war ein sehr schöner und prächtig gehaltener Garten, der gegen die Straße St. Gilgen—Scharfling und über der Straße bis zu dem See abfiel, wo der Herr Doktor Badehütten und Bootshäuser hatte.

Zwischen der Villa, die ich bewohnte, und jener des Dr. Billroth lag ein Plateau mit mehr oder minder steil abfallenden, muldenartig geformten Wiesen und gegen den Ort zu sogar kleinen Felsenpartien. Die dem Professor Billroth eigentümlich gehörende, dem öffentlichen Verkehr bis auf Widerruf überlassene Straße führte in

der Verlängerung als Weg zu unserer Villa. Ich wußte, daß der Herr Professor ein sehr guter Klavierspieler war und einen guten Violinspieler bei sich hatte, mit dem er Sonaten spielte. Eine Tochter sang sehr schön, eine malte und die dritte und jüngste betrieb alle Arten von Sport ziemlich burschikos.

Gar manchmal lauschte ich dem schönen Sonatenspiel, wenn ich bei der Villa vorbeiging, oder hörte am Gattereingangstor zu.

Das und anderes reizte mich, des interessanten Mannes persönliche Bekanntschaft zu machen. Eines Tages schellte ich am Tor seiner Villa. Es kam ein dienstbarer Geist heran, mit diesem zähnefletschende Hunde, nahm meine Visitenkarte ab und sagte, der Herr Doktor sei nicht zu Hause. Weiter eintreten wollte ich schon der Hunde wegen nicht; denn sie machten mir den Eindruck, als ob sie bereit wären, aus mir ein operationsfähiges Objekt zu bereiten. Der Herr Professor war wirklich nicht zu Hause, denn ich sah ihn nachher spazieren gehen.

Meine Visite erwiderte er nicht; wahrscheinlich weniger aus Furcht vor dem pensionierten Feldzeugmeister als vor dem noch aktiven Violinspieler, von dessen Zusammenspiel mit ihm er sich wenig Genuß erwartete. Mich ärgerte der Vorfall, und dies artete, durch Zufall begünstigt, in Bosheit aus. Als ich aber den Herrn Professor nicht lange darauf eine stark ansteigende Straße hinaufgehen, dabei öfters stehenbleiben, nach Atem ringen und den Schweiß sich von der Stirn wischen sah, bedauerte ich den schon kranken Mann von ganzem Herzen; ich wich ihm aus und erklomm auf einem Fußsteig die Straßenhöhe. Dort stand der Herr Professor mit dem hervorragend schönen Gesicht in seiner eleganten braunroten landesüblichen Tracht, den Hut in der Hand, Umschau über die Umgegend haltend. Ich mußte ihn passieren. Er grüßte freundlichst und lächelte, und fast schien mir aus seinem Lächeln heraus zu sprechen, es täte ihm leid, von meinem Violinspiel keine Notiz genommen zu haben, denn er hätte von seinem intimen Freunde Dr. Fleischl vernommen, daß dieser, auch ein brillanter Klavierspieler, viel und vielerlei Sonaten mit mir spiele.

Nun komme ich zu meiner Bosheit, die ich aber, wie gesagt, zu spät bereute. Ich ging schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes 1889 in St. Gilgen mit der Idee um, mir daselbst und zwar auf dem früher erwähnten Plateau eine Villa zu erbauen. Ich hatte dazu einen Plan entworfen und denselben durch Geniehauptmann Acham, Lehrer der Baukunst und Architektur am höheren Geniekurs, im Detail ausarbeiten lassen. Die projektierte Villa gefiel allgemein,

und es hieß schon im Orte, die schönste Villa auf dem schönsten Platze werde doch seinerzeit Exzellenz Baron von Salis besitzen. Das hörte auch Professor Billroth, und dem entsprang mutmaßlich seine mich befremdende Handlungsweise.

Das Plateau gehörte seiner ganzen Ausdehnung nach dem mir bekannten, in St. Gilgen geachteten Schlosser und Schmied Meindl. Ich wurde mit demselben über den Kaufpreis bald einig und wähnte mich schon im Besitz des Grundes und der im nächsten Jahre zu erbauenden Villa, als Herr Meindl zu mir kam und mir mitteilte, daß er leider seinen Grund nicht verkaufen könne, weil der Herr Hofrat die Vorhand darauf hätte und von dieser Gebrauch mache, da, wie Herr Meindl sagte, der Herr Hofrat sich seine Aussicht nicht verbauen lassen wolle. Hätte der Herr Hofrat die Liebenswürdigkeit gehabt, über das Wie und Wo mit mir Rücksprache zu pflegen, so hätte er dabei erfahren, daß meine Villa und deren vorliegender Garten ihm gar nichts von der Aussicht aus seinem Hause verlegt hätte. Also, dachte ich, mit dem Platze ist's nichts, und betonte gesprächsweise an öffentlichen Orten, ich werde mich auf der zwischen dem erwähnten Plateau und der Villa des Hofrates liegenden, mit einer Vorkuppe endenden Wiesenmulde einbauen.

Dieser Bauplatz gehörte einem alten Bauernmütterchen. Als ich bei dieser das zweitemal wegen des fraglichen Bauplatzes vorsprach, erzählte sie mir: „Exzellenz, mit unserem Kauf und Verkauf ist's nichts; der Herr Hofrat kauft den Platz und zahlt mir mehr wie Sie." Als ich sie um die Summe fragte, gab sie eine an, die größer war, als ich vermuten konnte, und bedeutend höher, als ich je bezahlt hätte.

Also angebissen, dachte ich mir, hat der Herr Hofrat doch, der in solchen Dingen sehr splendid sein konnte; er kaufte wirklich beide Plätze und überließ dabei noch deren Nutznießung auf unbestimmte Zeit den Verkäufern.

Mein diesjähriger Aufenthalt in St. Gilgen wurde somit dem Herrn Hofrat recht teuer; aber nicht in der Art, wie ich es eigentlich gewünscht hätte, nämlich durch Duettespielen mit ihm.

Was sich in diesem Jahre nach meiner Rückkehr in Wien ereignete, habe ich am Schlusse des vorigen Zeitabschnittes bereits erzählt, aber nicht, wie es eigentlich um mein Inneres stand.

Ich war bei meiner Pensionierung 66½ Jahre alt, physisch und geistig noch vollkommen beisammen. Mit dem unveränderten Drange nach Tätigkeit kam ich überall meistens zu früh. Diesmal hatte ich aber das Gefühl, zu früh gegangen zu sein. Aengstlich darüber,

wie ich meine Zeit fortan zubringen werde, war ich nicht. Ich hatte außer einer Fülle von Privatgeschäften, die im Jahre manchmal das Schreiben von achthundert Privatbriefen erforderten, sechs kleinere und größere Vermögensverwaltungen zu leiten, hatte Freude am Ausüben der Musik, der sich bald die an der Malerei anschloß, ging gern in Theater und Konzerte, mußte oder wollte zeitweise meiner Geschäfte, meiner Familie und des kleinen Józio oder Freundesbesuche halber bald da- oder dorthin reisen — — — also wegen Mangels an Tätigkeit zu langweilen brauchte ich mich nicht.

Eine andere Frage, die meistens, selbst bei hohen Herren, die in den Ruhestand treten, zu einer drückenden wird und dahin lautet: Wie muß ich bei den nunmehr so verringerten Bezügen mein künftiges Dasein einrichten, um sorgenlos und standesgemäß fortzuleben, drückte mich auch nicht. Ich hatte in den fetten Jahren meiner höheren Anstellungen durch Sparsamkeit und Zurücklegen von Ueberschüssen dafür gesorgt, daß es nicht gar zu magere Jahre gebe. Das kam mir jetzt zugute, und ich war deshalb in die Lage gesetzt, trotz der beinahe auf die Hälfte gegen früher reduzierten Gebühren so fortzuleben, wie ich bis jetzt eben gelebt hatte.

Die Ereignisse, die sich nun bis 1906 abspielten, führten zu Tätigkeiten meinerseits, die ich, um deren Zusammenhang nicht zu stören, jede für sich und zwar in Form von Geschichten wiedergebe.

Die erste betitle ich:

„Der Autor als schlechter Pädagog."

Sie erzählt, wie ich bezüglich des zugewachsenen Józio als erwählter Nebenvormund zu einem Pädagogen werden mußte, der gar kein Talent zu einem solchen hatte, den Jungen statt erzog verzog, bis er mir über den Kopf wuchs und ich schließlich vor einer Gärungsperiode desselben in physischer und geistiger Beziehung stand, von der ich den geklärten Zustand gegenwärtig mit Spannung erwarte. Unter der treuen Obhut und Pflege der Frau Z. wuchs das schöne Kind, immer schöner werdend, physisch und geistig überraschend heran und machte uns unendlich viel Freude. Sein heiteres Temperament ließ nichts zu wünschen übrig. Er ging lachend in sein Bettchen und wachte lachend auf. Nur selten hörte man ihn weinen, und wenn, so war es gewiß eine Ungeschicklichkeit von seiten seiner sonst sehr guten und aufmerksamen Wärterin oder der paradiesischen Eva, die das hervorrief.

Im Jahre 1893 krabbelte der Kleine schon im Zimmer herum, und später guckte er sogar beim Essen auf den Tisch, an dessen Ecken,

die sehr scharf waren, wir die Hände halten mußten, damit er sich nicht wehe tue. Er war entschieden schon damals musikalisch veranlagt, denn er sang beim Spazierengehen oder in seinem Wägelchen sitzend und fahrend fortwährend und hörte, wenn ich Violine spielte, besonders wenn das mit Klavierbegleitung geschah, gern und mit Aufmerksamkeit zu.

Da das Klima von St. Gilgen dem Kleinen sehr gut tat, und uns jedenfalls nicht schlecht, und wir daher erwarten durften, daß er in jenem weiter vorzüglich gedeihen werde, so wiederholten wir den Sommeraufenthalt daselbst die nächsten beiden Jahre, 1893 und 1894, und hatten am Schlusse dieser Saison schon die Freude, ihn in dem hart an unsere Villa grenzenden Wäldchen spielen und herumlaufen zu sehen, wobei er nach jeder Richtung meist von vier, selten von zwei, oft aber auch von sechs bis acht liebenden Augen bewacht wurde.

Unsere Gedanken konzentrierten sich auf die Sorge um das Wohl des Kindes.

Das nächste Jahr konnten wir den Aufenthalt in St. Gilgen unserer Mietgeberin wegen nicht wiederholen und wanderten mit dem Kleinen nach dem uns vom Jahre 1890 bekannten Pitten, und zwar wieder in die damals innegehabte Villa und Wohnung der Frau Hahn.

Der Aufenthalt daselbst schloß aber eine Katastrophe in sich, die wir des Kleinen wegen nicht vergessen können.

Ein unaufhörlicher Regen hatte den ohnehin gegen die nächste Umgebung hochgelegenen Pittenbach, der auf der Ostseite den Garten der Frau Hahn begrenzte, gegen Abend in einen reißenden Strom verwandelt, der den ganzen Garten bald überflutete und von dem ein Teil, von der Brücke an, sich einen neuen Weg längs der Westseite des Gartens, an der unsere Villa lag, gebahnt hatte.

Noch stieg das Wasser, und es bedurfte des Steigens nur noch um einige Zoll, um in die Villa zu dringen und die Zimmerböden zu überfluten. Die zweite Villa im Garten, die etwas tiefer lag, stand schon ganz im Wasser. Bekannte Herren hatten deren Inwohner auf ihrem Rücken durch den allerdings nur seicht überfluteten Garten und in benachbarte Häuser, die höher lagen, getragen.

Wir dachten auch schon daran wegzuwandern, als glücklicherweise das Wasser, und zwar ziemlich schnell, wieder fiel und damit diese Gefahr vorüber war.

Nun kam aber noch eine Gefahr, nämlich die, daß unsere ohnehin feuchte Wohnung noch feuchter zu werden drohte; und das

bewog uns, die Villa zu verlassen und in eine andere, sehr schöne, auch in einem Garten gelegene Villa zu ziehen, deren erster Stock aber nur auf zirka vier Wochen frei war.

Dann hieß es wieder weiterwandern, und zwar nach Aspang, wo wir für den Rest des Sommers eine entsprechende Wohnung in einem Gebäude des Grafen Pergen fanden, das am Fuße seines herrlichen Schloßbesitzes stand.

Einen ruhigen und wohlfeilen Sommeraufenthalt hatten wir dieses Jahr nicht. Hingegen gestaltete sich der Aufenthalt in Aspang, wo sich unser schöner Knabe vieler Sympathie erfreute, sehr angenehm und für das Kind sehr gut, weil es beinahe immer im Freien war. Er hieß unter allen Bekannten „das Leuchtkäferchen", weil er abends in einem Wägelchen sitzend, das mit einer eisernen Bremse und einer blendenden Radfahrerlaterne versehen war, von unserem Bedienten oder der Bonne in das Gasthaus hin- und wieder zurückgefahren wurde.

Wir konnten uns aber auch in Wien bezüglich guter Luft für den Kleinen nicht beklagen, da uns Herr Baron K. gestattete, Józio samt seiner neuen Bonne, so oft es das Wetter erlaubte und wir wollten, in seinen großen, uns gegenüber liegenden Garten zu senden. Józio hatte in kurzem das Herz der Tochter des Herrn Barons erobert; sie tollte und spielte mit ihm selbst wie ein Kind herum; daran beteiligte sich auch ein großer schwarzer, sehr gutmütiger Hund; einmal wollte derselbe seine Vorderpfoten auf die Schultern von Józio legen, verfehlte aber mit einer Pfote das Ziel und zerriß dem Kleinen ein bißchen die Unterlippe mit einem Nagel, so daß das Kind weinend und blutend mit der Bonne zu uns kam und eine Zeitlang sich gar nicht mehr in den Garten zu gehen getraute.

Das nächste Frühjahr fuhren wir für zwei Monate, März und April, nach Abbazia. Wir fanden daselbst in einer ganz nahe dem Park gelegenen Villa „Camilla" eine sehr gute Wohnung und ausgezeichnete Verpflegung bei mäßigen Preisen. Vor dem die Wohnung in zwei Teile teilenden Salon zog sich nach der ganzen Länge der Villa eine Terrasse hin, von welcher, wie auch von den sechs Fenstern dieser Front, man zwischen anderen Villen hindurch, Teile des Meeres und des Hafens übersah. War Józio nicht im Park, so spielte er auf dieser Terrasse. Der Bub machte durch seine schönen russisch-polnischen Anzüge, seine nach polnischer Art getragenen Haare wie durch die Schönheit seines Gesichtes unter den Parkbesuchern ein gewisses Aufsehen, das ihm zu vielen Bekanntschaften verhalf. Nicht selten wurden wir, wenn wir mit dem Kleinen spazieren gingen,

von Amateurphotographen gebeten, ihn photographieren zu dürfen; klipp, klapp, und das Bild war schon festgenagelt.

Bei voller Blütenpracht kehrten wir, sehr zufrieden von dem Aufenthalt an diesem herrlichen Gestade, anfangs Mai nach Wien zurück, aber nicht auf sehr lange.

Mein alter lieber Kamerad und Freund, Generalmajor Ignaz Ritter von Hillmayr, hatte für diesen Sommer in Parsch bei Salzburg eine zweiteilige Wohnung für Frau Z. und Enkel und andererseits für mich, im dortigen Hotel, das in einem großen Garten und sehr nahe dem Bahnhofe der Gaisbergbahn lag, aufzufinden gewußt.

Dem Kleinen imponierte die Gaisbergbahn außerordentlich; es überraschte ihn insbesondere, daß auf ein bloßes Hornsignal sich sofort der ganze Zug in Bewegung setzte; er schloß daraus, daß, wenn er ein solches Horn besäße und blasen würde, dasselbe geschähe. Das Horn mit ganz gleichem Ton war bald beschafft; er ging damit triumphierend auf den Bahnhof, und eh der Kondukteur sein Zeichen zur Abfahrt gegeben hatte, blies der Kleine in sein Horn, und siehe da! der Zug setzte sich in Bewegung, um natürlich unter sofortigen „Halt — halt!"-Rufen wieder stehen zu bleiben. Der Kleine wurde vom Stationschef ins Verhör genommen, das aber damit sein Ende fand, daß man ihm gestattete, wenn er bei Abgang eines Zuges auf dem Bahnhof sein sollte, das Zeichen zu blasen, sobald ihm der geeignete Moment hierzu vom Kondukteur bekanntgegeben würde.

In Salzburg war es auch, wo das Lernen seinen Anfang nahm und ich Gelegenheit hatte, meine pädagogische Ader zu eröffnen; ich überschüttete ihn mit Buchstabenschachteln und Zählapparaten, geographischen Geduldspielen u. s. w. u. s. w., die er alle gnädigst in Empfang nahm und gern damit spielte, ohne daß ich gerade behaupten könnte, er lernte spielend. In Wien wurde dann das Lernen schon etwas ernster.

1897 brachten wir den Sommer wieder in St. Gilgen zu, hatten dort eine ganze Villa, nicht weit außerhalb des Ortes und nahe dem See, aber noch über der Straße, längs derselben, in Miete genommen. So schön die Villa war, so blieb sie uns nicht in guter Erinnerung. Sie lag zwar zu hoch, als daß das Hochwasser des Sees in sie hätte dringen können, aber das verhinderte, daß das Wasser, welches von dem nach rückwärts ansteigenden Terrain durch den Schotterboden herabrieselte, sich in den See ergießen konnte, und so staute es sich und drang in unsere Kellerräume bis hart unter die Sohlbänke der Kellerfenster. Wir mußten, als es zu regnen aufhörte, die freiwillige

Feuerwehr herbeirufen, um die Kellerräume auspumpen zu lassen, was aber trotz immer zahlreicher werdender Feuerwehrmänner nicht gelang, da mehr Wasser eindrang als sie auspumpten. Es war eine reine Sisyphusarbeit. Ich ließ den zahlreichen Männern reichlich Bier, Käse und Brot bringen, erhielt aber trotzdem ein paar Tage darauf eine Rechnung von einem Gasthaus auf siebzig Gulden über ein Souper, das sie sich daselbst auf meine Rechnung hatten geben lassen. Eine teure freiwillige Feuerwehr! Das Ausschöpfen der Kellerräume gelang erst, als der Zufluß des Wassers dadurch aufhörte, daß es zum See abfließen konnte; aber die Villa blieb feucht und verursachte uns Bewohnern rheumatische Zustände.

Diese Umstände und die vielfachen Regen im Salzburgischen überhaupt verleideten uns die Wiederkehr dahin.

Die nächsten zwei Jahre 1898 und 1899 brachten wir — März und April — wieder in Abbazia in derselben Wohnung der Villa „Camilla", den Sommer 1898 in Baden bei Wien und die nächsten vier Sommer in Neuberg in Steiermark zu.

Hinsichtlich des Kleinen muß ich erwähnen, daß derselbe überall, besonders natürlich in Wien, geregelten, seinem Alter entsprechenden privaten Volksschulunterricht durch Volksschullehrer erhielt. Der letzte derselben, Herr Schmidt, war nach Charakter, Wissen und Methode ein äußerst gediegener Mann, der etwas später der Lehrer Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian, des zweiten Sohnes Seiner Kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Otto, wurde. Er gab dem Knaben so guten Unterricht, daß Józio im Jahre 1903 über die fünf Klassen Volksschule eine Prüfung ablegte, bei der er in sämtlichen Gegenständen „sehr gut" erhielt, und im gleichen Jahre eine zweitägige Aufnahmsprüfung für das Gymnasium gut bestand, worauf er im September in die erste Klasse des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Bezirke eintrat.

In Abbazia entdeckte der Kleine seine poetische Ader und hatte über jeden Vers, der ihm gelang, große Freude. Daselbst erhielt er auch den ersten Klavierunterricht. Schon früher hatten seine kleinen weichen Hände sehr viel auf dem Klavier herumgefuchtelt und merkwürdigerweise immer mit einem gewissen, nicht zu verkennenden Verständnis. Die Lehrerin hatte gar keine Mühe, mit ihm ein paar einfache, vierhändige Stückchen einzustudieren, worüber er große Freude hatte.

In Baden bei Wien blieb er mit mir vor der Büste Grillparzers stehen, schaute sie an und fragte mich: „Exzellenz, wer ist denn das?" Ich sagte ihm: „Das ist unser großer Dichter Grillparzer." Der Kleine meinte: „So ein Monument muß ich auch einmal bekommen."

Ich sagte: „Ja, da mußt du auch einmal so schön dichten!“ worauf er erwiderte: „Das werd' ich schon tun.“

In Neuberg nahm er gediegenen Musikunterricht bei dem dortigen Schuldirektor Herrn Josef Merz. Dieser war ein ausgezeichneter Pädagog, Musiker und Mensch, spielte die bekannt schöne dortige Orgel wundervoll, dabei auch trotz seiner erst vor kurzem gebrochenen Hand noch immer sehr gut Klavier, hingegen nicht mehr Saiteninstrumente. Herr Merz erkannte das Talent Józios sofort und meinte: „Der Kleine hat eine so weiche und vorzügliche Hand für das Klavier, daß er nichts braucht als Noten fressen zu lernen.“

Aber selbst Herr Merz ahnte dazumal gewiß nicht, welche Begabung in dem Kleinen steckte, frei aus seinem Geiste heraus, das was er dachte, fehlerfrei aufs Klavier zu übertragen.

Im gleichen Jahre, als Józio — Mitte Juni 1903 — die Gymnasialprüfung abgelegt hatte, fuhren wir mit ihm nach Marienbad, wo wir in einer herrlich gelegenen Villa bis zur Einrückungszeit ins Gymnasium zubrachten. In diesem Gymnasium blieb er das Schuljahr 1903/04, 1904/05 und 1905, erstes Semester und einen Teil des zweiten; dann nahmen wir ihn aus Gesundheitsrücksichten heraus und ließen ihn privat weiterstudieren, so daß er die Prüfung in die vierte Gymnasialklasse der k. u. k. Theresianischen Akademie, in die wir ihn im Einverständnisse mit seinem Vater als Zahlzögling brachten, bestehen konnte. Den Sommer 1904 brachten wir mit ihm in Gutenstein, 1905 und 1906 in Baden bei Wien zu.

Im öffentlichen Gymnasium lernte er von manchem zu viel, von manchem nicht genügend und nicht gleichmäßig genug und war gegen früher ziemlich viel unwohl und sogar krank. Entwickelt hatte sich aber bei ihm der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit nur zu viel und nebenbei auch in ungewohntem Maße seine Anlage zur Poesie und Improvisation auf dem Klavier; mit vierzehn Jahren hatte er einen ganzen Band größerer und kleinerer Gedichte verfaßt, die leider viel zu viel bewundert wurden, und eigene Kompositionen formell richtig zu Papier gebracht.

Im Hause war er uns, wie man so sagt, über den Kopf gewachsen; es fing in physischer und geistiger Beziehung eine Gärung in dem Knaben an, deren Endergebnis heute (1908) noch nicht feststeht. Doch erwähne ich über das nichts weiter, weil es über die Grenze, 1906, geht, mit der ich mein Buch abschließe.

Wer weiß, ob die Generation des eben geschilderten Knaben nicht noch manches von ihm zu hören bekommen wird, dem ich den Wunsch beifüge: Möge es recht viel Gutes und Schönes sein!

Obwohl es ganz selbstverständlich ist, so erwähne ich doch, daß ihn der Vater, der seinen Knaben unendlich liebte und ihn uns nur unter zwingenden Verhältnissen in Erziehung und Pflege überlassen hatte, so oft als nur möglich, und zwar meistens auf vierzehn Tage und darüber, besuchte.

Wie der Autor Maler wurde.

Die verehrten Leser wissen aus der Vorrede zum ersten, wie aus Stellen des vierten Abschnittes von diesem Bande, daß ich mich schon in St. Gertraud mit Malereien in Aquarellfarben abgab. Doch waren diese meine ersten Versuche im Malen, bis zum Jahr 1896, der Mehrzahl nach eher als Zutaten zu den Gemälden, die Frau Z. herstellte, wie als eigene Malereien zu betrachten.

Vorausschicken will ich, daß ich von Jugend auf ein ebenso guter Freihand- als Linearzeichner war, daß ich ziemlich viel in Kreide und Tusche arbeitete und zu den besten Zeichnern in der Akademie gehörte. Im Situationszeichnen war ich in meiner Klasse sogar der Beste, und keiner tat es mir zuvor. In Aquarell- oder Oelfarben malte ich nie, hatte aber guten Farbensinn und vor allem sehr scharfe, ausdauernde Augen und auch ein vorzügliches Augenmaß. Vorbedingungen, um zur Malerei überzugehen, waren also vorhanden.

Frau Z. malte in dieser langen Zeitperiode eine große Anzahl von Blumenstücken, Holztellern, Tabletten, Ofenschirmen und selbst größere Gemälde, bei denen ich mithelfen durfte. Es war dies eine ganz ansehnliche Zahl — bei hundert Stücke — von sehr netten, sauber ausgeführten, größeren oder kleineren Malereien, meist nach Farbendruckvorlagen bester Qualität.

Selbständig malte ich während dieser Zeit, außer auf Kieselsteinen Schmetterlinge und anderes Getier in Oelfarben zum Gebrauch als Briefbeschwerer, noch zwei Tassenbretter in Aquarell nach französischen Vorlagen, zu denen ich die Einfassungsrahmen selbst komponierte, zeichnete und mit Farben ausmalte.

Die erste größere Arbeit, an der ich mich im Jahre 1894 in St. Gilgen beteiligte, war ein Gemälde in Oel nach einer Reklamezeichnung des polnischen Malers Stackiewicz, welcher diese für die Landwirtschaftliche Ausstellung in Lemberg komponiert hatte und prachtvoll in Farbendruck ausführen ließ.

Ich war sehr stolz auf diese Mithilfe, die ich leisten durfte, obgleich ich dabei von Frau Z. viel getadelt wurde. Das schreckte mich aber nicht ab, auch an anderen Gemälden der Frau Z. mitzuhelfen und mich als Beteiligter der neuen Firma, die ich „Oel- und Essig-

firma" nannte, mit zu unterfertigen. Es hieß dann nicht mehr M. Z., sondern M. Z. und D. v. S.

Eine recht große Arbeit, die wir 1896 in Parsch gemeinschaftlich ausführten, war ein vierteiliger großer Ofenschirm, dessen vier Tafeln die vier Jahreszeiten nach Vorlagen in Farbendruck der bekannten Malerin Vouga vorstellten.

Diese Arbeit gelang uns ausnehmend gut und wurde wirklich von vielen bewundert. Ich zeichnete dazu einen schönen Rahmen, der bei Schuhs Nachfolger in der Plankengasse schön und solid ausgeführt wurde. Der Ofenschirm war auf Ansuchen genannter Firma einige Zeit in ihrem reichhaltigen Geschäftsladen ausgestellt und hätte sofort gegen hohes Geld verkauft werden können.

Jedes der Kinder der Frau Z. und andere unserer Bekannten wollten nun wenigstens ein Blatt als Ofenschirm erhalten. Und es blieb uns nichts übrig, als einzelne Tafeln dieses Ofenschirmes wiederholt zu malen und zu verschenken.

Anno 1897 malten wir gemeinschaftlich nach einem ganz ausnehmend schönen Farbendruck das berühmte Gemälde „Grablegung Christi" von Ciseri. Wir hatten die Vorlage photographisch vergrößern lassen, um das Gemälde größer und doch ganz genau so zu erhalten, wie jene selbst war. Wir setzten unser Bestes ein, um das Gemälde so farbenprächtig wie den Farbendruck und dabei doch so zu malen, daß es den vollständigen Eindruck eines Oelgemäldes mache.

Wir waren auf diese Arbeit um so stolzer, als sie selbst von Kunstkennern als gelungen anerkannt wurde. Die zwei Hände, die sie leisteten, wie den öfteren Wortwechsel, der wegen dieses Bildes zwischen den beiden Malenden entstand, konnte man ihm nicht ansehen.

Aber die Firma erhielt einen Riß. Mein Selbstbewußtsein war gewachsen, ich wollte von nun an allein schaffen.

Ein anderes Resultat dieses Gemäldes war die Erkenntnis, daß Kopierer, wie wir es waren, nur nach besten Originalgemälden malen sollen, weil bei genauem Kopieren auch der Charakter eines Gemäldes in der Kopie mit zum Vorschein kommt. Diesem Grundsatze blieben wir von nun an bis auf wenige Ausnahmefälle ziemlich treu. Der Zufall begünstigte uns dabei, so daß wir viele Gemälde von hervorragenden Meistern zum Zweck des Kopierens erhalten konnten.

Wo wir von nun an auch immer waren, sei es in Wien, Abbazia, Baden oder Neuberg, wurde von uns, jedes für sich, oder auch ausnahmsweise gemeinsam, mit wahrer Passion fortgemalt.

Wir wußten uns in all diesen Orten gute Originale von

bekannten, manchmal aber auch von vorzüglichen Meistern alter, neuer und auch sezessionistischer Schule zu verschaffen.

Man kam uns in dieser Beziehung allerorts mit größter Zuvorkommenheit entgegen. Insbesondere muß ich aber hierbei der bekannten Malerin Fräulein Littrow in Abbazia, des in Wien bekannten Malers Generalmajor Berres von Perez, dann aber auch Seiner Exzellenz Baron Chertek gedenken, welch letzterer es uns ermöglichte, von den zahlreichen Gemälden bester Meister, die sich in dem kaiserlichen Jagdschlosse zu Neuberg befinden, viele kopieren zu können.

Es dürfte nicht uninteressant sein, die Zahl der Maler zu erfahren, von denen wir uns Originalgemälde zu verschaffen wußten. Es sind dies nämlich über fünfzig, die bedeutendsten davon heißen: Thadd. Adjukiewicz, Appert, Barzaghi, C. Beck, Biasutti, Brioschi, Charlemont, Ciseri, Defregger, Ditscheiner, Dujardin, Egner, Friedländer, Galeani, Hals, Hentsch, Hippich, Holub, Hörmann, Kaufmann, Littrow, Malknecht, Martin, Müller, v. Perez, Pogna, Ruysdael, Schindler und Zimmermann.

Wir malten außer den vorher angeführten kleineren und größeren Bildern von 1896 ab bis 1901 gemeinsam 12, ich allein 59 und Frau Z. 34 verschiedene Bilder.

Meine letzten zwei Bilder vom Jahre 1901 in Neuberg waren eine Mondscheinlandschaft von Ditscheiner und ein sehr feines Bild eines Sizilianers nach einem Farbendruck nach Gloeben Taormina.

Ich war sehr stolz auf meinen Vollmond, der mir mehr zu glänzen schien als der auf dem Original.

Als ich aber den nächsten Tag meine Augen von dem äußerst feinen Bilde des Sizilianers ab- und meinem Vollmonde zuwandte, hatte derselbe, so oft ich ihn anstarrte, einen schwarzen Fleck bekommen, der ab und zu verschwand und dann wiederkehrte. Ich dachte gleich: ‚Der Fleck ist nicht im Mond, sondern in meinen Augen,‘ deckte das eine, dann das andere mit der Hand zu und erkannte, daß in meinem linken Auge etwas vorgegangen sein müsse.

Nur noch mit Mühe und einer gewissen Unsicherheit im Sehen vermochte ich die zwei begonnenen Bilder zu vollenden. Dann — war es ein für allemal aus mit dem Malen. Ein harter Schlag für mich.

Nachher stellte sich heraus, daß sich aus einem Kapillargefäß der Netzhaut ein kleiner Tropfen Blut zentral in diese ergossen hatte und auf ihr einen Fleck bildete, der die empfangenen Lichtstrahlen nicht mehr zurückzuwerfen vermochte.

Das rechte Auge blieb gesund. Ich konnte noch, aber nicht mehr so gut wie früher, Noten lesen; doch deckte der schwarze Fleck des öfteren ein oder die andere Note zu und erleichterte mir, jedenfalls mehr als gut war, das Danebengreifen.

Aber das eine Auge ermüdete ob der Anstrengung auch bald, und 1905 in Baden bei Wien nahm auch das Violinspiel sein Ende.

Der Schlag war vielleicht noch empfindlicher für mich als der erste.

Die Leute meinten, ich solle auswendig spielen. Ich war aber nie ein Auswendigspieler, sondern ein Blattleser, wie es die Kammermusik verlangt. Und nun sollte ich mich mit Auswendigspielenlernen abplagen, wozu man, um die Noten zu lesen, wieder die Augen braucht; das war mir zuwider, und so gab ich es ganz auf und schritt dazu, mir vorlesen zu lassen, zu diktieren und anderen, die bei mir spielten, zuzuhören und schließlich, was mir die Leser verzeihen wollen, ab 1906 ein junger Autor zu werden.

Hinsichtlich meiner Augen wurden natürlich die renommiertesten Wiener und anderweitigen Augenärzte zu Rate gezogen. Alle stimmten darin überein, daß der casus Salis fatalis sei. Operativ konnte man nicht eingreifen. Die Wirkung indirekter und Reflexmittel war sehr zweifelhaft. Zu einem Versuchskaninchen wollte ich mich nicht hergeben, und da mir der letzte Augenarzt, ein Professor, nach genauer Untersuchung den wohlmeinenden Rat erteilte, nichts zu unternehmen, weil es für mich nur ein Rezept gäbe, nämlich: Geduld, gemischt mit Ergebung zu gleichen Teilen, weil das Uebel eine Alterserscheinung sei, gegen das sich nichts machen ließe, so ergab ich mich in mein Schicksal. Brillen, welcher Art immer, nutzten gar nichts, und Vergrößerungsgläser trugen dazu bei, die Deteriorierung der Netzhaut zu fördern.

Die Wände der Zimmer unserer Wohnung, d. h. der von mir und meiner Frau, der früheren Frau Z. (davon noch später), sind vollbehängt mit unseren selbstgemalten Bildern, an die sich über die früher angegebene Anzahl noch gar manches Stück, das meine Frau von 1902 bis 1906 sporadisch malte, anreihte.

Mit einem gewissen Stolz zeigen wir unseren Besuchern gern unsere Gemäldegalerie. Dabei mache ich den Cicerone schweren Herzens, denn stünden die Gemälde, die ich schaffte, nicht lebhafter vor den Augen der Seele, als vor den des Lichtes stark beraubten wirklichen Augen, so würde ich für erwähnte Galerie kaum einen richtigen Führer bilden können.

Gegenwärtig sehe ich gerade noch so viel, daß ich allein spazieren

gehen, schwer aber Bekannte, denen ich begegne, erkennen kann. Bei noch längerem irdischen Fortvegetieren dürfte aber auch dieses Maß des Sehens verschwinden.

Où est la femme oder cherchez la femme.

So fragt man sich bei allen privaten, Familien-, öffentlichen, politischen, ja selbst kriegerischen Ereignissen, wenn man den Grundursachen, die sie hervorriefen, nachstöbert. So war es denn auch une femme, besser gesagt eine Dame, welche mich glücklicherweise meinem teuersten Freunde und Ingenieurklassenkameraden nach beinahe drei Dezennien wieder in die Arme führte, die wir seither nicht voneinander lassen. Das kam so:

Am 7. April 1895 schiffte sich meine Cousine Jertha von Salis-Soglio, die in Neapel auf Besuch bei ihrer verheirateten Tochter Jerthi war, auf der „Hohenstaufen" des Norddeutschen Lloyd ein, um nach Genua zu fahren. Die See war sehr stürmisch, und meine Cousine schwankte auf dem Verdeck des Schiffes halb seekrank herum. In diesem kläglichen Zustande näherte sich ihr ein Herr, bot ihr seine Hilfe an, zeigte ihr, wo sie ihren Liegesessel am besten plazieren könne, um weniger von der Wellenbewegung zu leiden, trug ihr denselben dorthin, brachte ihr zur Erfrischung Sekt und anderes, so daß sich meine Cousine bald erholte und dem liebenswürdigen Herrn, der sich ihr vorstellte, ihren Namen bekanntgeben konnte. Als er hörte, daß die Dame eine nahe Verwandte von mir sei, war des Fragens um mich kein Ende. Aus diesem und den strahlenden Augen, mit denen die Fragen gestellt wurden, ersah meine Cousine, daß Herr Major Steinitzer — denn das war dieser Herr — ein ganz ungewöhnliches Interesse an mir haben mußte.

Diesen Vorfall erfuhr ich aber von meiner Cousine erst im kommenden September in Chur, wobei sie mir sagte: „Du, der Herr muß dich aber ungeheuer gern haben, denn seine Augen verrieten förmliche Liebe zu dir!"

Nun war es an mir, die nun dreißig Jahre ruhende Freundschaft wieder zu eröffnen. Das hatte „une femme" verursacht.

Bald darauf, und zwar am 3. Oktober, ließ ich meinen ersten Brief an Freund Steinitzer von Chur nach München abgehen, war aber etwas enttäuscht, daß ich auf meinen sehr warm gehaltenen Brief erst nach meiner Rückkunft in Wien am 19. Oktober Antwort erhielt. Aber der Enttäuschung folgte nach Durchlesen des Briefes, der auch die Ursachen der Verzögerung begründete, helle Freude; so warm und gefühlvoll war sein Inhalt.

„Ich wünsche," meinte Herr Major Steinitzer unter anderem, „daß es Dir im Leben oft möglich gewesen sei, so viele Freude zu bereiten, als mir Deine Zeilen verursachten. . . . und in die Freundeshand, die Du mir mit alter Wärme reichst, in die schlage ich mit heller und ungetrübter Freude ein."

Nun galt es vorerst sich brieflich gegenseitig bekanntzugeben, was sich bei jedem in den drei Dezennien, in denen wir uns weder sahen noch schrieben, zugetragen hatte. Da gab es eben sehr viel zu erzählen und zu schreiben. Denn der eine (Steinitzer) hatte sich vermählt, fünf wohlgeratene Söhne und zuletzt eine Tochter erhalten und war Witwer geworden. Er hatte sich in München ein schönes Anwesen mit einem Familienhaus, mitten in einem Garten, dazumal beinahe noch außer der Stadt gelegen, und in Feldafing am Starnberger See, das eben im Aufblühen stand, ein größeres Bauernhaus mit großem Garten angekauft.

Meinen Lebenslauf kennen die Leser großenteils schon aus „Meinem Leben" und wissen daher, was ich meinem neu entdeckten Freunde darüber mitteilen konnte.

Unsre beiden Lebenswege waren der Hauptsache nach sehr verschieden. Sein inneres Leben war abgerundet, glücklich und ihn und seine Familie selbst nach jeder Richtung zufriedenstellend, sein äußeres Leben trotz der guten Verhältnisse, in denen es sich hinzog, einfach und weder prunk- noch geräuschvoll. Es war geradezu rührend, wie dieser geistreiche Mann sein Familienglück einfach und warm beschrieb. Aus allen seinen Briefen leuchtete ein Fortleben jugendlichen Idealismus hervor, den selbst sein philosophischer Kopf nicht abzustreifen vermochte. Und aus dem schriftlichen wie persönlichen Verkehr mit ihm ging ein Reiz hervor, dem man sich (besonders Damen) schwer entziehen konnte.

Abgesehen von dem nun eingetretenen, bis heute dauernden lebhaften Briefwechsel, der bis zu diesem Tage 289 erhaltene und wohl ebensoviel abgesandte Briefe und Karten umfaßt, wurde es ein beiderseitiges Bedürfnis von 1896 ab, so oft als möglich einander zu sehen bzw. zu besuchen.

Das geschah denn auch von dieser Zeit ab nahezu alljährlich, des öfteren auch zweimal im Jahre; ich besuchte ihn in München, Feldafing, und als er von diesem wegzog, in Baden-Baden; er mich in Parsch bei Salzburg, in Wien, in Chur und in Neuberg, dann waren wir gemeinschaftlich in Tarvis, woselbst er Bekannte besuchte und wohin ich ihn begleitete. Bei diesen Besuchen lernte ich nach und nach alle seine Söhne, die Tochter und deren Gemahl kennen.

Der älteste und der dritte Sohn waren Offiziere, der zweite Doktor und Musiker, der vierte Dr. phil., der fünfte Literat; alle fünf Söhne waren ganz hervorragend geistig begabt, und drei davon waren im Verlaufe der Zeit schriftstellerisch tätig. Verheiratet zu dieser Zeit war nur einer, der älteste, Alfred, der in der bayrischen Artillerie diente. Späterhin heirateten noch zwei Söhne, Doktor Max, der Musiker, und Doktor Fritz, der Chemiker.

Mit dem Musiker, der äußerst begabt war, ausgezeichnet Klavier vom Blatt spielte, war es eine wahre Freude, Sonaten zu spielen. Wie oft gedenke ich dieses herrlichen Genusses. Leider muß ich mich, um mein Buch nicht gar zu dickleibig zu machen, vom weiteren Erzählen über diese mir liebgewordenen Männer zurückhalten.

Im gegenseitigen Besuchen von uns Alten trat infolge früher eingetretener körperlicher Schwerfälligkeit seitens meines Freundes zuerst der Stillstand ein; ich besuchte denselben als der körperlich Frischere bis zum Jahre 1907 noch jedes Jahr. Wir waren bei diesen Besuchen selbstverständlich gegenseitig Gäste.

Die Tage, die ich bei meinem lieben Freunde zubrachte, gehören jedenfalls zu den schönsten meines Lebens, und die Erinnerung daran ist unauslöschlich bis zu dem wahrscheinlich nahen Momente, wo jede Erinnerung aufhört und das irdische Dasein überhaupt sein Ende hat.

Es war aber auch alles im Hause Steinitzer dazu eingerichtet, einem körperliche, seelische und geistige Ruhe zu verschaffen. Seine Hauswirtschaft bestand in zwei Mädchen, die wahre Perlen genannt werden müssen. Die Dienstboten- und die damit zusammenhängende soziale Frage waren in diesem Hause gelöst. 24 Stunden in diesem Haus, und die eine wußte, was man gerne ißt, und die zweite, wie man bedient sein will. Es war nur fraglich, wer mehr zu beneiden war: der Herr um die Dienerinnen, oder die Dienerinnen um den für sie und ihre Zukunft sorgenden Herrn.

Wie soll ich aber den Herrn beschreiben? Von Jugend auf rastlos im Studieren, hatte er bei sehr gutem Gedächtnis ein allgemeines Wissen in sich aufgespeichert, das man bewundern mußte. Von was immer die Rede war, wo immer man antupfte, wußte er Bescheid oder holte sofort die entsprechenden Bücher oder Vormerkungen, die er besaß und immer in seiner Bibliothek oder Schriftkasten zu finden wußte, hervor, um den Bescheid erteilen zu können. Leider behielt er sein reiches Wissen insofern für sich, als er es nie der Oeffentlichkeit durch Drucklegung übergab.

In Dingen der Künste, die er selbst nicht ausübte, überragte

sein Urteil meist das der Ausübenden. So insbesondere über Musik und Malerei.

Aber damit ist das Wesen dieses seltenen Mannes noch nicht genügend gekennzeichnet. Die Tiefe seines Gemütes, die jugendlichen Ideale, denen er bis in sein hohes Alter treu geblieben war, die philosophische Ruhe und die Klarheit seiner Anschauungen über alles Irdische teilten sich denjenigen, die mit ihm umgingen, unwillkürlich mit. Ich meinerseits ergoß alle Freude und alles Leid rückhaltslos in sein Herz, wenn letzteres mich beinahe zu erdrücken schien, und kam wie von einer Wunderkur von dem Aufenthalte bei ihm gesund und gestählt für die nächste Zeit zurück.

Vielleicht stehe ich schon vor dem traurigen Momente, ihn nicht mehr sehen zu können, da auch ich schon zum Reisen zu schwerfällig geworden bin.

Bis vor einem Jahre waren wir noch drei als Ueberreste der 1845 ausgemusterten Ingenieurakademieklasse am Leben, und zwar Oberst Baron Wattmann, Major Steinitzer und der Autor.

Der erstere unternahm noch mit 80 Jahren allein eine Weltreise und kam, wie er behauptete, ganz verjüngt und voll Notizen für seine auch im späten Alter eröffnete schriftstellerische Tätigkeit zurück.

Aber der Sensenmann ist ein kurioser Herr. Die Verjüngung konvenierte ihm nicht, und Baron Wattmann mußte nicht lange nach seiner Rückkunft — 22. November 1907 — dem unbarmherzigen Manne Folge leisten. So leben nur wir beide noch aus jener Klasse. — Wie lange noch!? —

Besonders hingezogen fühlte ich mich aber zu ihm durch seine vorurteilsfreie und objektive Beurteilung meiner Lebensverhältnisse, deren Entstehung er kannte und begriff.

Die Frau Z., die er bei seinen Besuchen näher kennen lernte, ehrte und schätzte er sehr hoch und übertrug dies auf sie, als sie meine Frau geworden war. Ihren Enkel Józio hatte er förmlich in sein Herz geschlossen.

Traurige Ereignisse im Allerhöchsten Kaiserhause.

1. Nicht lange nach meiner Zurückkunft von einer Irrfahrt nach St. Gilgen, wohin ich mich auf Wohnungssuche begeben hatte, am 29. Juli 1894, starb Seine Kaiserliche Hoheit der Generalartillerieinspektor Feldzeugmeister Erzherzog Wilhelm eines plötzlichen und unerwarteten Todes.

Ich war eben im Begriff, ins Kaffeehaus zu gehen, als ich einem bekannten Artillerieoffizier begegnete, der mich ganz erschrocken fragte,

ob ich schon wisse, daß Seine Kaiserliche Hoheit in Baden bei Wien vom Pferde gestürzt und infolge dieses Sturzes gestorben sei.

Wer hätte sich gedacht, daß dieser kühne, schneidige und vorzügliche Reiter sein irdisches Dasein auf diese Art beenden würde, um so mehr, da man bei dem Alter Seiner Kaiserlichen Hoheit, 67 Jahre, und der Frische und Rüstigkeit auf ein hohes Alter hoffen durfte.

Es müssen bei diesem traurigen Ereignis noch verhängnisvolle Umstände mitgewirkt haben, daß der Sturz vom Pferde einen derart tragischen Ausgang nehmen konnte.

Seine Kaiserliche Hoheit war durch seine liebenswürdigen Umgangsformen und seine Leutseligkeit derart beliebt, daß sein Tod in allen Kreisen auf das tiefste bedauert wurde.

Obwohl ich seit meinem Rücktritt aus der Aktivität in keinen dienstlichen Beziehungen zu Seiner Kaiserlichen Hoheit stand, so wirkte die Nachricht seines Todes in Rücksicht der vielen dienstlichen Berührungspunkte, die ich zu Hochdemselben als Generalgenieinspektor durch zwölf Jahre hatte, geradezu erschütternd auf mich. Ganz besonders in angenehmer Erinnerung blieb mir das mehrtägige Festungsmanöver in Komorn (1891), die letzte engere dienstliche Beziehung, in der ich zu Seiner Kaiserlichen Hoheit stand.

Sein um neun Jahre älterer ehemaliger Adjutant, dann Kammervorsteher, Geheimer Rat und Feldzeugmeister Johann Freiherr Koblitz von Willmburg, der gegen vierzig Jahre um seine Person war und durch viele Jahre das große Hauswesen Seiner Kaiserlichen Hoheit in vorzüglichster Weise leitete, lebt noch und ist trotz seiner neunzig Jahre von einer ganz merkwürdigen geistigen Frische, wogegen aber die Füße seinen starken Körper nicht mehr gut zu tragen vermögen.

2. Am 24. Mai 1898 starb zu Hernstein der am 6. Juni 1823 geborene Durchlauchtigste Herr Erzherzog Leopold. Er bekleidete, wie die Leser aus dem IV. Abschnitt dieses Bandes wissen, ein Vierteljahrhundert die Stelle eines Generalgenieinspektors.

Sein Tod traf mich sehr, da ich durch Jahre teils in nächsten, teils in weiteren Beziehungen zu bzw. unter ihm stand.

Seitdem Seine Kaiserliche Hoheit 1880 sich von der Aktivität zurückgezogen hatte, nahm seine komplizierte Krankheit, die ihn ja veranlaßt hatte, aus der Aktivität zu treten, langsam aber stetig, nur zeitweise von etwas besserem Befinden unterbrochen, zu. Er zog sich ganz nach Hernstein zurück, unterzog sich daselbst sehr scharfen Kuren, besonders gewiß übermäßigen Massagen, durch die er nach und nach

seine Muskeln an Armen und Beinen förmlich einbüßte. Merkwürdig frisch blieb dabei sein Geist, der seinen großen Besitz in musterhafter Ordnung zu leiten und zu erhalten wußte. Die geringste Unordnung, die, sei es durch die Bediensteten oder durch die etwas tiefe Lage des Schlosses in bezug auf Feuchtigkeit entstand, stellte er sofort ab; man fand in letzterer Beziehung oft das oder jenes in Arbeit, bei der Seine Kaiserliche Hoheit, solange er konnte, als einst oberster Ingenieur anordnete, leitete und beaufsichtigte.

War Seine Kaiserliche Hoheit von jeher eher etwas menschenscheu als gesellig, so schloß dies doch nicht das Bedürfnis aus, außer seinen Brüdern und Verwandten auch zeitweise ältere, ihm sympathische Genie-, Marine- und andere Offiziere nach Hernstein einzuladen. Die Einladungen wurden durch den langjährigen treuen Kammervorsteher, jetzigen k. u. k. Geheimen Rat, Feldmarschalleutnant Karl Freiherr de Vaux, einen äußerst liebenswürdigen, zuvorkommenden Herrn, zugesandt. Die Einladung war in ihrer Art so originell, daß ich ihrer deshalb erwähne. Solange Seine Kaiserliche Hoheit konnte, schrieb er sie selbst. Der Tag der Einladung war vom Abgange der Eisenbahn von Wien bis zur Zurückkunft nach Minuten eingeteilt; es hieß zum Beispiel Abfahrt von Wien 10 Uhr 5 Minuten, Ankunft in Vöslau 10 Uhr 50 Minuten, allfällig zweites Frühstück daselbst 11 Uhr 5 Minuten. Abfahrt per Wagen über Gainfarn-Berndorf nach Hernstein, Ankunft so und so viel Uhr, zum Abstauben, Reinigen x Minuten Zeit, dann Audienz detto, dann Essen, nach demselben Kaffee, Rauchen, meist im Gartensalon, endlich Abschied, Rückfahrt nach Wien, stets mit genauer Zeitangabe.

Mit der Zunahme der Krankheit und der Unbehilflichkeit des hohen Patienten im Essen und in der Bewegung nahmen die Einladungen und die Zahl der Eingeladenen ab; ich blieb als der letzte übrig, der aber auch immer seltener nach Hernstein befohlen wurde.

Unerwartete Besuche, selbst von seinen Nächsten, waren dem hohen Herrn deshalb unangenehm, weil sie ihn furchtbar aufregten.

Selbst mein anbefohlener Besuch regte ihn derart auf, daß er sich vor der auf fünf Minuten beschränkten Audienz noch rasch ins Bett legte und mich so empfing. Ich war aber während dieser kurzen Minuten kaum minder aufgeregt als der hohe Herr, denn wenn ich, im unwillkürlichen Vergleich von dem, was ich jetzt sah, zu der herrlichen, blühenden, kraftstrotzenden Gestalt von ehedem zurückdachte, so standen mir oft die hellen Tränen in den Augen. Aber der hohe Herr verdiente sie im vollsten Umfange. Es war geradezu rührend und für mich höchst ehrend, wie Seine Kaiserliche Hoheit von meiner

Generalgenieinspektorszeit an nie unterließ, mir für meine Wünsche zum „Neuen Jahr" herzlichst zu danken, mir hierbei sogar manchmal mit seinen Wünschen zuvorzukommen.

. Im Dezember 1884 erhielt ich nachstehende Zeilen zur Einsicht; sie waren an Oberst Baron de Vaux gerichtet, der sie mir überließ:

„Lieber Freund!

Es drängt mich sehr, Ihnen zu sagen, daß es mir schlecht geht, und gleichzeitig für alle Ihre geleisteten guten Dienste und bewiesene Anhänglichkeit recht sehr zu danken.

Mit dem Wunsche, daß es Ihnen und den übrigen stets recht gut gehe

Ihr ergebener

Hernstein, 5. Dezember 1884. Eh. Leopold m. p.
G. d. C.

Viele Grüße an Feldmarschalleutnant Baron Salis. Ich bitte es auch Becker, Hansen und Wanka mitzuteilen."

Unter diesem stand noch eigenhändig geschrieben:

„10 Uhr vormittags. Es geht mir etwas besser, ich gehe wieder herum.

E. Leopold m. p."

Im Verlaufe weiterer Jahre lauteten die Nachrichten aus Hernstein so ungünstig, daß man bei Hofe und in Wien an das baldige Ableben Seiner Kaiserlichen Hoheit schon fest glaubte. In dieser gefahrdrohenden Zeit hatte der Kammervorsteher Exzellenz Baron de Vaux aus eigener Initiative noch den Hofrat Professor Dr. Nothnagel zu einer Konsultation nach Hernstein gebracht. Dieser untersuchte den Patienten aufs sorgfältigste und äußerte sich zu Baron de Vaux: Seine Kaiserliche Hoheit sei zwar sehr krank, zum Sterben sei noch keine Ursache vorhanden; dieser Moment könne möglicherweise noch Jahre auf sich warten lassen.

Die Aeußerung des Professors teilte Genannter Seiner Kaiserlichen Hoheit mit, worauf derselbe Baron de Vaux den Auftrag gab, dies sofort Baron Salis mitzuteilen, was auch zu meiner freudigen Ueberraschung stattfand.

Bei einem Besuche, den ich nach dieser Zeit bei Seiner Durchlaucht dem Prinzen Emerich von Thurn und Taxis in Gleichenberg in seiner schönen Villa machte, erzählte dieser beim Essen, daß damals zum Leichenbegängnis Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzogs Leopold alles vorbereitet war und man ganz überrascht gewesen sei, daß Hochderselbe sich noch so erholte, der Sensenmann ganz

erschrocken über seine Dummheit zurückwich und Seine Kaiserliche Hoheit noch so lange mit seiner erbarmungslosen Umarmung verschonte.

Im Jahre 1898 während meines Aufenthaltes in Abbazia las ich zu meinem Erstaunen ungefähr nachstehende Notiz über Erzherzog Leopold: Es gehe ihm sehr schlecht, er empfange keine Besuche mehr, wolle auch niemand mehr sehen. Nur den Besuch seines ehemaligen Adjutanten, Baron Salis, erwarte er.

Nach Wien zurückgekehrt, erkundigte ich mich sofort beim Kammervorstand, Exzellenz Baron de Vaux, ob erwähnte Zeitungsnotiz wahr sei. Baron de Vaux sagte mir, wie diese Nachricht in die Zeitung gekommen wäre, wisse er nicht. Aber Seine Kaiserliche Hoheit hätte mich wirklich erwartet und ihm für den Fall des Besuches sogar die Weisung erteilt, zum Diner guten Champagner bereitzuhalten, und dabei noch bemerkt: „Aber guten, Baron Salis weiß ihn zu würdigen." Wäre mir mitgeteilt worden, daß Seine Kaiserliche Hoheit mich erwartete, so würde ich es gewiß nicht unterlassen haben, von Abbazia aus mich um eine — wahrscheinlich letzte — Audienz in Hernstein zu bewerben.

Obgleich ich nicht erschien, bewahrte mir mein ehemaliger hoher Chef seine Huld und Gnade bis an sein Ende. Davon zeugt, daß er meiner noch testamentarisch gedacht und mir zwei Andenken hinterließ: Die erste goldene Uhr samt Kette und Petschaft, die er in seiner Jugend von seinem Vater, Erzherzog Rainer, erhielt, und die Pfeife, ein schöner langer Tschibuk, aus der er zuletzt rauchte. Diese zwei Angebinde, die mich sehr freuten, wurden mir bei einem Diner bei Seiner Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Rainer feierlich übergeben.

Damit endigte ein Akt wahrhaft bewunderungswürdiger Anhänglichkeit eines kaiserlichen Herrn gegen einen langjährigen Untergebenen. Mit Dankbarkeit und voller Rührung denke ich daran zurück.

3. Der Tod unserer geliebten Kaiserin. In demselben Jahre, ich war noch in Baden bei Wien, durchlief am 10. September das Gerücht, unsere erhabene Kaiserin sei ermordet worden, die Stadt. Und nicht lange darauf bestätigten leider Plakate und Extraausgaben der Tagesblätter die furchtbare Nachricht.

Die Hand einer wilden Bestie in Menschengestalt hatte den Mordstahl geführt, dem unsere allgeliebte Kaiserin binnen kurzem und wenigstens schmerzlos erlag.

Alle Völker Oesterreichs und, man darf wohl sagen, der ganzen gebildeten Welt waren ebenso tief ergriffen über den Hingang unserer

geliebten Kaiserin als von Abscheu erfüllt über die ruchlose Tat eines fanatischen Wahnsinnigen.

Daß alle Völker Oesterreichs tief bewegten Herzens sich fragten, wie wird unser so oft schon schwergeprüfter Monarch diesen neuen furchtbaren Schlag ertragen, ist wohl selbstverständlich. Unwillkürlich dachte in diesem traurigen Moment gewiß jeder daran, ob er und wo er Ihre Majestät zuletzt gesehen habe.

So trat auch bei mir die Erinnerung helleuchtend zutage, wie ich die bezaubernde, jugendliche, hoheitsvolle Erscheinung zum erstenmal in München sah, als sie mit ihrer älteren Schwester, der späteren Königin von Neapel, aus dem Atelier des Malers Piloty trat, bei dem sich die junge Herzogin von Bayern, wahrscheinlich für ihren Bräutigam, unseren erhabenen Monarchen, malen ließ.

Dieser Erinnerung gesellte sich die an die Donau-Brautfahrt zu, dann die an die Festtage des Allerhöchsten Kaiserpaares in Venedig, die ich mitgemacht und bei denen ich Gelegenheit hatte, die holdseligste aller Frauenerscheinungen, die je eine Krone getragen haben, zu bewundern. Und dann blieb meine Erinnerung schaudernd stehen bei dem Gedanken an den jähen Tod ihres Sohnes, bei welchem furchtbaren Anlasse die Kaiserin zu einer Seelen- und Charaktergröße emporstieg, wie sie wohl selten in der Geschichte von Frauen zu finden sein dürfte.

Das Jahr 1898 war der erwähnten zwei Todesfälle, besonders des letzteren wegen, für alle Bewohner Oesterreichs ein tiefes Trauerjahr, für mich überdies speziell noch durch den Tod meines ehemaligen langjährigen kaiserlichen Chefs.

Ereignisse in meiner Familie bis zum Tode meiner Frau.

In meinem Leben von 1892 bis 1902 ereignete sich nicht viel, was von besonderem Interesse war und daher einer ausführlichen Beschreibung erwähnenswert sein dürfte. Ich lebte im allgemeinen zurückgezogen von der Welt weiter, ließ mich auch immer weniger bei Hofe sehen, bis ich mich mit dem Entschwinden des Augenlichtes von der öffentlichen Welt ganz zurückzog.

Musik und Malerei spielten bis zu dieser erwähnten Zeit die Hauptrolle in meinem Leben. In Wien spielte ich mit meinen schon mehrmals erwähnten Freunden und Freundinnen, denen sich ab und zu neue Bekannte, selbst Künstler zugesellten, jede Woche einmal Kammermusik und dreimal in der Woche Violine, Violin- und Viola- oder Violin- und Klavierduette, meistens letztere in Form von Sonaten, aber auch in anderer Form, und zwar jeden Freitag mit dem auf Wartegebühr befindlichen Generalmajor Alexander Hoffmann, mit

dem ich, allerdings mit Unterbrechungen, dreiundvierzig Jahre musiziere und der jetzt, wo ich nicht mehr mit ihm spielen kann, die Liebenswürdigkeit hat, am benannten Tage mir vorzuspielen.

Ab 1890 hatte ich für meine Kammermusiken einen musikalisch äußerst genial veranlagten, dabei gesellschaftlich sehr liebenswürdigen und wissenschaftlich gebildeten Violoncellspieler, den nunmehrigen Schuldirektor Herrn Alois Lach, gewonnen, der zu dem allem, was er kannte und wußte, auch sehr schön malte. Aber nicht in Wien allein, beinahe überall, wo ich auf längere Zeit Aufenthalt nahm, wußte ich mir Kammermusiken in kleinerem oder größerem Umfange zusammenzustellen.

In Abbazia fand ich in dem Sohne Janko meines leider schon am 23. Januar 1897 gestorbenen alten Ingenieurakademiekameraden und Freundes Oberstleutnant a. D. Josef Leard einen äußerst tüchtigen Musiker und gewandten Klavierspieler, in dessen Familie ich bei meinen früheren Aufenthalten von Abbazia aus in Fiume noch zu Lebzeiten seines Vaters in seinem komfortabel eingerichteten Hause öfters Quartette spielte. Ein ähnliches wußte ich mir all die Jahre, die ich in Abbazia zubrachte, mit Musikern der dortigen Musikkapelle zu bilden.

Das beste Quartett mit ganz vorzüglichen Musikern hatte ich mir aber im Jahre 1898 in Baden bei Wien durch Vermittlung des bekannten Badener Musikkapellendirektors Komzak zusammengestellt. Aber auch in Pitten (wie ich schon früher erwähnte), in Aspang, Gutenstein und Neuberg fehlte es mir nicht an Herren und Damen, mit denen ich sehr viel zusammen musizierte.

Führte ich, in bezug auf kleinere und größere Reisen während dieser langen Zeit, ein ziemlich bewegtes Leben, so war das meiner Frau und selbst meiner Söhne nicht minder bewegt. Meine Frau zog Ende der achtziger Jahre aus ihrer Wohnung in der Heugasse in eine in der Annagasse und von dieser Ende 1901 in eine solche auf der Seilerstätte in einem ihr und mir von früher her sehr bekannten Hause, in dem seinerzeit Mitglieder der Familie Henikstein, dann Baron von Tonder und Frau und der Besitzer des Hauses, Herr Brevellier, gewohnt hatten. Die Arme, sie hatte sich so auf diese neue Wohnung mit der prachtvollen Aussicht aus dem dritten Stock, über die Gartenbauanlage gegen den Ring und über denselben hinweg, gefreut! Sie sollte sie nicht lange genießen.

In meiner Frau selbst war mir gegenüber eine Wandlung eingetreten. Nun war sie diejenige, die im Interesse ihrer zwei Söhne, für die sie stets und immer eine ausgezeichnete Mutter war, eine Versöhnung mit mir wünschte.

Aber — nunmehr war es zu spät! — Indessen muß ich doch gestehen, daß sich unser gegenseitiges Verhältnis besserte, wir uns oft sahen und zusammenkamen; Anlaß dazu bot die kürzere oder längere wiederholte Anwesenheit meiner Söhne und ein paarmal die meiner Schwester in Wien, die bei meiner Frau wohnten, wie auch meine geschäftlichen Verbindungen als ihr Vermögensverwalter.

Von meinen Aufenthalten in Chur erwähne ich vorerst den vom Mai 1899.

Es wurde am 21. Mai und an dem darauffolgenden Tage durch einen Festzug, der die Stadt durchzog, und durch ein großartiges, offenes Theater auf einer großen Wiese die vor vierhundert Jahren stattgehabte Schlacht zwischen Oesterreichern unter ihrem Führer Ulrich von Habsberg und den Graubündnern gefeiert. In dieser Schlacht, genannt an der Calven, verlor in heldenmütigster Weise einer der Führer der letzteren, Benedikt Fontana, sein Leben.

Der Festzug war wirklich und weit über das Maß, das man von einer kleinen Stadt erwarten konnte, auf das glänzendste ausgestattet. Er war reich an Kostümen männlicher und weiblicher Schweizer Trachten, alten Waffen aller Art u. s. w. u. s. w. Auf dem offenen Theater, das malerisch und sehr schön ausgestattet war und als Hintergrund über die Kulissen hinweg das theatralisch geformte Graubündner Oberland sehen ließ, versinnlichte man nicht ohne Geschick teilweise die erwähnte Schlacht.

Vier Jahre später wurde in Chur ein Denkmal für Benedikt Fontana, entworfen und ausgeführt von Richard Kißling, aufgestellt, bei welcher Feierlichkeit ich auch zugegen war. Es freut mich, daß mein Garten mit seinen hohen Bäumen für das Denkmal einen sehr schönen Hintergrund bildet. Derzeit ist das gelungene Denkmal eine Sehenswürdigkeit der Stadt Chur.

Das Monument stellt den Helden in dem Augenblick dar, als er, von einer Stückkugel tödlich getroffen, mit der linken Hand die herausquellenden Eingeweide zurückhält und mit dem Schwert in der erhobenen Rechten den stürmenden Graubündnern die Richtung weist.

Die politischen Folgen dieser Schlacht waren für die Graubündner und ihre Zukunft so schwerwiegend, daß die Feierlichkeiten und das Monument vollkommen berechtigt waren.

Da meine zwei Söhne jedenfalls ein gut Stück meines Lebens ausmachen, muß ich nunmehr zu ihnen, d. h. zu dem Zeitpunkte zurückkehren, wo ich in diesem Bande sie verließ.

Hans war am 9. April 1891 als Bezirkshauptmann von Graz nach Radkersburg in Steiermark versetzt worden. Er hatte eine

solche Stelle selbst angestrebt, mußte aber dort länger bleiben, als es ihm und seiner Frau konvenierte, und zwar nicht deshalb, weil sie dort unzufrieden gewesen wären, sondern weil ihr Sohn Karl schon das Gymnasium besuchen sollte und ein solches in Radkersburg nicht vorhanden war.

Der einzige Sohn, um den es sich hier handelte, war ein lieber, guter Knabe von heiterem und lebhaftem Temperament. Um ihn in ein Gymnasium zu bringen, mußte Hans entweder in eine deutsche Stadt mit einem solchen versetzt werden oder Karl (der Sohn) die Eltern verlassen und andern Händen zu weiterer Erziehung übergeben werden, oder die Eltern mußten sich so lange trennen, bis der Vater die erbetene Versetzung erhalten hatte, und Frau und Sohn sich bis dahin in eine Stadt mit deutschem Gymnasium begeben.

Wiederholt stattete ich meinem Sohn und dessen Familie in Radkersburg Besuche ab und kehrte stets sehr befriedigt davon heim; denn das wohlgeordnete Haus meines Sohnes und das durch meine Schwiegertochter vorzüglich geführte Hauswesen, wie vor allem der Friede im Hause wirkte wohltätig auf mich ein.

Die zwei jungen Eheleute führten, wie man sagt, ein offenes Haus, sahen Leute bei sich, gaben Diners, hielten Equipage und brachten es schließlich zu einem sehr schönen Viererzug, den mein Sohn mit Stolz und Selbstbewußtsein kutschierte. Auch mich führte er darin über Stock und Stein und Feldwege minderer Qualität mehr zum Leid als zu meiner Freude herum, denn ich war ob der Umkippereien, die ich schon erlebt hatte, kein Held, wenn andere den Wagen lenkten. Wirbelte das eine oder das anderemal ein Rad in der Luft herum, so meinte ich auf einem Raddampfer oder Propeller zu fahren, dessen Räder bezw. Propeller bei hohem Wellengange nach der Seite und der Länge des Schiffes beide rasselnd in der Luft statt im Wasser arbeiten müßten.

Der Viererzug machte meinem Sohne viel Freude und zuletzt in Chur, wohin er ihn geschleppt hatte, viel Leid.

Obgleich ich mich hinsichtlich der erwünschten Versetzung auch ins Mittel legte, gelang es uns nicht, sie vor dem 14. Mai 1902 durchzusetzen. Er erhielt früher noch in Radkersburg den Titel und Charakter eines Statthaltereirates; seine Frau mit Sohn übersiedelten nach Mödling und blieben dort, bis eine Wiedervereinigung in Graz möglich wurde; davon aber noch später.

Wenngleich ich ganz bestimmt weiß, daß Hansens Amtierung in Radkersburg vollkommen entsprach und er hierbei in der Stadt und in seinem Bezirk eine beliebte Persönlichkeit war, so dürfte ich

nicht fehlgehen, wenn ich aus den späteren Ereignissen nach Eintreffen in Graz den Schluß ziehe, daß man meinem Sohne das Wegdrängen von Radkersburg übel vermerkte; für meinen Teil möchte ich den Schluß ziehen, mein lieber Sohn hat seinen Beruf verfehlt: er hätte Soldat werden sollen.

Zu meinem zweiten Sohne mich wendend, erzähle ich nachfolgendes: Am 1. Mai 1889 wurde Paul Oberleutnant im 6. Dragonerregiment und auf meine Vermittlung, um den Generalstabsdienst praktisch zu erlernen, am 1. November desselben Jahres der unter Kommando des Generalmajors Isidor Freiherr von Ripp stehenden 5. Kavalleriebrigade in Jaroslau zugeteilt.

Ich suchte ihn auf einer Inspizierungsreise, die ich in Galizien vornahm, daselbst auf und mußte mit seiner sozialen Stellung und derjenigen, die er sich unter den höheren Offizieren zu erwerben gewußt hatte, vollkommen zufrieden sein. Er blieb zwei Jahre in dieser Stellung, kam jedoch nicht in den Generalstab, sondern wurde zum 11. Dragonerregiment versetzt. Im April 1892 wurde Paul zum Personaladjutanten Seiner Exzellenz des Generals der Kavallerie und Kommandanten des 12. Korps in Hermannstadt, Anton Freiherr von Szvetenay de Nagy-Ohay, ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1893 verblieb und dann wieder zum Dragonerregiment Nr. 6 rückversetzt wurde. Am 1. Mai 1896 zum Rittmeister 2. Klasse beim Dragonerregiment „Fürst zu Windisch-Graetz" Nr. 14 ernannt, kam er in die Garnison Klattau in Böhmen, wo ich ihn besuchte. Am 1. November 1899 wurde er zum Rittmeister 1. Klasse im Regiment ernannt.

Der 27. Oktober 1900 brachte uns Eltern einen großen Schrecken: Paul stürzte in sehr unglücklicher Weise vom Pferde und erlitt hierbei nebst einer Gehirnerschütterung schwere Verletzungen an Stirn, Nase und Mund. Ich reiste noch an demselben Tage nach Klattau ab, um mich selbst von seinem Befinden zu überzeugen und das Nähere über seinen Sturz zu erfahren. Der Arme lag im Spital, sah schrecklich aus, das ganze Gesicht angeschwollen und verbunden, und doch versicherten die zwei Aerzte, die ihn mit größter Sorgfalt und vielem Geschick behandelten, daß eine Gefahr für das Leben nicht vorhanden sei und der Gehirnerschütterung keine Bedeutung beizumessen wäre, weil kein Erbrechen erfolgt sei; die Wunden an der Stirn würden verheilen und mit der Zeit ganz vernarben, bei Nase und Mund sei es nicht ausgeschlossen, daß späterhin operativ eingegriffen werden müsse. Paul war sehr glücklich, daß ich so bald kam, und hielt sich sehr tapfer; meine Frau nahm sich die Sache sehr

zu Herzen, wurde aber durch meine telegraphischen Berichte und Briefe beruhigt. Die Folgen des Sturzes waren für uns alle sehr schwerwiegend. Paul konnte und wollte aktiv nicht weiterdienen und strebte an, in Seiner Majestät Erste Arcièrenleibgarde eingeteilt zu werden; in dieser waren aber viele vorgemerkt, und es war daher vorauszusehen, daß die gewünschte Einteilung lange auf sich werde warten lassen; so lange aber konnte Paul nicht auf Wartegebühr bleiben, er mußte eine Lokalanstellung anstreben. Das erreichte er auch, aber seine Mutter erlebte die am 15. April 1903 erfolgte Einteilung zur Arcièrenleibgarde nicht mehr.

Veränderlich ist des Menschen Sinn und Wesen.

Nachdem es Frau Z. mit ihrem Enkel und Zugehör und mir samt Diener in unserer zweiteiligen Wohnung in der Schikanedergasse 2 1/2 Jahre gut gegangen und dem Enkel die Möglichkeit geboten war, im schönen gegenüberliegenden Garten des Barons K. während der Zeit, die wir in Wien zubrachten, frische Luft zu schnappen, wollte Frau Z. doch eine Wohnung mit eigenem Garten auftreiben. Das gelang uns aber lange nicht, und wir waren schon im Begriff, eine zweiteilige Wohnung mit großem Garten in Hietzing in Miete zu nehmen, als uns durch Bekannte mitgeteilt wurde, daß im VIII. Bezirke in der Langengasse 25 eine große Wohnung im Gartentrakte in einem ehrlichen ersten Stock zu haben wäre.

Ich besah mir die Wohnung und den dazugehörigen Garten von 2000 qm Größe, mit schönen Bäumen und Sitzplätzen, sagte trotz höheren Mietzinses für Frau Z. und mich Topp und so zogen wir im November 1899 in diese Wohnung, wo wir bis heute, allerdings unter veränderten Verhältnissen, noch wohnen.

Einen ähnlichen Umzug bewirkte im November 1901 meine Frau Theo in die Wohnung auf der Seilerstätte, die ich schon früher erwähnte.

Die Hausbesitzerin ließ meiner Frau in der neuen Wohnung alles nach ihrem Wunsche herrichten. Nur zu einem konnte sie sich nicht entschließen, — einen Lift, zu dessen Anbringung im Stiegenhaus mehr als hinlänglich Platz war, einbauen zu lassen, obgleich meine Frau sich erbot, die Hälfte der Kosten zu bezahlen.

Während wir, Frau Z. und ich, die nächste Zeit bis zum Beginn 1902 unser Leben in gewohnter Weise fortsetzten, trat auf der Seilerstätte ein schwerwiegendes Ereignis ein, das bestimmend auf die weitere Existenz aller dabei Beteiligten zurückwirkte.

Merkwürdigerweise war mein früherer Diener Portier in diesem Hause. Er war in den Jahren, seitdem er von mir weg war, Ehemann und sehr rundlich geworden und machte mit seinen etwas glotzenden, immer neugierig in die Welt schauenden Augen einen recht behäbigen und gutmütigen Eindruck; er erwies sich gegen meine Frau äußerst zuvorkommend, was nicht von jedem Portier oder Hausbesorger in Wien behauptet werden kann.

Ich muß erwähnen, daß meine Frau schon mehrmals von starkem Nasenbluten befallen worden war, das immer schwerer gestillt werden konnte, so daß sie von da ab bei dem Eintritt eines solchen Blutens sehr ängstlich war.

Bis zum 10. Dezember 1901 fühlte sich Theo sehr wohl. Am Zehnten speisten ich und meine Söhne bei ihr, und da schien mir, als ob sie sich nicht wohl fühle. Da dies öfters vorkam, maßen wir dem keine Bedeutung bei. Am Elften soll sie bis gegen Abend ganz gut aufgeräumt gewesen sein. Denselben Tag spät abends überkam sie ein heftiges, mit Hausmitteln nicht zu stillendes Nasenbluten. Man rief einen Arzt, der im Hause wohnte, herbei. Dieser, ein alter Herr, verlor den Kopf und konnte sich und ihr nicht helfen. Er selbst sandte um einen zweiten jüngeren Arzt. Bevor dieser ankam, war Theo in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Vorher gab sie noch dem Bedienten den Auftrag, mich sofort zu holen. Mit Hindernissen gelang es Theos altem treuen Diener Franz, um 4 Uhr 30 Minuten früh bis zu mir vorzudringen. Er sagte mir, ich solle gleich zur Baronin kommen, sie sei im Sterben, wenn nicht vielleicht schon gestorben.

Als ich zu ihr kam, waren die zwei Doktoren weg und sie schlief — der jüngere hatte sie durch zwei Injektionen von der Ohnmacht ins Leben zurückgerufen, verordnete alles, was zu tun war, empfahl nun unbedingte Ruhe und entfernte sich. Ich wartete nun in Geduld ihr Erwachen ab, was gegen 7 Uhr früh erfolgte. Sie war — so schien es mir — befriedigt, mich da zu wissen, und bat mich, dafür zu sorgen, daß Paul aus Galizien herkäme. Von Hans wußte sie, daß er ohnehin ab und zu von Radkersburg nach Mödling zu Frau und Kind fahre und dann auch immer zu ihr komme.

Von da ab bis zu ihrer letzten Stunde suchte ich sie täglich zweimal auf. Es war mir kein Wetter zu schlecht, um hinzugehen, drei Stockwerke auf- und abzusteigen, ihre Wünsche entgegenzunehmen und zu erfüllen, ihren Haushalt in geordnetster Weise fortzuführen, wobei sie mir vollständig freie Hand ließ.

Paul rückte bald ein, Hans kam, Theo schien sich zu erholen;

doch als sie auf Anraten ihres Hausarztes Dr. P. aufstand und das Nasenbluten wieder erschien, allerdings in geringerem Maße, verlor sie ganz den Mut, unterließ das Aufstehen und blieb eigentlich gegen den Willen des Arztes im Bett, ich glaube zu ihrem Schaden.

Schon am 12. Dezember (ihrem 69. Geburtstage) rückten zwei barmherzige Schwestern zur Pflege ein, so daß man sagen kann, die Kranke war durch diese und durch ihr eigenes pflichtgetreues, aufopferndes, langjähriges Dienstpersonal selten gut gepflegt.

Trotzdem wollte es nicht recht mit der Genesung vorwärtsgehen. Das Bettliegen, wenig Nahrungsaufnahme und der starke Blutverlust hatten sie schon sehr geschwächt. Da kam wie angeblasen ein Vorderarmrheuma mit rheumatischem Fieber über sie; nun hatte sie auch Schmerzen, was bisher nicht der Fall war. Sie konnte die beiden Vorderarme nicht heben; man mußte sie wie ein Kind nähren. Sie ertrug alles mit einer nahezu unheimlichen Geduld — beinahe Apathie! Aber auch dieser Rheumaanfall ging nach ein paar Tagen vorüber — dieser und das Fieber hatten sie aber weiter geschwächt, und obwohl der Doktor noch keine Gefahr erkennen wollte, schüttelte eine der Schwestern den Kopf und prognostizierte einen schlechten Ausgang.

Nun kam neuerdings Gänsehaut und Schüttelfrost, dann hochgradiges Fieber (40°), und jetzt schüttelte auch Dr. P. den Kopf und teilte uns mit, es sei eine Lungenentzündung im Anzuge. Ich wußte nun, daß Theos Ende nahe sei — zur Bekämpfung einer so akuten Krankheit reichten ihre schwachen Kräfte nicht mehr hin; auch begann zusehends der Verfall.

Am 13. Januar telegraphierte ich an Hans — am 14. war er da und entsetzt über die Veränderung, die mit der armen Mama seit seinem letzten Hiersein vor sich gegangen war!

Das Bewußtsein der Kranken hielt noch bis zum Fünfzehnten mittags an, wie eine freilich nur mehr gelallte Aeußerung bewies, aber eine Apathie gegen alles und alle war vorhanden, so daß wir sehr schmerzhaft davon ergriffen waren.

Am Vierzehnten spät abends (ich hole das nach) war sie mit den heiligen Sterbesakramenten versehen worden. Nachmittags des Fünfzehnten etwa um 2 Uhr begann die eigentliche Agonie — um 3 Uhr rief uns Pepi, Theos Mädchen, zum Bett, „es gehe zu Ende“. Und so war es; mitten unter uns, den zwei barmherzigen Schwestern, die die Arme unterstützten, und dem Dienstpersonal, alle kniend und betend, hauchte sie ihre Seele aus — ein tief ergreifender Moment! Ich möchte, es wäre diesem nichts weiteres gefolgt und

mir das fromme Gefühl, das milde, das versöhnende, das ich empfand, ungetrübt geblieben.

Bald nach diesem schmerzlichen Moment erschien der Theo seit Jahren behandelnde Dr. P., konstatierte den eingetretenen Tod, wandte sich gegen mich und sagte mir ungefähr: „Erlauben Exzellenz, daß ich Ihnen für das, was Sie meiner langjährigen Patientin in den Tagen ihrer Krankheit und in den Stunden des herannahenden Hinscheidens erwiesen haben, meine vollste Hochachtung und Verehrung ausdrücke, Sie haben Ihre Pflicht vollauf getan.“ Nun begann wie gewöhnlich das geschäftige Treiben um die Dahingeschiedene — wahrhaft ernüchternde Momente!

Ich zog mich an diesem Tag bald zurück, um für den nächsten Tag, wo mittags das Testament eröffnet und vorgelesen werden sollte, alles vorzubereiten, was ich an meine Söhne, von denen ich auch ohne Testamentseröffnung wußte, daß sie Universalerben sein werden, als Verwalter der Verstorbenen von dieser zu übergeben hatte. Das war leicht geschehen, ein Verzeichnis sämtlicher Wertpapiere war am Schluß des Jahres 1901 in duplo verfaßt worden, eines lag bei Theo, eines hatte ich. Ihr Kontokorrent bei mir in meinem Hauptbuche bedurfte nur des Abschlusses, um den Saldo, den sie bei mir hatte, ziffermäßig auszuweisen, und die Behebung der sämtlichen Wertpapiere nichts als einen Gang mit meinem älteren Sohne Hans in die Niederösterreichische Eskomptebank, wo die Wertpapiere wohlgeordnet in einem Self-deposit lagen.

Mittags den Sechzehnten fand in aller Form die Verlesung des eigenhändig, formell vollkommen rechtskräftig geschriebenen letzten Willens der Dahingeschiedenen statt; er war in Marienbad verfaßt und trug das Datum 20. Juni 1901. Auf die schmerzliche Ueberraschung, die mir der Inhalt des Vorgelesenen brachte und in mir eine Herzenstragödie erzeugte, die wohl bis an mein Ende dauern wird, will ich aus naheliegenden Gründen nicht weiter eingehen.

Die Uebergabe der Wertpapiere und des großen Barsaldos fand in Gegenwart des Notars statt, den meine Söhne als Testamentsvollstrecker annahmen, worüber ich von seiten meiner Söhne eine schriftliche Empfangsbestätigung und das Absolutorium über meine ganze, ein Vierteljahrhundert dauernde Verwaltung des Vermögens ihrer Mutter erhielt.

Von nun ab mischte ich mich in finanzielle Angelegenheiten meiner Söhne nicht mehr ein.

Glücklicherweise hatten sie durch die Erbschaft und auch durch ihre privaten Verhältnisse viel zu denken und zu tun, wodurch ihr

tiefer Schmerz um die geliebte Mutter eine gewiß wohltuende Ablenkung erfuhr; es dauerte lange genug (über ein Jahr), bis die Verlassenschaft und alles damit Zusammenhängende beendet war.

Vom 3. bis 18. Mai war ich mit meinen Söhnen in Chur, um dort das „Mein und Dein“ aller im „Alten Gebäu“ befindlichen Gegenstände zu trennen.

Bei dem Vielen, was in dem Gebäude vorhanden war und meist ohne Rücksicht auf das Mein und Dein in Gebrauch stand, und den mannigfachen Veränderungen, die mit dem und jenem im Verlaufe der Zeit vorgenommen worden waren, tauchten über manche Sachen bezüglich des Eigentumsrechts Zweifel auf. Der Entscheid darüber wurde meiner Schwester Berta überlassen, die sich bereitwilligst uns für die umfangreiche Inventarszusammenstellung zur Disposition gestellt hatte.

Ich konnte dieser Teilung keinen praktischen Wert beimessen, da die Erblasserin wie die Erben, meine Söhne, sehr gut wußten, daß ihnen nach meinem Ableben sowieso alles zufalle, was ich in Chur besitze und was das „Alte Gebäu“ auch an Sachen, die von ihrer Mutter herrührten, enthalte. De facto ist noch heute alles so im Hause vorhanden wie beim Ableben Theos.

Ich reiste von Chur mit neu erlebten Täuschungen nach Wien zurück.

Weder Frau Z. noch ich hatten je darauf gerechnet, frei zu werden. Wir waren es nun durch Umstände geworden, die wir gewiß nicht gewünscht und in Rechnung gezogen hatten. Sie waren aber eingetreten und es war nur natürlich, daß wir nach dreißigjähriger Dauer gegenseitiger Neigung nunmehr daran dachten, unserem Lebensroman zum Schlusse einen den Gesetzen und den religiösen Satzungen entsprechenden Ausgang zu verschaffen, d. h. uns zu verehelichen.

Wir hatten die Absicht, mit diesem Akte ein volles Jahr zuzuwarten. Aber mein Gesundheitszustand infolge der Aufregungen, die ich in letzter Zeit durchgemacht hatte, ließen mich befürchten, daß ich den gewählten Zeitpunkt nicht erleben und meinen Vorsatz also nicht werde ausführen können. Das bewog mich, Frau Z. den Vorschlag zu machen, den Termin zur Verehelichung auf zirka ein halbes Jahr zu reduzieren. Wir setzten unsere Trauung für den 10. Juni an.

Noch bevor dieser Tag herangenaht war, teilte ich meinen Söhnen und meiner Schwester brieflich mit, was ich vorhabe. Ich setzte ihnen die Beweggründe auseinander und betonte dabei, daß

ich es nunmehr als meine heilige Pflicht ansehe, in Lebensverhältnisse zu treten, die den Gesetzen, den religiösen Satzungen und sozialen Anschauungen und damit hoffentlich auch den Nächsten der Frau Z. und den Meinen entsprächen.

Meine Söhne nahmen die Mitteilung schweigend auf, und meine Schwester hätte nach meiner Ansicht besser getan, desgleichen zu tun. Man wußte ja sehr gut, daß Frau Z. einer in Laibach hochangesehenen und sehr wohlhabenden Familie S. entstamme, die für eine gute Erziehung ihrer Kinder aufs beste sorgen konnte und gesorgt hatte.

Am 10. Juni fand in der Sakristei der Maria-Treu-Kirche die Verehelichung mit Frau Z. in aller Stille, wie natürlich, statt. Außer den Trauzeugen hatten wir niemand eingeladen, dem Trauungsakte beizuwohnen; aber deshalb blieb er doch nicht ganz geheim, und es fanden sich einige unserer Bekannten und fremde Zuschauer, deren es ja immer gibt, in der Sakristei ein. Schon früher hatten wir von verschiedenen Seiten reichlich Blumen, Buketts in Vasen und ohne solche, Palmen u. s. w. zugesendet bekommen.

Wir jungen Brautleute, die wir zusammen 76 + 68 = 144 Jahre zählten, hatten uns möglichst schön hergerichtet, knieten würdig vor dem Altar und standen stramm vor dem uns einsegnenden Priester und erregten durch unsere Haltung die Bewunderung der hinter uns Stehenden, so daß diese sich nicht enthalten konnten, zu behaupten, wir hätten von rückwärts sehr schön und imposant ausgesehen. Mit diesem feierlichen Akte hatte ich übrigens auch bewiesen, daß es selbst im grauesten Altertum tapfere Generale gibt.

Nach Beendigung der Feierlichkeit, bei der der Pfarrer eine sehr schöne Rede gehalten hatte, für die wir uns bedankten, empfingen wir die Gratulationen der anwesenden Bekannten, setzten uns dann gleich in den Hochzeitswagen und begannen sofort die Hochzeitsreise von der Kirche in unsere Wohnung, die ungefähr zehn Minuten in Anspruch nahm. Von der Beschreibung der nun folgenden Honigmonate bitte ich die Leser mich gütigst zu entlasten.

Damit hatte eine dreißigjährige Geschichte zweier Herzen und der damit vielfach verflossenen Aufregungen ihren stillen Abschluß zur Befriedigung gefunden.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß wir Neuvermählten auf die Mitteilung des vollzogenen Aktes von Verwandten, Freunden und Freundinnen, näheren und weiteren Bekannten ganz überraschend viele und sehr schöne Gratulationsschreiben erhielten, in denen ausdrücklichst dem von uns getanen Schritt die vollste Würdigung und Billigung zuteil wurde.

Ich gehe nun über die nichts Besonderes enthaltenden folgenden Jahre bis 1906 rasch hinweg und erwähne nur, daß wir den Sommer nacheinander in Neuberg, Marienbad, Gutenstein und Baden bei Wien sehr angenehm zubrachten, ich speziell mehrmals in Baden-Baden bei meinem Freunde Steinitzer und in Zürich und Chur war.

Um aber auch dem Lebenslauf meiner zwei Söhne den richtigen Abschluß bis zum Jahre 1906 zu geben, erwähne ich nachfolgendes:

Hans wurde am 14. Mai 1902 zur Statthalterei nach Graz versetzt und konnte sich nunmehr mit seiner Familie vereinigen. Da sich aber bei der Aufnahme eines entsprechenden Logis Schwierigkeiten ergaben, so kaufte er sich 1903 ein Familienhaus in der Elisabethstraße, nachdem er aber zu meinem großen Leidwesen schon am 1. Januar desselben Jahres auf sein Ansuchen in den Ruhestand getreten war.

Von da ab bis zum Jahre 1906 führte Hans ein ruhiges, beschauliches Leben, besuchte vielfach Vorlesungen an der Universität, Konzerte, Theater, musizierte selbst sehr viel mit Frau und Fremden auf dem Klavier, vertrieb sich die Zeit mit großen Spazierritten und Spaziergängen und zu guter Jahreszeit mit Reisen bald da-, bald dorthin, sogar bis zum Nordkap.

Paul erhielt am 29. September 1903 den Preußischen Kronenorden III. Klasse und dann das Mariannenkreuz. Seine Hauptbeschäftigungen in den nächsten Jahren waren, seine schon sehr ansehnliche und auch sehenswerte Briefmarkensammlung zu ergänzen und zu vermehren, sich als Amateurphotograph und als Sänger weiter auszubilden. Beides gelang ihm in nicht gewöhnlichem Maße.

Als Photograph erwarb er sich so viel Ansehen, daß seine Vorträge, die er unter Vorzeigen seiner photographischen Aufnahmen in Klubs und selbst auf der Universität hielt, viel besucht und geschätzt sind. Es erschienen wiederholt in illustrierten Zeitungen Abbildungen seiner Aufnahmen mit zugehörigem Text.

Er besaß eine ungewöhnlich schöne Baßstimme, infolge deren er meinte, er hätte seinen Beruf verfehlt, hätte zum Theater gehen und die Million, die in seiner Kehle liegt, verwerten sollen; das konnte nun nicht mehr geschehen; dafür bildete er sich aber im Gesang tüchtig aus und ließ sich des öfteren in gesellschaftlichen Kreisen und in Kirchen hören.

Einen Teil des Sommers brachte er mit seinem ganzen Haushalt, denn einen solchen hatte er sich nach dem Tode seiner Mutter durch Uebernahme von deren alten Bediensteten angetan, in Chur in meinem „Alten Gebäu" zu. Er reiste auch viel herum und erweiterte dadurch gewiß ansehnlich seinen Blick.

Und nun kommt der Schluß, d. h. der Tag, an dem ich mein achtzigstes Lebensjahr vollendete, der 19. Februar 1906.

Am 12. Februar 1906 erschien im „Fremdenblatt" ein Artikel unter dem Titel: „Feldzeugmeister Freiherr von Salis-Soglio", der das lesende Publikum des genannten Blattes darauf aufmerksam machte, daß ich am 18. Februar genannten Jahres mein achtzigstes Lebensjahr vollende. Statt 18. sollte es 19. heißen — aber es sollte noch gar manches anders lauten! Der Verfasser dieses Artikels hatte sich durch den Schwung seiner Feder offenbar hinreißen lassen und mich dargestellt, wie ich vielleicht einstens gewesen, es aber jetzt nicht mehr sein konnte; denn meine Dilettantenkünstlerschaft hatte 1906 schon ihr erzwungenes Ende ganz erreicht — und ich glaube, auch meine Liebenswürdigkeit in allen Gesellschaftskreisen, die ich so wenig mehr als Konzertsäle und Theater besuchte! Eines hatte aber der so wohlwollende und schmeichelhafte Artikel erreicht: er hatte mich aus der Dunkelkammer meines Lebens an das Tageslicht gezogen und Verwandte, Freunde und Bekannte veranlaßt, sich meiner zu erinnern und mir zu gratulieren.

Nach dem Erscheinen dieses Artikels begab ich mich in das Bureau des „Fremdenblattes" und erfuhr daselbst, daß der Verfasser ein mir sehr befreundeter Graf sei. Nachher aber hörte ich, daß es der Bankier R. wäre, der mir allerdings sehr befreundet war und noch ist und der mir wahrscheinlich, weil er wußte, daß ich zwei Monate zu früh auf die Welt und deshalb von da ab überall zu früh kam, noch einen Tag Frühgeburt mehr zuerkannte.

Schon in der Frühe des Achtzehnten ging es in der Langengasse lebhaft zu. Es drängten sich Diener und Dienerinnen mit Buketts, Blumenkörben, ja sogar ganzen Blumenbäumen gegen das Haustor meines Wohnhauses.

Da stutzten die Leute, denn was kam dahergefahren?! Eine Hofequipage, aus der ein Flügeladjutant Seiner Majestät in voller Parade stieg und dem ein Hofdiener mit einem in weißes Papier gewickelten Pakete folgte. Es war Seiner Majestät Flügeladjutant Franz Graf Schaaffgotsche, der mir im Auftrage Seiner Majestät dessen Allerhöchste Gratulation zu der Vollendung meines achtzigsten Lebensjahres überbrachte. Als Angebinde hierzu übergab er mir das wohlgetroffene, photographische Bild in großem Kabinettformat, das die ganze Gestalt Seiner Majestät darstellte und die Allerhöchste eigenhändige Unterschrift trug. Es war prachtvoll und kostbar eingerahmt und in einem schönen Etui verwahrt.

Ueberdies überreichte er mir das nachfolgende, im Allerhöchsten

Auftrage verfaßte Schreiben Seiner Exzellenz des Ersten Generaladjutanten Seiner Majestät, Generals der Kavallerie Eduard Grafen Paar, und weiters noch ein sehr schön kalligraphisch ausgeführtes Gratulantes zu meinem achtzigsten Geburtstage, unterschrieben von sämtlichen Offiziersmitgliedern der Militärkanzlei Seiner Majestät.

Das ersterwähnte Schreiben lautet:

„Euer Exzellenz!

Seine k. und k. Apostolische Majestät geruhen mit Freuden den heutigen Tag wahrzunehmen, an welchem es Euer Exzellenz vergönnt ist, in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit und Frische das achtzigste Geburtsfest zu begehen, um Euer Exzellenz Allerhöchstderen innigste und herzlichste Glückwünsche zu dieser selten schönen Feier auszudrücken.

Allerhöchstdieselben gedenken hierbei in aufrichtiger Erkenntlichkeit der langjährigen, hervorragenden, im Kriege und im Frieden vielfach ausgezeichneten Dienste Eurer Exzellenz und ergreifen gerne den heutigen Anlaß, um Eurer Exzellenz neuerdings einen Allerhöchsten Gnadenbeweis in der mitfolgenden Allerhöchst gefertigten Photographie huldvollst zuzuwenden.

Indem ich die Ehre habe, dies im Allerhöchsten Auftrage zu Eurer Exzellenz Kenntnis zu bringen, bitte ich Euer Exzellenz, auch meine wärmsten Wünsche gütig entgegennehmen zu wollen. Mit der Versicherung ausgezeichnetster Hochachtung verharre ich als Euer Exzellenz unwandelbar und ganz ergebener

Eduard Paar,
Generaladjutant."

Wien, 18. Februar 1906.

Anläßlich dieses Festtages erhielt ich nebst vielen persönlichen Gratulationen von Damen und Herren im Verlaufe des Achtzehnten und Neunzehnten noch an hundert Glückwünsche in Form von Briefen, Telegrammen und Karten aller Art.

Unter den Telegrammen befand sich auch eines von Seiner Kaiserlichen Hoheit Herrn Erzherzog Ferdinand Karl aus Steiermark. Unter den persönlichen Gratulanten befand sich eine fünfgliedrige Offiziersdeputation meines Infanterieregiments Nr. 76 unter Führung des Regimentskommandanten Oberst Rudolf Heß, die mir mit einer schönen und warmen Ansprache des Herrn Obersten eine prachtvoll geschnitzte Kassette, deren Deckel mit meinem Wappen in Altsilber versehen war, und meiner Frau ein prächtiges Rosenbukett feierlichst überreichte. In der Kassette lagen die Photographien sämtlicher

Offiziere des Regiments. Den Schluß dieser Feier bildete ein Diner, das ich der Offiziersdeputation gab, bei dem naturgemäß der erste Toast auf Seine Majestät begeistert ausgebracht wurde.

Mein Zimmer war dieser Tage so voller Blumen in allen Formen und Farben, daß es mehr wie das Boudoir einer gefeierten Tänzerin nach einer Benefizvorstellung aussah wie das eines achtzigjährigen Feldzeugmeisters.

Daß unter allen erwiesenen Ehrungen die Huld und Gnade, die mir durch Seine Majestät zuteil wurde, über alle anderen hoch emporragte, ist wohl ganz selbstverständlich.

Ich war dadurch, daß sich Seine Majestät meiner Person und meiner Dienstleistungen so warm erinnerte, ebenso überrascht als aufs tiefste gerührt, ja sogar wahrhaft ergriffen. Es war mir, als ob ich erst jetzt mit wirklicher Befriedigung auf meine langjährige Militärlaufbahn zurückblicken und die Augen ruhig schließen könnte. Zur nächsten Audienz bei Seiner Majestät stellte ich mich ein, um tiefbewegten Herzens unter zurückgehaltener Rührung meinen Dank Seiner Majestät darzubringen.

Aber es war dies nicht das letztemal, daß ich vor dem Throne erschien, denn noch zweimal wurden mir Gnadenakte, wenn auch nicht persönlich für mich, so doch für meinen Sohn Hans und einen Verwandten zuteil, für welche ich Seiner Majestät meinen untertänigsten Dank auszudrücken hatte.

Damit ist „Mein Leben“ im Buche beendet. Wann das Ende meines wirklichen Lebens eintreffen wird, steht in des Allmächtigen Hand. Naturgemäß kann es wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Der Sensenmann hat mir erst kürzlich ein stark vernehmbares Memento mori in die Ohren geraunzt. Ich nehme deshalb schon jetzt ernstlich von meinen Lesern Abschied und danke allen, die mit Wohlwollen der Beschreibung „Meines Lebens“ im Buche gefolgt sind, insbesondere aber der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig, die sich der Herausgabe meines Werkes unentwegt freundlichst annahm.

Hierbei erlaube ich mir die Leser zu bitten, gütigst zu berücksichtigen, daß ein alter, morscher Baum keine schönen Blüten und süßen Früchte zu tragen imstande ist und daß man einem Greise von zweiundachtzig Jahren nicht die Schwungkraft der Feder zumuten darf wie der eines Mannes in der Vollkraft seines Lebens.

Stammwappen der Familie Salis



Berichtigungen

Es soll heißen:

I. Band:

S. 11 Zl. 12/13 v. o.: Portugal, insbesondere dem Kaiserhause Oesterreich*) u. s. w. leisteten ....
„ 16 „ 1 v. o.: vier Töchter statt: fünf.
„ 90 „ 13 v. o.: Dębica statt Debica.
„ 120 „ 15 v. o.: Mirandola statt Mirandolo.
„ 185 „ 13 v. o.: Schlei statt Schleie.
„ 186 „ 2 v. u.: Daublebsky v. Sterneck statt Daublewsky v. Sterneck.
„ 229 „ 8/9 v. o.: des „tapferen Landsoldaten" statt „tapferen Mannes".

*) Für dieses standen in Kriegsdiensten bis 1906: 74 Offiziere aller Chargen, darunter die nachstehenden 11 Generale verschiedenen Grades, und zwar:

1. Anton von Salis, trat 1551 als Hauptmann eines Fähnleins deutscher Knechte in österreichischen Dienst, starb 1558 auf der Durchreise aus der Schweiz nach Ungarn als „Zeugmeister".
2. Rudolf Freiherr von Salis, Feldzeugmeister, Kriegsrat, Inhaber eines Regiments deutscher Knechte. Feldzeugmeisterpatent vom 15. Mai 1568. Bestallbriefe als Inhaber 1574 und 1578.
3. Jakob von Salis, Generalfeldwachtmeister, fiel 1659 vor Stettin. Generalspatent vom 20. Februar 1657.
4. Hanns Wolf Freiherr von Salis, gestorben 1640, Feldzeugmeister, Inhaber eines Regiments zu Fuß, Deutsch-Ordens-Komtur. Feldzeugmeisterpatent 1638.
5. Paul Freiherr von Salis, gestorben 1799, Feldmarschalleutnant, Theresien-Ordens-Ritter (für die Verteidigung von Aspern). Feldmarschalleutnantpatent 1797. Theresien-Ordens-Promotion 1793.
6. Rudolf Graf Salis, gestorben 1840. Feldmarschalleutnant, Kämmerer, Geheimer Rat. Zweiter Inhaber des 3. Infanterie-Regiments, Theresien-Ordens-Ritter (für Ebelsberg und Znaim). Feldmarschalleutnantpatent 1832. Theresien-Ordens-Promotion 1810.
7. Ulisses Freiherr von Salis, Generalmajor, gefallen 1848 bei S. Lucia. Generalmajorpatent 1848.
8. Heinrich Graf Salis, Feldmarschalleutnant, Kämmerer, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 25, gestorben 1858. Feldmarschalleutnantpatent 1854.
9. Daniel Freiherr von Salis, Feldzeugmeister, Geheimer Rat, Kämmerer, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 76. Generalgenieinspektor. Feldzeugmeisterpatent 1889.
10. Franz Karl Freiherr von Salis, Feldmarschalleutnant, Kämmerer. Feldmarschalleutnantpatent 1890.
11. Rudolf Freiherr von Salis, Generalmajor, Kämmerer. Generalmajorpatent 1900.

Es soll heißen:

S. 229	Zl. 11	v. o.:	den „tapferen Landsoldaten“ statt „tapferen Mann“.
„ 232	„ 16	v. u.:	Middelfart statt Middlefart.
„ 236	„ 9	v. o.:	Limfjord statt Lijmfjord.
„ 257	„ 7	v. u.:	26 Jahre vorausgreifend statt 41 Jahre.
„ 259	„ 18/19	v. u.:	Ceschi a Santa Croce statt Ceschi von Santa Croce.
„ 265	„ 10	v. u.:	Somma statt Soma.
„ 271	„ 3	v. u.:	Oberleutnant Arlati statt Leutnant Arlati.
„ 271	„ 8	v. u.:	Gendarmerie-Oberleutnant Arlati statt Gendarmerieleutnant Arlati.

Band II:

S. 20,	Zl. 3	v. u.:	Rottanara statt Roncanara.
„ 33,	„ 13	v. u.:	Alberti di Poja statt Alberti di Pistoya.
„ 117,	„ 13	v. u.:	St. Gertraud statt Preblau.

Alphabetisch geordnetes Namensregister für beide Bände

Rudolf
gen ist vi

Ge

Memoiren eines russischen Gouverneurs

Von

Fürst S. D. Urussow

Kischinew 1903—1904

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Einzig berechtigte deutsche Ausgabe.

Illustrierte Zeitung, Leipzig: „Wir wüßten im Augenblick kein Buch über osteuropäische Wirren zu nennen, aus dem man bei aller Schlichtheit und fast gesuchten Ungelahrtheit spielend so viel lernen kann wie aus diesem musterhaften Bericht. Hat das große Rußland nur noch ein Dutzend solcher rückgratstarken, unvoreingenommenen, kerntüchtigen Männer zu versenden, dann ist es um seine Zukunft nicht schlecht bestellt."

Pester Lloyd, Budapest: „Dem künftigen Historiker russischer Zustände und russischer Beamtensitten werden die Denkwürdigkeiten des Fürsten Urussow als erste Quelle dienen. Das Buch enthält keine Sensationen, aber in seiner Gesamtheit bildet es eine hervorragende Sensation. Noch niemals wurden die Machenschaften der Leiter der inneren Politik in Rußland von einem hohen Staatswürdenträger so grell beleuchtet, noch niemals wurde in das Wespennest der russischen Bureaukratie so tiefer Einblick gewährt. Den Enthüllungen der im Auslande in russischer, deutscher, französischer und englicher Sprache erscheinenden Blätter russischer Emigranten über die schier unglaublichen Mißstände in der Verwaltung schleudern die Anhänger und die Freunde des Zarismus das Wort ‚revolutionär-terroristisch' entgegen, aber da erschien ein Mann, dessen politische Zuverlässigkeit und patriotische Gesinnung über alle Zweifel erhaben sind, und enthüllt mutig diese Mißstände, welche er selbst als hoher Staatswürdenträger, als Vertrauensmann des Zars gesehen und beobachtet hat. Und darin liegt die Sensation des Memoirenwerkes des ehemaligen Gouverneurs und Ministergehilfen Fürsten Urussow."

Frankfurter Zeitung: „Urussows Memoiren werden viele Leser finden. Nicht nur, weil er vorzüglich und recht amüsant zu erzählen weiß, sondern weil hier ein Mann spricht, der Gelegenheit hatte, Rußlands Bureaukratie aller Rangstufen so kennen zu lernen, wie es eben nur jemand möglich ist, der selbst dazu gehört; und ein Mann, der gewillt ist, alles, was er gesehen hat, so objektiv, als er dazu nur irgend imstande ist, wiederzugeben. Vieles von dem, was er in dem vorliegenden Bande erzählt, ist nicht ganz unbekannt; er selbst und andere haben es in der ersten Duma von der Tribüne herab gesagt; manches hat die russische und namentlich die ausländische Presse vor und nach dem Pogrom von Kischinew mitteilen können. Aber vieles, was bisher nur als Vermutung galt, darf jetzt als authentisch gelten und wird den Zeitgenossen und dem späteren Historiker helfen, sich im Chaos der ersten Revolutionsjahre Rußlands zurechtzufinden."